

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/2006



Jahrg. 18, Heft 2, August 2006, ISSN 0947-7233



Titelbild: Fabelhaftes Tier als Wasserspeier am Dom zu Freiburg; Kopie nach Original, 1530 [Schymiczek 101]. (Zum Artikel von Franz Siepe, S. 505)

Impressum:

Zeitensprünge Interdisziplinäres Bulletin

(vormalig ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge

www.mantis-verlag.de

dort auch das **Aufsatzregister** der *Zeitensprünge*

Stichwortverzeichnis: www.chrono-rekonstruktion.de eingerichtet von

Andreas Otte. Anmeldung über andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 35,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2006 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 12,-). **Jahrgänge:** 1989 = 17,50 €; 1990-1991 je 20,- 1992-1994 je 22,50,- ; 1995 = 27,50; 1996 = 30,- ; 1997-1998 je 32,50; 1999-2000 je 35,- ; 2001-2002 je 37,50 ; 2003-2005 je 35,- . Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 18, Heft 2
August 2006

Editorial

Folgt ein Jahrestreffen dicht auf ein *Zeitensprünge*-Heft, dann können Engpässe hier wie dort auftreten, kann doch ein Vortrag nicht vorab bereits in den Heften publiziert worden sein.

Wie steht es also mit dem **Jahrestreffen am 1./2. Oktober?** Würzburg hat sich nicht realisieren lassen, weil dort die Preise in Richtung Zürich abzuheben drohten. Nun haben wir eine sehr gut erreichbare Alternative in **Kassel**; Einladungsschreiben können weiterhin bei mir angefordert werden.

Das Vortragsprogramm ist weitgehend fertig. **Gunnar Heinsohn** wird über Jahwe und seine Astaroth sprechen, womit das Verständnis über die erfundenen Götter vorangetrieben wird. **Ulrich Voigt** wird einen weiteren Kalenderstein vorstellen, der nach seiner Meinung die unveränderte Kalenderzählung bestätigt. Sein Vortrag wird gewissermaßen flankiert durch drei weitere Ausführungen. Einmal von **Werner Frank** über die Mondbeschleunigung, die ohne Berücksichtigung eines Zeitensprungs unverständlich wäre. Ungeachtet der glatten Kalenderrechnung möchte **Hans-Erdmann Korth** eine beweisbare Doppelung innerhalb der Baumringsequenzen zeigen, die nur durch einen Zeitensprung von knapp 300 Jahren erklärbar ist. **Gert Sperling** wird hingegen *Das Pantheon in Rom als Abbild und Maß des Kosmos* präsentieren (auf sein gleichnamiges Buch darf hier bereits verwiesen werden). An diesen Themenkomplex wird sich mit Sicherheit eine Diskussion anschließen. **Manfred Neusel** wird uns seine Sicht der Fundsituation für das frühmittelalterliche Rhein-Main-Gebiet vorstellen, während **Gerhard Anwander** weiteres Bildmaterial für heidnische Darstellungen in christlichen Kirchen zeigen wird. Der **Herausgeber** kann mit umfänglichem Material demonstrieren, wie konsequent hochmittelalterliche Klöster ganze Kombi-Pakete aus gefälschten Urkunden, gefälschter Architektur und gefälschten Traditionen zusammengestellt haben, um mit Rückgriffen bis ins 6., ja bis ins 1. Jh. maximale Vertrauenswürdigkeit zu bieten.

Doch wie immer wird das Gespräch mit Gleichgesinnten den meisten Gewinn versprechen! Heuer sind die Anfahrtswege im Durchschnitt kurz, viele benötigen nur eine Übernachtung. Auch Sie können teilnehmen!

Bronzezeitliche Astronomie

Das Steinbeil von Radewell – ein luni-solar-planetarer Kalender

Martin Kerner

Einleitung

In Radewell bei Halle (Sachsen-Anhalt) wurden im Jahr 1856 Steinbeile mit geometrischen Ritzungen auf der Oberfläche ausgegraben, die der neolithischen Salzmünder Kultur zugerechnet werden. Sie sind aus Schiefer gefertigt, der in Suhl gebrochen wurde; kein optimal geeignetes Steinmaterial für eine Axt. Ein Exemplar von 35 cm Länge trägt auf der Oberfläche eingeritzte Ornamente. Die aus Strichen und Kreisen bestehenden Ritzungen können unschwer als Symbole einer astronomischen Kalenderdarstellung gedeutet werden, die die Eckdaten eines luni-solar-planetaren Kalenders versinnbildlichen. Es wird die Zählung dieses dreifachen Kalenders symbolisch als Arbeitsanweisung aufgezeigt. Damit ist dies wohl der älteste Nachweis dafür, ebenso wie der Bezug auf den Mondkalender als Referenz. Die Symbolik der Steinritzung ist identisch mit derjenigen der Bronzescheibe von Nebra, nur dass sie ca. 2.000 Jahre älter ist. Damit kann sie als Vorgängerin gewertet werden. Das Beil von Radewell lässt erkennen, dass der 32-jährige luni-solare Kalender bereits vor 6.000 Jahren in Verwendung war, 4.000 Jahre vor Coligny (F), dem Bronze-Parapegma des fünfjährigen luni-solaren Kalenders aus der Zeit von ca. -100.

Es stellt sich die Frage nach der Verbindung der Astronomie mit dem Steinbeil. Sie liegt grundsätzlich in der sakralen Handlungsweise der Astronomen. Das Steinbeil ist ein Werkzeug zur rituellen Speicherung der himmlischen und damit göttlichen Messdaten auf Kerbhölzern. Das Kerbholz war die reale Ausführung des Kalenders für den praktischen Gebrauch. Das gegenwärtige Datum konnte im Vergleich des Kerbholzes mit der Arbeitsvorschrift ermittelt werden und es war kopierfähig. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass es Kerbholz-Bibliotheken gab. Das Steinbeil von Radewell ist der archäologische Beweis für die Verarbeitung und Speicherung astronomischer Messdaten ganz allgemein und damit eine sinnvolle Ergänzung der Bronzescheibe von Nebra. Es ist beachtenswert, wie einfach die Zählsequenzen für den dreiteiligen Kalender aufgebaut sind, was als intellektueller Leistungsausweis betrachtet werden kann.

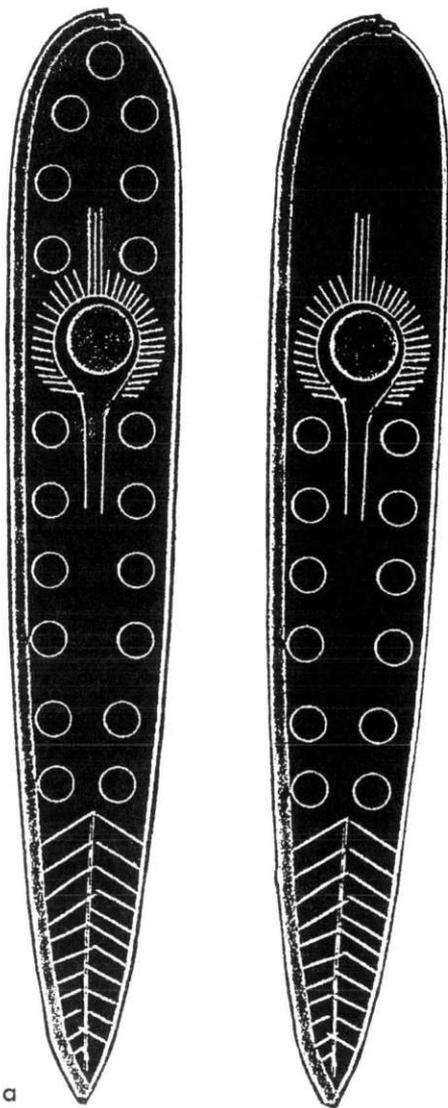


Abb. 1 b

Abb. 1 a

Abb. 1a: Die Steinritzungen auf der Oberseite des Steinbeils von Radewell aus der neolithischen Salzmünder Kultur zeigen mit hoher Genauigkeit die Symbolik der Venus-Synode, die entlang der Kontur umläuft.

Abb. 1b: Die modifizierte Abb. 1a zeigt die Symbolik des Mondäquivalents des tropischen Jahres [Torbrügge, Abb. 2].

Beschreibung des Schemas der Ritzungen

Als Bildreferenz wurde die Abbildung aus TORBRÜGGE [Abb. 2] verwendet und zur besseren Darstellung der Symbolik vom Autor modifiziert. Die Abb. 1 zeigt in 1a den vollen Umfang des Schemas als Venus-Synode; das Mondäquivalent ist in 1b abgebildet. Sie zeigt Steinritzungen auf der Oberseite eines Steinbeils, dessen Alter auf ca. 5.300 vor heute geschätzt wird. Die Steinritzungen sind sehr übersichtlich und eindeutig: Das Zentrum der bildlichen Darstellung ist das Loch für den Beilschaft, das von einem offenen Ring umgeben ist, von dem ungleich lange Strahlen ausgehen, die möglicherweise Zählsequenzen verkörpern.

Die Öffnung des Kreises kann als Hinweis für eine nicht ganzzahlige Teilung betrachtet werden. Auf der einen Seite sind es 19 und auf der anderen 14 kurze Striche, die einmal von 3, einmal von 2 langen Strichen unterbrochen werden, die in der Längsachse des Beilkopfes verlaufen. Insgesamt sind es 33 kurze und 3 + 2 lange Teilungsstriche. Die zwei langen Striche begrenzen den offenen Ring in Richtung der Schneide. Diese 36 Striche könnten als Dekaden für 360 Tage des Rundjahres gedeutet werden. Die Dekaden wurden mit den Fingern gezählt, aber als Einheit registriert, wobei die Kreisöffnung die verbleibenden fünf oder sechs Tage der Epagomenen wie im altägyptischen Dekankalender anzeigt. Im Teil, der die Schneide beinhaltet, sind 12 Kreise in zwei parallelen Reihen angebracht, die von den beiden Enden des offenen Ringes in zwei Gruppen zu je sechs Kreisen geteilt werden und in der Schneidenspitze 11 dachförmige Winkel, die zu einem 'Tannenbaum' zusammengefasst sind. Im kleineren zweiten Teil sind sieben Kreise dargestellt.

Die 11 Winkel des 'Tannenbaumes' hat MARZAHN [2006] als Tagesbogen (Tageslauf der Sonne) gedeutet, dem zuzustimmen ist. Die Kreise werden als synodische Mondumläufe gewertet und hier als Lunationen bezeichnet, wie in den Abb. 1a und 1b gezeigt wird. Im kleineren Teil der Oberfläche sind sieben Kreismarken eingeritzt. In der oben genannten Publikation wurde diese Steinritzung als luni-solarer Kalender beurteilt. Die in Abb. 1a dargestellte Venus-Synode, die durch 19 Kreise und 2 x 11 Striche des Tannenbaumes symbolisiert wird, ist so angeordnet, dass die Strichsymbole den Konturen des Beiles entsprechend umlaufen. Der Umlauf wird mittig von zwei langen Strichen zur Schneide hin und drei diametral dazu unterbrochen. Diese beiden Strichgruppen können als Hinweis auf die beiden Konjunktionen gewertet werden: drei Striche für die obere, zwei für die untere. Damit würde jeweils die Hälfte der Kreissymbole den Morgen- und den Abendstern versinnbildlichen. Die Gesamtheit der fünf langen Striche würde als Zählsequenz den Durchlauf der Synoden durch den Zodiak kennzeichnen.

Der luni-solar-planetare Kalender

In der nachfolgenden Beschreibung soll diese Beurteilung zu einem luni-solar-planetaren Kalender erweitert werden, wobei die Betrachtung von einem Mondkalender als Referenz aus erfolgen soll.

Für die sehr wichtige Zählung der Lunationen besteht die Schwierigkeit der halben Tage, die man durch das Zählen von 59-tägigen Doppellunationen überbrückte, wie uns linguistisch überliefert ist. Die Doppellunation wird demzufolge mit 1 x 14- und 3 x 15-tägigen Halblunationen gezählt. Die Zählung der Doppellunation erfolgte mit den 14 kurzen Strichen im kleinen Sektor:

1 x 14 kurze Striche

3 x 14 kurze Striche und je einen langen.

Die langperiodische Zählung wird durch die Doppellunation nicht gestört, denn:

1 Mondjahr = 6 Doppellunationen;

1 Eklipsenabstand = 3 Doppellunationen (Eklipse = Finsternis).

Die elf Tage des 'Tannenbaumes' können als die Differenz zwischen dem tropischen Jahr von 365,24 und dem Mondjahr von 354 Tagen gewertet werden. Die 12 Kreise stellen 12 Lunationen zu je 29,53 Tagen dar. Demzufolge entsprechen 12 Lunationen plus 11 Tage dem Mondäquivalent des tropischen Jahres. Zählt man auf dem Strahlenkranz um das Stielloch 33 Mondjahre, so erhält man 32 tropische Jahre als Periode des luni-solaren Kalenders:

$33 \times 12 \times 29,5306 = 11694,1176$ Tage

$32 \times 365,2421 = 11687,7504$ Tage $\Delta -6,3675$ Tage

$19,8 \times 584 = 11563,2$ Tage $\Delta -124,5504$ Tage

In 33 x 12 Lunationen müssen 12 Schaltlunationen eingeschoben werden. Das bedeutet je eine Schaltlunation im Abstand von 33 Lunationen. Die kurzen Strahlen des Kranzes können als Merker für die Schaltregel des Mondes betrachtet werden, wenn man damit in Lunationen zählt anstatt in Mondjahren.

Sieben Kreise füllen den kleineren Teil der Oberfläche des Beiles aus. Zählt man diese zu den 12 im großen Teil hinzu, so ergeben sich 19 Lunationen als Hinweis auf eine Venus-Synode. Der genaue theoretische Mittelwert einer Venus-Synode beträgt 584 ± 7 Tage oder 19,8 Lunationen. Aus diesem Grund müssen die im 'Tannenbaum' markierten Tage mitgezählt werden: Die Zählung beginnt in der Schneidenspitze des Beiles mit den 11 Tagen des halben Tannenbaumes, es folgen die 19 Lunationen und sie endet mit den 11 Tagen der restlichen Hälfte des Baumes, das entspricht 583,1 Tagen. In fünf Synoden durchläuft die Venus den Zodiak in acht tropischen Jahren und

benötigt dazu die Zeit von 99 Lunationen. Das bedeutet den dreimaligen Umlauf der Lunationen auf dem zentralen Kranz ($3 \times 33 = 99$). Drei überlange Strahlen heben sich als Merker markant von den anderen ab und ragen als Hinweis in den kleineren Teil der Oberfläche hinein, der für die Venus-Zählung reserviert ist.

Der Strahlenkranz hat damit eine mehrfache Aufgabe für die Zählung des luni-solar-planetaren Kalenders:

- 14 kurze Strahlen zeigen eine 14-tägige Halbmoonation an.
- 14 kurze und 1 langer Strich zeigen eine 15-tägige Halbmoonation an. 1×14 und $3 \times (14 + 1)$ entsprechen einer Doppellunation zu 59 Tagen.
- Insgesamt 36 Strahlen bedeuten in Dekaden gezählt die Anzahl Tage des altägyptischen Dekankalenders.
- Die beiden langen Striche, die die Öffnung des Ringes begrenzen, symbolisieren damit die 5 oder 6 Tage der Epagomenen und die Ungeradzahligkeit der Zyklen.
- Mit 33 Mondjahren gibt er die 32-jährige Gesamtperiode des luni-solaren Kalenders vor.
- Mit 33 Lunationen bestimmt er die Schaltfrequenz für die Lunationen.
- Mit 19 Lunationen und 22 Tagen wird eine Venus-Synode von 583 Tagen gezählt.
- Mit $3 \times 33 = 99$ Lunationen wird der Durchlauf der Venus durch den Zodiak in acht tropischen Jahren gezählt.
- $3 + 2$ lange Striche zählen ebenfalls den Umlauf der Venus.
- $3 + 2$ lange Striche in diametraler Stellung zeigen die Konjunktionen der Venus-Synoden an.

Dieses Wissen war etwa 1.000 Jahre vor dem Bau der Cheops-Pyramide bekannt und um 1.500 Jahre älter als die astronomischen Aufzeichnungen auf Keilschrifttäfelchen der mesopotamischen Völker, 2.000 Jahre vor der Bronzescheibe von Nebra und 3.500 Jahre vor dem keltischen Bronzeparapegma des fünfjährigen luni-solaren Kalenders von Coligny.

Schaltregel zum 32-jährigen luni-solaren Kalenderzyklus

Ein luni-solarer Kalender über 32 tropische und 33 Mondjahre erfordert das Einschleiben von 12 Schaltlunationen. Betrachtet man den Mondkalender als Referenz, so ergibt sich die einfache Regel, dass nach jeder 32. Lunation eine Schaltlunation folgen muss, wie es die nachfolgende Tabelle darstellt. Wird jedoch das tropische Jahr als Referenz für die Schaltregel vorausgesetzt, so wird diese komplizierter, wie es H. FILLING gezeigt hat.

In seiner Arbeit *Die kryptische Darstellung der Venus auf der Himmelscheibe von Nebra* hat H. FILLING [2006] die Schaltregel errechnet für den 32-

jährigen luni-solaren Kalender, bezogen auf das tropische Jahr als Referenz. Dabei wird versucht, das Mondjahr bzw. den synodischen Umlauf mit dem tropischen Jahr in Übereinstimmung zu bringen, so als hätte man die Absicht, den Mondkalender unserer heutigen Agenda anzupassen. Dies erfordert eine wesentlich komplexere Schaltregel, die mit der oben genannten Arbeit detailliert durchgerechnet wurde. Diese Schaltregel wurde erst viel später eingeführt mit der Triëteris, Penteteris und Oktaëteris.

RADEWELL bestätigt den dreiteiligen luni-solar-planetaren Kalender 2000 Jahre vor Nebra.

Tabelle der Schaltlunationen aus der Sicht des Mondkalenders

	S = Sonne	M = Mond	V = Venus	VS = Venus-Synode
	L = Lunation	Δ = Differenz	d = Tag	a = Jahr
1	S	2 $\frac{2}{3}$ a	973,98 d	
	M	33 L	974,51 d	Δ -0,53 d
2	S	5 $\frac{1}{3}$ a	1947,96 d	
	M	66 L	1949,02 d	Δ -1,06 d
3	S	8 a	2921,94 d	
	M	99 L	2923,53 d	Δ -1,59 d
	V	5 VS	2920 d	
4	S	10 $\frac{2}{3}$ a	3895,92 d	
	M	132 L	3898,04 d	Δ -2,12 d
5	S	13 $\frac{1}{3}$ a	4869,90 d	
	M	165 L	4872,55 d	Δ -2,65 d
6	S	16 a	5843,88 d	
	M	198 L	5847,06 d	Δ -3,18 d
V	10 VS	5840 d		
7	S	18 $\frac{2}{3}$ a	6817,65 d	
	M	231 L	6821,55 d	Δ -3,9 d

8	S	21 $\frac{1}{3}$ a	7791,85 d	Δ -4,23 d
	M	264 L	7796,08 d	
9	S	24 a	8765,81 d	Δ -4,78 d
	M	297 L	8770,59 d	
V	15 VS	8760 d		
10	S	26 $\frac{2}{3}$ a	9739,79 d	Δ -6,19 d
	M	330 L	9745,98 d	
11	S	29 $\frac{1}{3}$ a	10713,77 d	Δ -5,84 d
	M	363 L	10719,61 d	
12	S	32 a	11687,75 d	Δ -6,37 d
	M	396 L	11694,12 d	
	V	20 VS	11680 d	

Der Saros-Kalender

Die Saros-Periode ist durch Eintritt und ersten Durchlauf des Mondes durch den Halbschatten der Erde definiert. Er schiebt sich von Eklipse zu Eklipse durch den Erdschatten und tritt nach ca. 1.500 Jahren wieder aus, womit die Saros-Periode beendet ist.

Der Saros-Zyklus ist keine kalendarische Periode, sondern nur eine periodische Zeitdifferenz zwischen dem Erscheinen von Eklipsen. Für die damalige Astrologie wäre es jedoch zweckmäßig gewesen, wenn die Eklipsen in kalendarischer Weise hätten vorausgesagt werden können. Demzufolge wäre ein Saros-Kalender unabhängig von der allgemeinen Kalendarik mit einem auf den Frühlingspunkt der Ekliptik bezogenen Anfangswert. Es treten jedoch Sonnen- und Mondeklipsen auf, die erstere bei Dunkelmond und die letztere bei Vollmond. Somit muss es auch zwei parallel verlaufende Saros-Perioden geben mit einer Phasendifferenz von einer Halblunation. Allgemein wird eine Zeitdifferenz von 18 Jahren und 11 Tagen für eine Saros-Periode angegeben. Dies ist irreführend, denn sie ist ein mondspezifisches Ereignis von 223 Lunationen bzw. 242 drakonischen Umläufen, wobei diese beiden Frequenzen über die Dauer einer Saros-Periode eine Schwebung bilden. Eklipsen treten nur dann auf, wenn Sonne, Mond und Erde aus geozentrischer Sicht in Reihe stehen. Diese Position ist gegeben, wenn die drakonische Bahn des Mondes in aufsteigender oder abfallender Weise die Ekliptik kreuzt. Die Kreuzung der

Bahnen muss innerhalb einer Toleranz von ca. $\pm 8^\circ$ und bei Voll- oder Dunkelmond erfolgen, damit die Eklipse beobachtet werden kann. Diese Konstellation der drei Gestirne zum Voll- und Dunkelmond ergibt sich nicht in zwangsläufiger Folge, da die Knotenpunkte nicht mit ganzzahligen Lunationen übereinstimmen. Die damit verbundene zeitliche Verschiebung verunmöglicht eine kalendarische Voraussage der Eklipsen.

Eine Vorausschätzung unter den oben genannten Unsicherheiten kann alle sechs Lunationen nach einer erfolgten Eklipse angenommen werden. Dazu geeignet wären die beiden Reihen der Mondsymbole im großen Teil der Steingravierung auf dem Beil. Man könnte sie als zwei Halbperioden für die Voraussage von Eklipsen verwenden unter der Bedingung eines dafür geeigneten unabhängigen Nullpunktes.

Hypothese für den Gebrauch des Steinbeils

Die Ritzungen auf dem Steinbeil stellen symbolisch den Generalplan für den dreiteiligen luni-solar-planetaren Kalender dar und geben damit die Anleitung zur Ermittlung des Arbeitsablaufes zur Bestimmung des Datums mit diesem komplexen Kalender. Am Beil selbst sind keine Möglichkeiten erkennbar, diesen Arbeitsablauf zu vollziehen. Dazu sind weitere – nicht überlieferte – Hilfsmittel notwendig: Kerbhölzer, die mit dem Beil markiert werden. Gemäß Plan müssen mindestens drei Hölzer für die Markierung der Mond-, Sonnen- und Venusbahn vorhanden sein und ein weiteres, wenn man die Eklipsenvorhersage mit einbeziehen will.

In der Steinritzung ist für jedes Kerbholz ein Arbeitsweg vorgezeichnet. Nach beendeter Messung muss der Astronom das entsprechende Holz auswählen, in das er seinen Messwert einschlagen will. Nach der Markierung des Holzes vergleicht er diese mit dem Plan auf dem Beil und ermittelt damit seine Position im Kalender als Datum. Die Kerbhölzer können nebeneinander gelegt und parallel so verschoben werden wie ein Rechenschieber, um damit auch die Tage der Lunationen interpolieren zu können. Ebenso ist eine Ankopplung an bronzene Planetarien möglich. Wenn er seine Zählungen und Messungen regelmäßig durchführt, kennt der Astronom jederzeit den relativen Stand seiner drei Kalendergestirne. Für die Eklipsen-Vorhersage gelten allgemein die gleichen Bedingungen, nur ist der Nullpunkt der Zählung phasenverschoben. Damit ist die Kalendertrinität durch die Kerbhölzer eindeutig festgelegt. Nunmehr fehlt nur noch eine Bezeichnung der Venus-Synoden für längere Zeiträume, die wohl den Minimalansatz einer Schrift voraussetzen.

Die Venus-Synode ist die Grundlage für die Berechnung der olympischen Spiele, die wiederum im klassischen Griechenland die Regierungsperioden der Herrscher markierten.

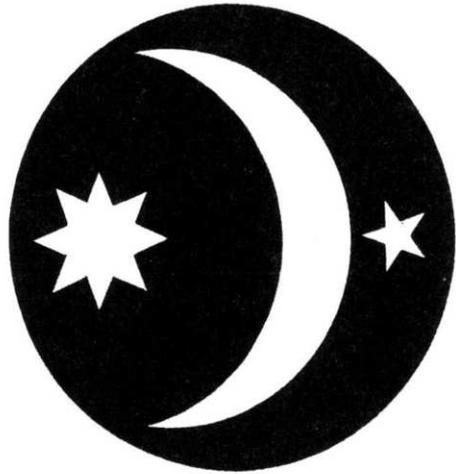
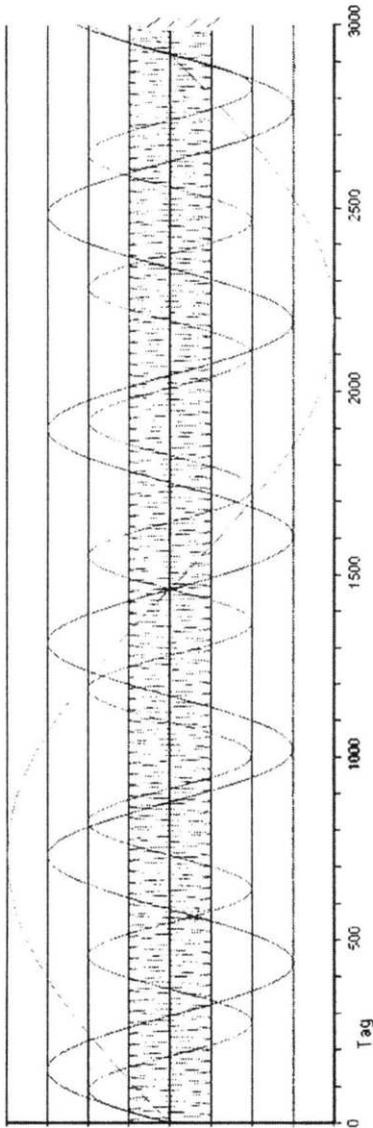


Abb. 2: Diagramm des zeitlichen Verlaufes der achtjährigen Schwebung des lunisolar-planetaren Kalenders [Wolfgang Tross]

Abb. 3: Das Wappen der Stadt Halle a. d. Saale (im Original stehen die beiden Sterne übereinander) mit Mondsichel, Morgen- und Abendstern als Symbol des Planeten Venus. Der achtstrahlige Stern verkörpert ihren Lauf durch den Zodiak in acht Jahren, der fünfzackige die Synoden des Umlaufes.

Das Steinbeil von Radewell ist zweifelsfrei der Vorgänger der Nebra-Scheibe mit dem ältesten und genauesten bisher bekannten Venus-Kalender. Seine Abweichung vom heutigen statistischen Mittelwert ist kleiner als ein Tag. Damit ist ein Hinweis auf die Bedeutung der Venus-Synode für die frühe Kalendarik gegeben, die sich mit großer Wahrscheinlichkeit im Wappen der Stadt Halle widerspiegelt.

Die gleiche Methode der Messung mit Schwebungswellen wird heute in physikalischen Instrumenten, z.B. elektrooptischen Entfernungsmessern, angewendet [Kerner 1971; 1975; 1979].

Das kulturelle Umfeld

Wir müssen uns vergegenwärtigen, dass vor ca. 6.000 Jahren die damalige Kultur schriftlos war und der Mond das himmlische Kalenderblatt darstellte. An der Mondphase war der Tag zu erkennen und an seiner Neigung gegenüber dem Horizont bzw. der Ekliptik die Jahreszeit. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wurde in Doppellunationen von 59 Tagen über Halblunationen zu 3 x 15 und 1 x 14 Tagen gezählt.

Das hier beschriebene Ritualbeil trägt nur symbolische Ritzungen und ist nicht in der Art eines Parapegmas mit Löchern ausgestattet, in die man Merker stecken kann zur laufenden Memorisierung der Zählung, die über so lange Zeiträume unumgänglich ist. Möglicherweise war das Beil ein Werkzeug zum Einschlagen von Kerben in Hölzer, die leider nicht überliefert sind und die Aufgabe eines Messwertspeichers hatten.

Die sehr eindeutige und übersichtliche Symbolik des luni-solar-planetaren Kalenders setzt den lunaren Zyklus als Referenz voraus und bezeichnet die Koinzidenzpunkte mit dem tropischen Jahr unabhängig von dessen jahreszeitlicher Gliederung. Mit Ausnahme der höchsten Gottestage an den Sonnenwenden waren diese auch nicht gefragt. Die Sonnenwenden als Gottestage wurden wohl separat mit dem Mondäquivalent für das tropische Jahr bestimmt. Dies deutet darauf hin, dass der Mond die primäre Kalender-Referenz darstellte, von der aus die Zyklen der Sonne und der Venus abgeleitet wurden, die man auf getrennten Kerbhölzern registrierte. Aufgrund des Alters dieses beschriebenen Reliktes ist es eine wichtige Erkenntnis für die europäische Kulturgeschichte.

Das Ritual-Steinbeil von Radewell in seiner eindeutigen Art ermöglicht die Datierung des luni-solar-planetaren Kalenders für Europa in die Zeit von ca. 6.000 Jahren vor heute und ist damit ein wichtiges Indiz für die intellektuellen Leistungen dieser Menschen.

Das Mondhorn als astro-geodätisches Instrument

Es sei noch darauf hingewiesen, dass der viel zitierte Satz des Diodorus Siculus zum 19-jährigen Besuch des Gottes Apollo bei den Hyperboreern, um die Gestirne neu zu justieren, durch die Anmerkung der späteren Übersetzer auf den Metonischen Zyklus bezogen wird. Wenn aber Apollo die Gestirne nachjustiert, so kann es sich nur um die nördliche Mondwende handeln, denn der Metonische Zyklus kann nicht justiert werden.

Am Ende des 19. Jhs. wurde beim Bau des Yachthafens am Ausfluss der Limmat aus dem Zürichsee ein Keramik-Fragment gefunden, das die Entdecker als Mondhorn bezeichneten und als Ritualinstrument eines unbekanntes Mondkultes deklarierten. Es wurde restauriert und ist im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich ausgestellt. W. BRUNNER [1985, 62] entdeckte einen in den Fuß des Artefaktes eingestochenen Mondkalender in der Art eines Parapegmas. Der Autor ergänzte es mit einem Lotfaden zum Visieren und erkannte darin ein astro-geodätisches Messinstrument mit einer 16-teiligen Skala für den megalithischen Kalender des tropischen Jahres für die Zeit um -2.000 und die geographische Breite des Fundortes [Kerner 2006a].

Damit wurde das Mondhorn vom Alpenquai als luni-solarer Kalender, ca. 1.000 Jahre vor Coligny erkannt [LeContel/Verdier].

Weiterhin wurde das Mondhorn näher untersucht und ein Einstich am Fuß entdeckt, der exakt dem theoretisch errechneten Abstand des Lotfadens von der Skala entspricht. Ein weiterer Einstich etwa in der Mitte der Skala konnte als Marke für das Azimut der Äquinoktien entschlüsselt werden. Die Lage der Ost-West-Achse ist wichtig für die Positionierung des Instrumentes, nachdem es vom Aufstellungsort entfernt und wieder neu eingerichtet werden soll.

Nach der theoretischen Berechnung der Sonnenaufgangs-Azimute wurde die Messunsicherheit des Gerätes statistisch errechnet und mit $0^{\circ}3$ ermittelt.

Die Rekonstruktion des Mondhorns zu einem gebrauchsfertigen Instrument erfolgte, nachdem die von Johann HUGIN hergestellte Replik aus dessen Nachlass zur Verfügung stand [Kerner 2006a].

Das Ritual-Steinbeil von Radewell ist prinzipiell kein Kalender, es symbolisiert jedoch alle Eckdaten des luni-solar-planetares Kalendersystems in der gleichen Art und Weise wie die Bronzescheibe von Nebra. Es wird ca. 2.000 Jahre früher datiert. Die Symbolik könnte 'fugenlos' in die Scheibe integriert werden. Sie würde diese dann um die Darstellung der Messwertspeicherung erweitern und die Verwendung von Kerbhölzern in den Bereich höherer Wahrscheinlichkeit rücken und sogar die Hypothese gestatten, dass es möglicherweise Kerbholz-Bibliotheken gegeben hat. Die Ogham-Schrift der Kelten ist ebenfalls eine Kerbholzschrift, die sich aus den Messwertaufzeichnungen der Astronomen entwickelt haben könnte.

Die Bronzescheibe von Nebra ist ein Teil des komplexen Kalendersystems in einer schriftlosen Kultur, die einen luni-solar-planetaren Kalender entwickelte. Das Steinbeil von Radewell und die Nebra-Scheibe beinhalten den Verfahrensplan des Kalenders in der Art einer Arbeitsanweisung in symbolischer Form. Sie vermitteln die Zuordnung der Beobachtungen zu den Gestirnen sowie ihre getrennte Transkription auf Datenspeichern. Dabei wird die Symbolik des Verfahrensplanes in eine lineare Zahlenfolge transkribiert. Diese muss mit dem symbolischen Plan verglichen werden, um die augenblickliche Position im Umlauf der Gestirne zu ermitteln und die relativen Phasenlagen ihrer Zyklen zueinander.

Diese Resultate: Nullpunktverschiebung und Phasenlagen der einzelnen Komponenten der Schwebungsfrequenz bilden die Grundlage der Datumsfindung. Die Berechnung ist komplex und bildet wohl das eigentliche Geheimnis der Priester-Astronomen. Mit hoher Wahrscheinlichkeit sind die Goldhüte nicht nur Statussymbole dieser Kaste, sondern auch gleichzeitig Berechnungstabelle. Eine gezielte, mathematisch fundierte Untersuchung der Goldhüte könnte möglicherweise einen besseren Einblick verschaffen.

Die Ergebnisse dieser Berechnungen können nunmehr für jedes Gestirn einzeln auf Kerbhölzern oder Parapegmen gespeichert und auch auf Bronze-Planetarien übertragen werden, wo sie für den täglichen Gebrauch Verwendung finden können.

Die Bronzescheibe von Nebra ist der erste Teil eines luni-solar-planetaren Kalendersystems und stellt symbolisch den Verfahrensplan des Kalenders dar. Sie dient in der Art einer Arbeitsvorschrift zur Transkription der Symbole auf externe lineare Datenträger, z. B. Kerbhölzern, die dann den realen und kopierbaren Kalender verwirklichen.

Geht man davon aus, dass ein Mondkalender als Kerbholz vorliegt, so ist ein Vergleich mit den astronomischen Daten der Synode zu deren Konjunktionen am einfachsten.

Für die konstruktiven Diskussionen und die Beschaffung der Unterlagen sei den Herren Dr. Rainer GUTEWORT und Dipl.-Ing. Holger FILLING vielmals gedankt.

Bibliographie

- Brunner, William (1985): Hinweise auf urgeschichtliche astronomische Kenntnisse; in: *Helvetia archaeologica* Jg. 16, 50-62
- Filling, Holger (2006): Die kryptische Darstellung der Venus auf der Himmelscheibe von Nebra; Kierspe
- Kerner, Martin (2006a): Das Mondhorn vom Alpenquai-Zürich – Rekonstruktion; CH-Kirchdorf

- (2006b): Bronzezeitliche Astronomie – Bronze-Planetarien; CH-Kirchdorf
 - (2005): Bronzezeitliche Astronomie – Die Kalenderscheibe von Nebra; CH-Kirchdorf
 - (2004): Frühe astro-geodätische Messgeräte; in: *Geomatik Schweiz* (1) 25-28, (2) 67-75
 - (2003): Das Zepter der Venus – Die Kalenderscheiben von Nebra und Falera; in: *Helvetia archaeologica* Jg. 34, 34-62
 - (1979): Wellenlängenstabilisation; in: *Feinwerktechnik & Messtechnik* (8) 368-372
 - (1975): Rechner für phasenmessende Präzisionstelemeter mit mehr als zwei Wellenlängen; Sonderdruck *Feinwerktechnik & Messtechnik* (6) 283-90
 - (1971): Spektralapparat zur Stabilisierung der Lichtwellenlängen; Sonderabdruck in: *Optik* Jg. 32, 468 ff.
- LeContel, Jean-Michel / Verdier, Paul (1997): *Un calendrier celtique. Le calendrier gaulois de Coligny*; Paris
- Marzahn, Ingo (2006): Frühes Finsterniswissen in Europa am Beispiel der Himmelscheibe von Nebra; in: *MegaLithos* (1) 8-19
- Torbrügge, Walter (1979): *Kunst im Bild – Europäische Vorzeit*; Baden-Baden

Martin Kerner, CH-3116 Kirchdorf

Der Goldhut von Schifferstadt

Ein olympischer Venus-Kalender

Martin Kerner

Der Goldhut wurde im April 1835 von einem Bauern beim Pflügen gefunden. Er stand auf einer gebrannten Tonplatte in einem rechteckigen Erdschacht. Da der Fundort zur damaligen Zeit auf bayerischem Staatsgebiet lag, gelangte er in den Besitz des General-Commissärs und über Speyer ins *Bayerische Staatsmuseum* nach München. Der große Vorteil dieses Hutes war sein guter Erhaltungszustand, denn er wurde unbeschädigt ausgegraben. 1934 wurde der Hut vom *Bayerischen Landesmuseum* an das *Pfälzische Landesmuseum* in Speyer zurückgetauscht, womit er wieder in die Obhut des für die Fundstelle zuständigen Museums gelangte. 1976 wurde der Hut im *Römisch-Germanischen Museum* in Mainz restauriert und hat seither eine Größe von 29,6 cm; sein Gewicht beträgt 350,5 g und sein Alter wird auf -1400 geschätzt.

In seinem Buch hat K. KOCHER [1987] den Goldhut von Schifferstadt als Kalender analysiert. Dabei hat er den obersten Ring mit 19 Noppen als die 19 tropischen Jahre des Metonischen Zyklus angenommen. Alle anderen Marken hat er als Dekaden zu 10 Tagen gezählt. Als Resultat hat er den Hut als vierjährigen Kalender eingeschätzt.

Der Metonische Zyklus ist ein luni-solarer Kalender. Im Zusammenhang mit einer kalendarischen Darstellung auf einem Goldhut kann nur dann von einem Meton-Zyklus gesprochen werden, wenn die Symbolik der 19 Sonnenjahre und die der 235 Lunationen gemeinsam erkennbar sind.

In einer umfassenden Arbeit hat W. MENGHIN [2000] die vier bekanntesten Goldhüte untersucht und ist bei dem aus Schifferstadt auf ein ähnliches Resultat gestoßen wie KOCHER, da er auch den obersten Punzenkranz als tropische Jahre gezählt hat. Allein das Fehlen des zentralen Sternes hat ihn bewogen, das Schwergewicht auf einen luni-solaren Kalender zu legen, den er jedoch nicht im Detail aufgelöst hat.

Es sind Venus-Kalender bekannt. Die bronzene Scheibennadel von Falera (-1600) stellt mit den Punzen die Venus-Synode und die Sichtbarkeit des Morgen- und Abendsternes dar [Kerner 2003a], und an einem zusätzlichen Kreuzstrichmuster kann man die gleichen Perioden in Tagen abzählen. In Bernstorf wurde ein goldenes Zepter ausgegraben (-1600), das ebenfalls einen punzierten Venus-Kalender trägt [Kerner 2003b]. Ferner sind die Goldstatere der Parisii Venus-Kalender der schönsten Art [Kerner 2001; 2003c]. Die Symbolik der Bronzescheibe von Nebra (-1600) vereinigt den solaren mit dem lunaren

und dem planetaren Kalender zu einer gemeinsamen Kalendarik mit einer achtjährigen Periodizität.

Wie vorgängig erwähnt, ist der oberste Ring von 19 Kreispunzen der Schlüssel zum gesamten Kalender des Hutes. In Abb. 1 ist der Hut mit seinen zehn Symbolkränzen schematisch dargestellt. Die Kreispunzen sind als das Symbol des synodischen Umlaufes des Mondes zu betrachten, der nachfolgend als Lunation bezeichnet wird und die Dimension von 29,53 Tagen hat. 19 Lunationen entsprechen etwa einer Venus-Synode. Die beiden folgenden Kränze unterscheiden sich von allen anderen durch das Ornament der Punze. Es hat die Form eines Auges und gibt damit den Hinweis auf die Sichtbarkeit. Beide Kränze haben die gleiche Anzahl von je 22 Augen. Es stellt sich die Frage nach der Wertigkeit der Augenpunze. Sie könnte die Sichtbarkeit des Morgen- und Abendsternes markieren. Dabei ist zu bedenken, dass Beginn und Ende der Sichtbarkeit des Planeten mit dem synodischen Umlauf des Mondes nicht phasensynchron verlaufen. Deshalb ist es nicht zweckmäßig, die Sichtbarkeitsdauer in Lunationen zu messen. Als nahe liegendes Mittel zum Zählen der Tage sind die zehn Finger beider Hände zu betrachten, so dass die Augenpunze als Dekade zählt. Setzt man für eine Augenpunze diesen Wert ein, so kommt man auf je 220 Tage für die Sichtbarkeitsphase des Planeten als Morgen- oder Abendstern, was mit den astronomischen Tatsachen im Einklang steht.

Schreitet man zum vierten und fünften Kranz mit Kreispunzen fort und setzt für jede Punze eine Lunation ein, so erhält man 49 Lunationen, genauer betrachtet sind es 99 Halblunationen oder $2\frac{1}{2}$ Venus-Synoden, die vier tropischen Jahren oder dem Zyklus der olympischen Spiele entsprechen. Mit 192 Lunationen für die Kränze 4 bis 9 erhalten wir die Periodizität von zehn Synoden, während denen die Venus in zweimal acht tropischen Jahren den Zodiak durchläuft.

Die Kreispunzen der Kränze 4 bis 10 weisen Doppelkreise auf, so dass daraus eine zweifache Zählung abgeleitet werden kann. Diese ändert jedoch den Sinngehalt nicht. Die Kränze 4 und 5 markieren danach $2\frac{1}{2}$ und 5 Synoden und damit 1 und 2 Olympia-Perioden oder einen Durchlauf durch den Zodiak. Die doppelte Wertigkeit der Kreisringmuster ist in der Tabelle 1 in Klammern gesetzt.

Die Kränze 4 bis 9 tragen Doppelkreispunzen, die insgesamt 20 Venus-Synoden markieren in 32 tropischen Jahren, während denen der Planet Mars 15 Synoden durchläuft. Im Zyklus von 32 (2^5) Jahren findet eine dreifache Konjunktion der Planeten Erde – Venus – Mars statt. Die Synoden betragen:

Venus / Mars:	333d9215;	35,00
Venus / Erde:	583d9214;	20,02
Erde / Mars:	779d9361;	14,99 pro Zyklus

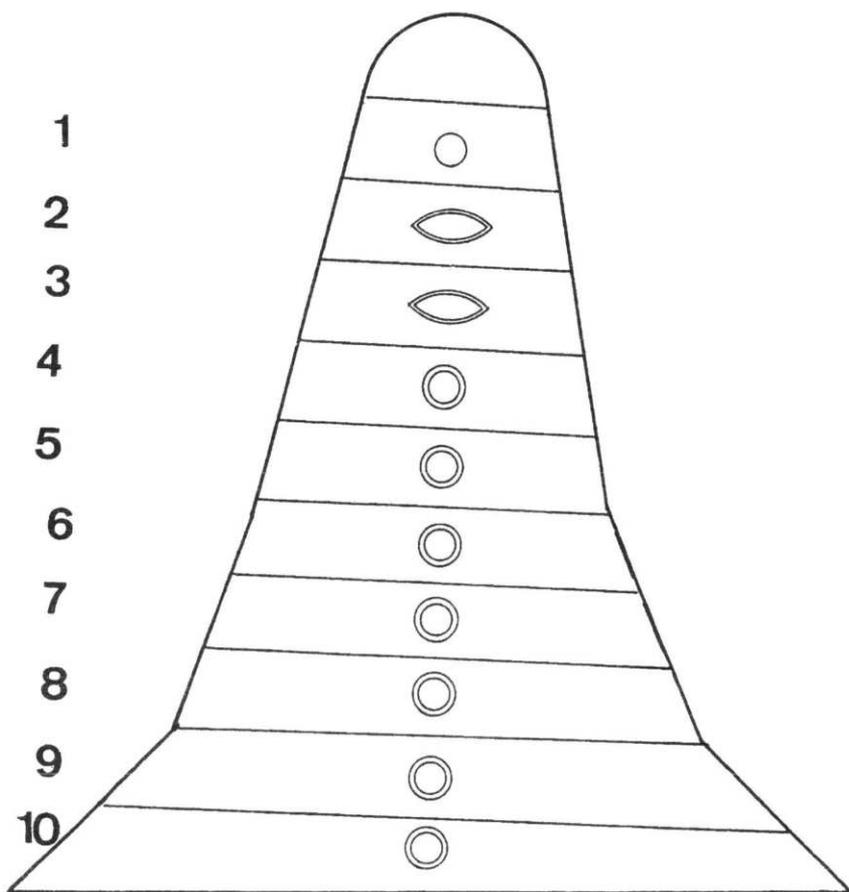


Abb. 1: Schematische Darstellung des Goldhutes von Schifferstadt mit seinen 10 Symbolkränzen [Zeichnung des Autors]

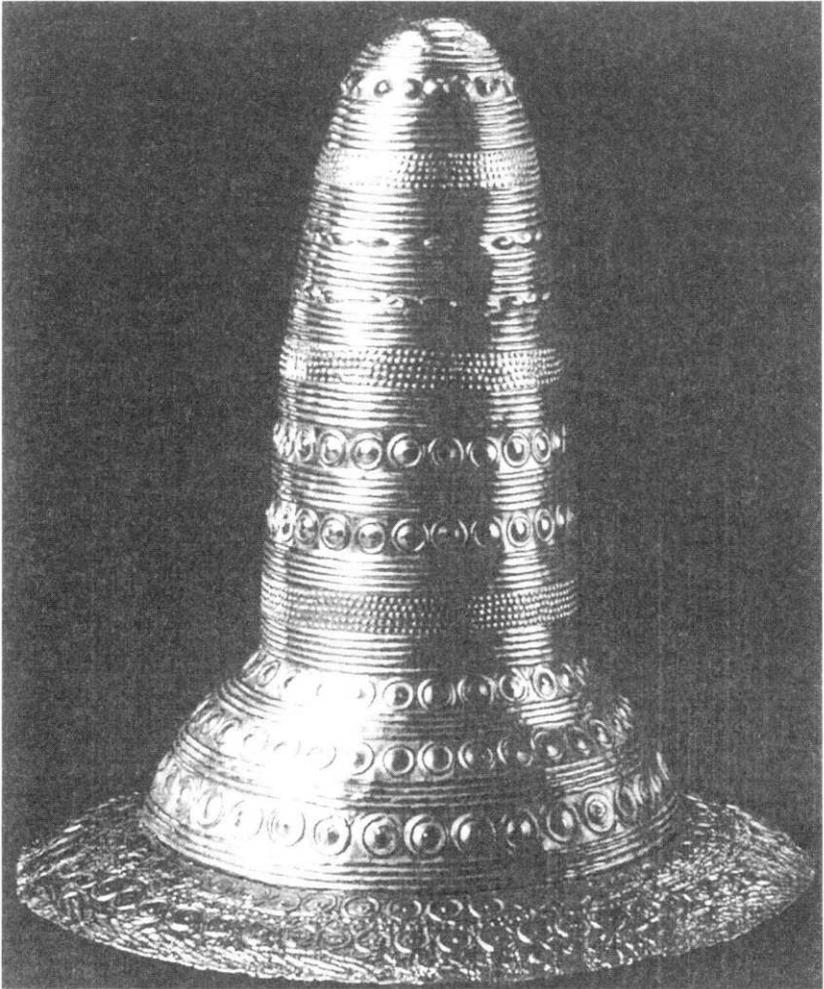


Abb. 2: Goldhut aus Schifferstadt [Aufnahme Peter Maag-Kirchner ©]

Die siderischen Umläufe der drei Planeten sind:

Venus	224d70080;	52,0169
Erde	365d25636;	32,0001
Mars	686d97985;	17,0139 pro Zyklus

Die Zahlenwerte wurden aus H. Warm [2001, 134 ff.] entnommen, der im Kapitel 7 diese dreifache Konjunktion ausführlich behandelt.

Diese Dreifachkonjunktion ist von der Erde aus nicht immer einfach zu beobachten und unabhängig von der relativen Stellung von Venus und Mars zueinander und gegenüber unserer Erde. Überraschenderweise beinhaltet die Kalenderscheibe von Nebra ebenfalls vier Pentagramme für den Venus-Umlauf in 32 Jahren. Der Grund dafür kann mythologisch sein, denn die Venus war schon immer die Himmelskönigin, die in ihrer Dreifachkonjunktion dem Kriegsgott zu einem Rendez-vous begegnet. Damit wäre die Dreifachkonjunktion von außergewöhnlicher astronomischer und mythologischer Bedeutung.

Der unterste Kranz (10) an der Hutkrempe, der auch gleichzeitig der größte ist und 55 Kreissymbole auf dem Umfang trägt, die nicht ohne weiteres in den Reigen des Venus-Kalenders einzureihen sind, nimmt eine Sonderstellung ein, weil er als linear-planetarischer Langzeitkalender fungiert. Darunter ist folgendes zu verstehen: Als lineare Epoche ist eine Zeitspanne zu definieren, die unabhängig ist von einem astronomischen Zyklus, die irgendwann beginnen und auch ebenso abrupt enden kann. Dies entspräche seiner Verwendung als planetarischer Langzeitkalender zum Messen linearer Zeitepochen. Damit können Lebensläufe, Regierungszeiten, Hierarchien oder andere zeitliche Ereignisse bestimmt werden. Zeitabschnitte dieser Art wurden an den Fingern beider Hände in Dekaden abgezählt.

Die 56 Kreissymbole entsprechen 56 Dekaden von je 10 Tagen und damit den 560 Tagen einer Venus-Synode. 560 Tage erscheinen etwas zu kurz gegenüber den heute üblichen 584 Tagen für die mittlere Zeit der Venus-Synode. Andererseits ergeben 560 Tage geteilt durch eine Lunation (29,53 Tage) $19\frac{1}{2}$ Lunationen und das ist wiederum in Übereinstimmung mit der Anzahl der Punzen auf dem Kranz 1 des Hutes, den Kalendern von Falera und Bernstorf.

Die Eigenschaft des Langzeitkalenders ist zu wichtig, als dass er am Goldhut fehlen dürfte. Deshalb sind die vorhandenen 55 Symbole als ein Fehler zu betrachten, der möglicherweise bei der Restaurierung entstanden ist. Auf der Abbildung des Goldhutes für die Sonderbriefmarke vom 16. August 1977 weist seine Krempe einen großen Ausbruch auf, von dem der Kranz 10 am stärksten betroffen ist. Vielleicht wurde bei der Ergänzung dieser Fehlstelle auf dem Außenkranz ein Symbol zu wenig eingepreßt. Wenn es 56 Symbole

wären, so würden sie sehr gut in den Rahmen der megalithischen Steinkreise im Aubry-Ring von Stonehenge (GB), im Steinkreis auf dem Bürserberg (A), als Venus-Observatorium, in der romanischen Kirche von Vézelay (F) und auch in der gotischen Kathedrale von Chartres (F) passen.

Ein Venus-Kalender als Langzeit-Observatorium kann dort aufgestellt werden, wo ein möglichst gleichmäßiger Horizont Rundumsicht gewährt zur Beobachtung des Morgen- und Abendsternes. Im Mittelpunkt einer solchen kreisförmigen Anlage muss als stationäres Visiermittel ein Lotfaden aufgehängt sein. Die sekundären 56 Visierstangen wären dann in regelmäßiger Folge auf dem Kreisumfang angeordnet. Der Stand des Planeten Venus würde für die jeweilige Gelegenheit anvisiert und seine Position an den Stangen als Datum abgelesen.

Eine andere Möglichkeit ergibt sich über so genannte Aderensterne, wo künstlich Kraftfelder strahlenförmig ausgelegt sind, die dann durch das Setzen einer mobilen Fluchtungsstange markiert werden [Pirchl 2004].

Bei der abschließenden Betrachtung des Hutes in seiner Gesamtheit unter Aussparung der Kränze 2, 3 und 10 erhält man als Summe von Kranz 1 bis 9 etwa die Anzahl von Lunationen für den Mondknotenumlauf. Die Abweichung gegenüber dem heutigen Wert kann als Messunsicherheit betrachtet werden, denn der Mondknotenumlauf wurde zur damaligen Zeit durch eine Höhenmessung bestimmt, wie sie auf der Himmelscheibe von Nebra geometrisch dargestellt ist [Kerner 2003a]. Um die Höhe des Mondes in seiner nördlichen Extremlage zu ermitteln, gibt es noch die Möglichkeit, seine Stellung gegenüber dem Sternhaufen M 45, den Plejaden, zu vergleichen. Die sieben hellsten Sterne der Plejaden bedecken eine Fläche, die etwas größer ist als der Durchmesser des Mondes. Der Mond kann sie deshalb nie ganz verdecken, ein Stern bleibt immer frei. Somit sind die Plejaden ein natürlicher Index mit Nonius am Himmel, der die Höhe des Mondes in seiner Extremstellung zur nördlichen Mondwende anzeigt. Aus diesem Grund stehen auf der Himmelscheibe von Nebra die Plejaden zwischen der Mondsichel und der Venus. Die Venus selbst kann die Plejaden ebenfalls durchqueren, allerdings ist diese Konstellation äußerst selten. Die halbe Periode wird durch die Summe der Lunationen auf den Kränzen 4 bis 7 markiert. Das ist die Differenz zwischen der großen und der kleinen Mondwende. Diese Differenz war für die damalige praktische Astronomie wohl das wichtigere Resultat. Wie Diodorus Siculus berichtet, feierten die Hyperboreer das Fest der Mondwende mit Musik und Tanz als die Gelegenheit, zu der Apollo die Gestirne nachjustierte und damit synchronisierte.

Der Goldhut von Schifferstadt ist damit ein eindeutiger Venus-Kalender, der für die Festlegung der Olympiade benötigt wurde. Sein kalendarischer Aufbau ist sehr einfach. Er hat lediglich zwei unterschiedliche Zählgruppen,

einmal den synodischen Mondzyklus von 29,53 Tagen und für die Sichtbarkeitsdauer des Morgen- und Abendsternes sowie für die Zählung der linearen Zeitrechnung mit den zehn Fingern für eine Dekade.

Zu der Zeit, aus der der Hut stammt, siedelte nördlich von Paris an der oberen Seine der keltische Stamm der Véliocasses, etwas westlich von der Fundstelle Schifferstadt. Von diesem Stamm sind Bronzemünzen [Tour 1994] bekannt geworden, die Männer in einer sportlich bewegten Haltung darstellen, unbewaffnete Wettkämpfer, wie sie in den Abb. 3 bis 5 gezeigt werden. Diese Münzbilder könnten ein Hinweis sein für Wettkämpfe im Sinne einer Olympiade nördlich der Alpen.

Das Siedlungsgebiet dieser Stämme wird im Westen von dem der Parisii begrenzt, die den Venus-Kalender auf ihre Goldmünzen prägten, und im Osten von Speyer mit der Fundstelle des Goldhutes. In der germanischen Sagenwelt finden die Wettkämpfe des Siegfrieds und Dietrich von Bern ebenfalls in Speyer statt, was als Hinweis auf frühere allgemeine sportliche Veranstaltungen gewertet werden könnte.

Von großem Interesse ist die Frage: Wozu haben die Goldhüte gedient? Was hat man damit gemacht? Es waren wohl Zeremonialhüte, die bei Kulthandlungen getragen wurden und für den Träger Statussymbol waren. Allem voran braucht jede astronomische Beobachtung einen Messdatenspeicher, der in Mitteleuropa und in frühen Zeiten wohl das hölzerne Kerbholz war, das in den meisten Fällen nicht überlebt hat. Der Priesterastronom hatte alle seine Eckdaten für den Venus-Kalender, die er für die Festlegung der Daten zur Olympiade brauchte, in seinem goldenen Hut abgelegt. Heute würde man dies als astronomisches Handbuch bezeichnen.

Nördlich der Alpen war die Bronzezeit schriftlos, und der Mond war das himmlische Kalenderblatt. Der Kalender diente bevorzugt kultisch-religiösen Zwecken und rief die Menschen zur Versammlung an den Gottestagen, dem Voll- und dem Dunkelmond. Sie waren den chthonischen und den uranischen Göttern gewidmet. Die Priesterastronomen hatten drei Kalender parallel in Gebrauch, den lunaren Mondkalender, den solaren der Jahreszeiten und den planetaren Langzeitkalender zum Messen der Regierungs- und Lebenszeiten der Herrscher. Für den letzteren kamen vorzugsweise Saturn, Jupiter und Venus in Frage. In vordynastischer Zeit bestimmte der ca. 30-jährige Umlauf des Saturns die Regierungszeiten der Pharaonen und Könige in Ägypten und Mesopotamien. In Ostasien bestimmt noch heute die 12-jährige Planetenperiode des Jupiters die Anordnung des Kalenders und seine chronologische Bezeichnung, in China, Indien, Tibet und Japan in Zwölferrunden von Jahren. Eine kürzere Periode von acht Jahren umspannen die Venus, die Sonne und der Mond gemeinsam. Sie koinzidieren mit einer kleinen Differenz von nur



Drei Bronzemünzen aus der Sammlung der Bibliothèque Nationale, Paris:
Abb. 3: Ein 'Sportler' in Siegespose; Region Basse Seine. BN 7256. Abb. 4:
Ein 'Läufer'; am Oberlauf der Seine gefunden. BN 7276. Abb. 5: Läufer mit
dem Symbol des Wildschweines auf dem rechten Arm als Stammeszeichen.
BN 7300 [alle Tour 1994].

drei Tagen gemeinsam und bilden somit ein luni-solar-planetares Kalendersystem, das noch heute in Gebrauch ist.

Die Himmelscheibe von Nebra symbolisiert diesen Kalender-Tripelpunkt [Kerner 2003a, 2005] in anschaulicher Weise, ebenso die keltischen Münzbilder [Kerner 2001, 2003c] sowie die Zepter der Kultfiguren von Bernstorff [Moosauer] und Falera [Brunner]. Letztere weisen ausgeprägte Venus-Kalender auf, denen leider bisher noch nicht die notwendige Beachtung geschenkt wurde. Der Goldhut von Schifferstadt reiht sich zeitlich nahtlos in die goldenen Venus-Kalender der Parisii, der Viroduni und der Stämme im Gebiet der Unstrut.

Die Mondsichel mit dem Stern darüber, der achtstrahlige Stern für die acht tropischen Jahre, während denen er in fünf Synoden den Zodiak durchwandert, sowie das Pentagramm seiner unsichtbaren Spur sind die verschiedenen Symbole der Venus, denen man noch heute begegnet. Nicht zu vergessen das einzigartige Dokument auf der Museumsinsel in Berlin, das Istartor mit seinen herrlichen Fabeltieren. Aber auch in der europäischen Heraldik, den Wasserspeiern gotischer Kathedralen und den Kapitellen romanischer Kirchen begegnen uns noch heute die verbliebenen Andenken an den Venus-Kult der Bronzezeit und möglicherweise auch des Megalithikums.

Allgegenwärtig ist uns der Venus-Kalender zur Olympiade, er bestimmt ihre Termine. Gehen wir davon aus, dass die gegenwärtigen olympischen Spiele zu Ehren der uranischen Gottheiten zur oberen Konjunktion abgehalten wurden und dass gleichzeitig Vollmond war, dann finden die nächsten Spiele für die chthonischen Götter in der unteren Konjunktion der Venus nach $2\frac{1}{2}$ Synoden in vier Jahren statt. Der Mond hat dann ebenfalls seine Konjunktion gewechselt und es herrscht Dunkelmond. Dies ist der kultische Hintergrund und die astronomische Realität des Venus-Kalenders zur Festlegung der Olympiade.

Hinweis auf den Berliner Goldhut

Dieser wurde von W. MENGHIN [2000] ausführlich besprochen, konnte allerdings nicht vollständig entschlüsselt werden. Es gibt jedoch Parallelen zum Goldhut von Schifferstadt, die es ermöglichen, einzelne Kränze des Berliner Hutes besser zu beschreiben. Dieser Hinweis soll sich aber nur darauf beschränken. Nachfolgend wird auf MENGHINS Arbeit Bezug genommen und es werden die gleichen Zeichen verwendet.

Die Spitze: Zone 1 und 2. Der achtstrahlige Stern auf der Spitze ist das Symbol der Venus. Die acht Strahlen stehen für ihren achtjährigen Umlauf im Zodiak. Der Kranz der Zone 2 mit 22 Doppelkreisen entspricht den Kränzen 3 und 4 des Schifferstädter Hutes und symbolisiert die Sichtbarkeit des Morgen- und Abendsternes in je 22 Dekaden = 220 Tage, wobei die 'beiden Ster-

ne' als Doppelkreis dargestellt werden. Auffällig ist die Zone 7 mit einem Band von 19 aus Sichel und Stern bestehenden Venus-Symbolen sowie ebenso viel 'Augen', die eine Venus-Synode (von 19 Lunationen) repräsentieren.

Die Kränze Z 7 und Z 9 mit 19 x 3; Z 10 mit 19 x 5 und Z 16 mit 19 x 6 könnten eine Verbindung zum Venus-Kalender haben. Z 9 würde wie Z 7 drei Venus-Synoden und Z 10 fünf Venus-Synoden oder einen Durchlauf durch den Zodiak markieren.

Ringe	Anzahl Punzen	Zeitdimension	Zeitmaßstab	
1	19	Lunationen	1 Venus-Synode	
2	22	Dekaden	Morgenstern	
3	22	Dekaden	Abendstern	
4	24	Lunationen	2½ (5) Venus-Synoden	
5	25	Lunationen	4 (8) tropische Jahre 1 (2) Olympia-Periode(n)	Mond- knoten- umlauf
6	27	Lunationen	10 (20) Venus-Synoden	
7	35	Lunationen	16 (32) tropische Jahre 2 (4) Umläufe im Zodiak	1/2
8	35	Lunationen		
9	46	Lunationen	4 (8) Olympia-Perioden Dreifachkonjunktion Mars - Erde- Venus	1/1
10	55 (56)	Dekaden	Langzeitkalender	

Bibliographie

- Brunner, William (1985): Hinweise auf urgeschichtliche astronomische Kenntnisse; in: *Helvetia archaeologica* Jg. 16 (62) 50-62
- Kerner, Martin (2005): Die Kalenderscheibe von Nebra; in: *Geomatik Schweiz* (3) 131-138
- (2003a): Das Zepter der Venus – Die Kalenderscheiben von Nebra und Falera; in: *Helvetia archaeologica* Jg. 34 (134) 34-62

- (2003b): Das goldene Venus-Zepter von Bernstorf; CH-Kirchdorf
 - (2003c): Keltische Münzen mit astronomischen Motiven – Die Goldstatere der Parisii als Venus-Kalender; CH-Kirchdorf
 - (2001): Keltische Münzen mit astronomischen Motiven; CH-Kirchdorf
- Kocher, Kurt (¹1987): Kalenderwerke der Vorgeschichte: Der Diskos von Phaistos; Dannstadt-Schauernheim
- Menghin, Wilfried (2000): Der Berliner Goldhut und die goldenen Kalendarien; in: *Acta Praehistorica et Archaeologica*, 93 ff.
- Moosauer, Manfred (2000): Bernstorf. Die versunkene Stadt aus der Bronzezeit; Stuttgart
- Pirchl, Gerhard (2004): Geheimnis Aderensterne; Wien
- Tour, Henri de la (2. Nachdruck 1994): Atlas de monnaies gauloises; Paris (¹1892)
- Warm, Hartmut (2001): Die Signatur der Sphären; Hamburg

Kerner, Martin, CH-3116 Kirchdorf

Nebra und MUL.APIN oder Wann beginnt wissenschaftliche Astronomie?

Heribert Illig

Der Sensationsfund der Himmelsscheibe von Nebra hat uns hinreichend beschäftigt: die Auffindung, die Hehlerei, die Gerichtsverhandlungen darüber einschließlich des Verdachts auf Fälschung und natürlich die Deutungen [vgl. Schmidt 2003; Beaufort 2004; Schwerdtel 2004; Wirsching 2004; 2005]. 1999 war die Scheibe aus dem Boden geholt, 2002 in Landesbesitz überführt worden. Gerald SCHMIDT hat uns ein Jahr später nicht nur darüber, sondern auch über die ursprüngliche wie über die zweimal umgearbeitete Scheibe informiert: Das anfängliche Bildprogramm umfasste die runde Scheibe und die Sichel, die Sternengruppe aus 7 Scheibchen und weitere 25 kleine Scheiben aus Goldblech. Später wurden zwei Bögen von anderer Hand und mit Gold anderer Herkunft aufgesetzt; einer dieser „Horizontbögen“ fehlt heute. Schließlich wurde der als Sonnenbarke bezeichnete Bogen aufgesetzt, dem 2 Scheibchen zum Opfer fielen (Farbabbildung der Scheibe als Titelbild von Heft 3/2003).

Einigermaßen Einigkeit besteht darüber, dass die Bögen am linken und rechten Rand zur Bestimmung der Sonnwendtage dienen, während die „Sonnenbarke“ in erster Linie an Ägypten denken lässt [vgl. Wirsching 2004, 436 f.]. Durchgesetzt hat sich gegen WIRSCHING [2004, 442], der die Zirkumpolarsterne favorisierte, die naheliegende Interpretation, dass die 7 Scheibchen für das Siebengestirn, die Plejaden stehen.

Metallurgen wiesen darauf hin, dass das für die Bronze benötigte Kupfer aus dem Ostalpenraum stamme, das Gold der ersten Scheibenfassung aus Siebenbürgen [Naica-Loebell]. Eine anonyme Diplom- oder Doktorarbeit [diss 2003] resümiert jedoch nach vielen Untersuchungen wie nach Abgleich mit der SMAP-Datenbank und ihren 41.808 Analyseneinträgen:

„Die größten Ansammlungen von Funden mit identischer chemischer Spurenzusammensetzung wie die Nebraer Scheibe können vorwiegend in den Regionen Ostdeutschlands und Polens konstatiert werden“ [diss 62].

Die Datierung blieb mit Schwankungen von ca. 200 Jahren bei -1600, was vor allem den formtypischen Begleitfunden wie Schwertern und Randleistenbeilen zu verdanken ist (die Bronzezeit wird nördlich der Alpen gern mit 2400–800 angesetzt). Ungewöhnlich wirkt, dass die Scheibe nicht nur gegossen, sondern auch geschmiedet ist, doch scheint das keine grundsätzlichen Zweifel hervorgerufen zu haben.

Rahlf HANSENS Interpretation

In der zweiten Februarhälfte trat Rahlf HANSEN mit einer ganz neuen Deutung vor die Öffentlichkeit, worauf im letzten Heft [1/2006, 266] gerade noch hingewiesen werden konnte. Der für das Hamburger Planetarium arbeitende Physiker, nebenbei 'Student' in Alter Geschichte und Philosophie, verblüffte mit dem Verweis auf eine babylonischen Schaltregel, mit der Sonnenjahr (365,24 Tage) und Mondjahr (354,36 Tage) in Einklang gebracht werden können. Für ihn ist die Stärke der dargestellten Sichel entscheidend: In einem 'Normaljahr' steht die erste, schmale Mondsichel im Monat des Frühlingspunktes neben den Plejaden (die der Mond nie ganz verdecken kann; vgl. S. 287). Steht aber bereits eine dickere Sichel – wie dargestellt – neben den Plejaden, dann muss zum Ausgleich zwischen Sonnen- und Mondjahr ein Schaltmonat eingefügt werden! Das lässt sich auch in Zahlen ausdrücken. Ein Mondmonat dauert nur rund 29,5 Tage. Wenn jedoch Schaltbedarf besteht, werden ab dem Neulicht 32 Tage gezählt. Deshalb heißt die Zusatzbedingung für das Schalten eines Monats: Es müssen 32 Tage nach dem letzten Neulicht vergangen sein, bis der Mond im Frühlingsmonat bei den Plejaden steht [Naica-Loebell]. Deshalb waren ursprünglich 32 Goldscheibchen auf dem 'Diskus' befestigt.

Die Zahl 32 hat eine weitere Bedeutung: 32 Sonnenjahre entsprechen 33 Mondjahren. Deshalb hat HANSEN für die Fixierung dieser Gleichung vorgeschlagen, einmal die 32 Scheibchen zu zählen, aber dann auch die große Scheibe als 33. mitzurechnen. Diese große Scheibe wäre in diesem Fall Vollmond, für die Schaltregel der erste Vollmond im Frühlingsmonat, aber zugleich die Sonne, wenn das Mondjahr ans Sonnenjahr angepasst wird. Außerdem

„konnte Hansen zeigen, daß vor 3600 Jahren Vollmond und Frühlingsanfang zusammenfielen. „Das heißt, die Goldscheibe stellt sowohl den Vollmond als auch die Sonne dar“, sagt Hansen“ [reb.].

Später scheint das Wissen um diese astronomischen Situation verblasst sein, sonst wäre die Scheibe nicht durch Aufmontierung der „Sonnenbarke“ zum Requisit eines Sonnenkultes umgewidmet worden, bei dem nicht störte, dass die 32 Blättchen zum Teil verdeckt wurden [reb.]. Allerdings verweist HANSEN darauf, dass sich aus den Enden der Sonnenbarke die großen Mondwenden, die nördliche wie die südliche, ergeben [Klaudius]: Dazu sind lediglich zwei Scheibendurchmesser so zu legen, dass sie die äußeren Enden der Sonnenbarke tangieren. Dann kann zusätzlich ein 18,6 Jahre dauernder Zyklus überwacht werden. Somit stünde die „Sonnenbarke“ nicht für astronomischen Rückschritt. Obendrein lässt sich daraus die geographische Breite des Ortes berechnen, für den die Scheibe gearbeitet worden ist: $52^\circ \pm 1^\circ$. Das deckt sich mit der Fundsituation der Scheibe!

Nun bringt das Hamburger Planetarium eine entscheidende Weiterung

HANSENS:

„Die Schaltregel ist überliefert durch einen babylonischen Keilschrifttext des 7./6. Jahrhunderts vor Christus, dürfte aber schon viel früher Anwendung gefunden haben. [...] Diese Tatsache weist daraufhin, dass zwischen der Region des heutigen Sachsen-Anhalt und Mesopotamien bereits Beziehungen und kultureller Austausch bestanden haben müssen“ [Planetarium].

Die unterstellte ‘Vorlaufzeit’ wie der kulturelle Austausch geben Anlass zu einer erweiterten Betrachtung.

MUL.APIN

Was hat es mit dieser babylonischen Schaltregel auf sich? Dazu kann ihr Entdecker Auskunft geben, ein Mann, der Keilschrift lesen kann, über babylonische Astronomie dissertiert, aber auch Biophysik und Wissenschaftsgeschichte studiert hat: Werner PAPKE [1989 = P.] arbeitete in München am Deutschen Museum und seinem Planetarium, als er die Geschichte des Gilgamesch am Sternenhimmel aufspürte. Dafür griff er ebenfalls auf MUL.APIN zurück. Hierbei handelt es sich um einen im Vorderen Orient weit verbreiteten Text, der mit den Worten MUL und APIN: „Gestirn des Pflugs“ beginnt und 1913 erstmals publiziert worden ist [P. 29, 239].

Auf der ersten Tontafel finden sich zehn Listen [P. 301-311]:

- a) Positionen von 33 Sternen auf dem Enlil-Weg (‘Nordhimmel’);
- b) Positionen von 23 Sternen auf dem Anu-Weg (äquatornaher Himmel);
- c) Positionen von 15 Sternen auf dem Ea-Weg (‘Südhimmel’; Gliederung parallel zum Äquator, die Ekliptik schneidet alle drei Zonen);
- d) Die Morgenerstaufgänge von 34 Sternen, die jeweils als erste ihres Sternbildes aufgehen;
- e) Gleichzeitige tägliche Auf- und Untergänge von Sternen;
- f) Differenzenliste für die Daten des Morgenerstaufgangs von 15 Sternen;
- g) Tägliche Zeitverschiebung von Sternphasen um 4 Minuten;
- h) Liste von 14 Sternen, die im Enlil-Weg kulminieren;
- i) Kopplung der Liste h) mit gleichzeitigen Morgenerstaufgängen der wichtigsten Sterne;
- j) Liste von Gestirnen auf dem Weg des Mondes.

Auf der zweiten Tontafel fand PAPKE u.a. die Plejadenschaltregel, eine Tabelle für Monduntergänge zu Jahresbeginn [P. 272] und eine Gnomon-Tabelle, in der für vier Stichtage im Jahr die Schattenlängen eines geeichten Gnomons für verschiedene Tageszeiten angegeben werden [P. 246 f.].

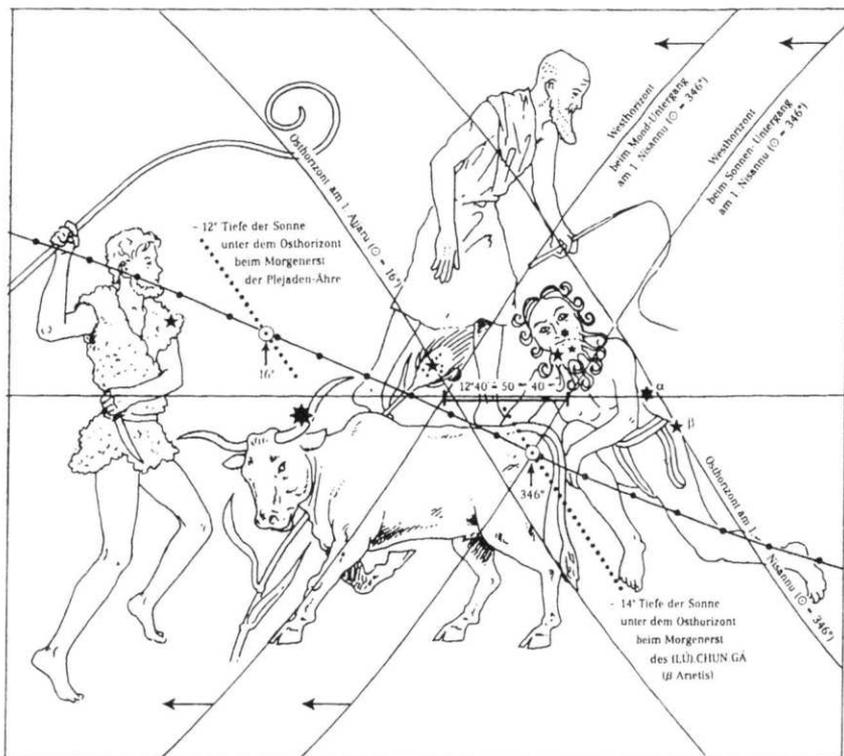
So konnte PAPKE nicht nur das Gilgamesch-Epos neu übersetzen, sondern auch mit Daten unterlegen, etwa für den Tod des Enkidu (der identisch ist mit Tammuz [P. 179]). Wichtiger sind natürlich seine Identifikationen mit den wandernden Himmelskörpern. Er bestimmte Gilgamesch als Merkur, Enkidu als Mond, Ishtar als Venus, Lugalbanda als Mars und mit dem „Jäger“ das Pendant von Nimrud als Jupiter, schließlich Nimruds Vater Kusch als Sonne [P. 60, 62,67, 71, 206, Tableau 213]. Später trat Marduk als Planet an die Stelle des Gilgamesch [P. 224]. Papke fand aber auch Sternbildentsprechungen: Gilgamesch als Orion, Enkidu als Widder (Aries), Ishtar als Jungfrau (Virgo), Himmelsstier als Taurus [P. 52].

Von wann stammen diese Tafeln, von wann die Texte? Das älteste Exemplar wurde im achtzehnten Regierungsjahr des Assyrerkönigs Sanheribs geschrieben, das als -687 errechnet wird (entsprechend gibt MATZ [24] dessen Regierungszeit mit 704–682 an). Das Exemplar aus der Bibliothek des Assurbanipal (668–631/29?) trägt den Vermerk „Kopie aus Babylon“ [P. 29]. Entsprechend wird die MUL.APIN-Serie von HANSEN und der begleitenden Berichterstattung dem -7./6. Jh. zugeordnet. Der Erstpublizist KING plädierte für -500; als das Duplikat mit dem Verweis auf Assurbanipal auftauchte, war eigentlich klar, dass der Text vor -687 geschrieben worden sein musste. Doch Franz Xaver KUGLER blieb bei -500, August KOPFF bei -600 [P. 240]. 1928 ermittelte J.K. FOTHERINGHAM mit der Methode der kleinsten Fehlerquadrate aus den relativen Differenzen bei den Aufgangsdaten das Beobachtungsjahr der Serie astronomisch korrekt und kam auf -1100. Dies wurde 1949 auf die gleiche Weise durch Barthel van der WAERDEN bestätigt.

PAPKE zeigte jedoch, dass die Differenzen der Aufgangszeiten von 7 ausgewählten 'Normalsternen' mangels signifikanter Ergebnisse keine genauere Zuordnung als -5000 bis -2000 erlaubten [P. 245]. Er plädierte für eine neue keilschriftliche Identifikation des Sirius, mit der er auf eine eindeutige Zuordnung aller Sterne im -24. Jh. kam. Dieses -24. Jh. findet er in weiteren Sternkonstellationen (s.u.), so dass er sowohl das Gilgamesch-Epos wie die in MUL.APIN festgehaltenen Beobachtungen in dieses Jahrhundert legt, genau genommen auf -2340.

Dass PAPKES Befunde und Konsequenzen andernorts akzeptiert oder zumindest berücksichtigt würden, ist nicht leicht zu erkennen (Ausnahme ist ein von A. KLAUDIUS an der Uni Frankfurt aktuell geleitetes Seminar zur Geschichte der Naturwissenschaften). Immerhin beruht das Wissen um die Plejadenschaltregel auf den Arbeiten von PAPKE, schreibt dieser doch:

„Damit hatte ich auch die älteste bekannte Schaltregel der Welt entdeckt und bewiesen, daß spätestens im 24. Jahrhundert v. Chr. in Babylonien das Lunisolarjahr in Gebrauch war“ [P. 273].



57 Zur Plejadenschaltregel, der ältesten bekannten Schaltregel der Welt. Dargestellt sind die Verhältnisse für die Epoche 2340 v. Chr. Gemäß der Plejadenschaltregel aus der 2. Tafel der MUL.APIN-Serie hat die Sonne am Neujahrstag des bürgerlichen Luni-Solar-Jahres, am 1. Nisannu, eine Länge von 346° , wenn am Abend dieses Tages die Neulichtsichel des Mondes mit den Plejaden (MUL.MUL) in Konjunktion steht. Derselben zweiten Tafel zufolge geht der Mond an diesem 1. Nisannu (Sonnenlänge = 346°) 50 Minuten und 40 Sekunden nach Sonnenuntergang am Westhorizont unter. Damit ist die Höhe des Mondes über dem Westhorizont bei Sonnenuntergang eindeutig festgelegt. Die Abbildung zeigt, daß η Tauri 2340 v. Chr. schon rund 3° weiter östlich von der Neulichtsichel steht, der Mond sich also gerade noch im Bereich der Plejadenähre befindet. Da sich η Tauri alle 72 Jahre um etwa 1° parallel

zur Ekliptik in östlicher Richtung weiter vom Frühlingspunkt entfernt, ist die Plejadenschaltregel folglich in zumutbaren Grenzen überhaupt nur vor 2300 v. Chr. gültig. Da ferner die Plejaden am Abend des 1. Nisannu mit der Mondsichel über dem Westhorizont sichtbar sein müssen und gemäß der 1. Tafel die Plejaden am 1. Ajaru (Sonnenlänge = 16°) erstmals wieder am Morgen zu sehen sind (Morgenerst), ergibt sich für den Abendletztuntergang eine mittlere Tiefe der Sonne unter dem Horizont von 11° und für den Morgenerstaufrgang eine Tiefe von 12° . Mit diesen 12° erhält man als Epoche für den Morgenerstaufrgang der Plejaden am 1. Ajaru (Sonnenlänge = 16°) gerade 2340 v. Chr.

[Papke 272]

Diese Entdeckung hat er 1984 publiziert. In seiner Übersetzung lautet die Plejadenschaltregel (mit 1. Nisannu als Mondneulichttag, der im Normaljahr 14 Tage vor der Frühlingstagundnachtgleiche am Abend beginnt) [P. 273]:

„Wenn am 1. Nisannu Plejaden (MUL.MUL) und Mond in Konjunktion stehen, ist das Jahr normal. Wenn (erst) am 3. Nisannu Plejaden (MUL.MUL) und Mond in Konjunktion stehen, so ist dieses Jahr ein Schaltjahr.“

Die Zweitagesdifferenz drückt sich in einer deutlich stärkeren Mondsichel aus, wie Hansen erkannt hat. Aus PÄPKES Sicht hatte der chaldäische Astronom im -24. Jh. für den 1. Nisannu des Normaljahres gleich drei einfache Anhaltspunkte:

„1. Am *Abend* dieses Tages, zu Beginn des 1. Nisannu, mußte die Neulichtsichel des Mondes beim Plejaden-Sternhaufen stehen.

2. Am selben Abend mußten die Plejaden gerade noch wenige Minuten über dem Westhorizont sichtbar sein, am Abend darauf zum letzten Mal.

3. Am [darauf folgenden; H.I.] *Morgen* dieses 1. Nisannu mußte dann der Stern β Arietis vom Sternbild (LÚ).CHUN.GÁ zum ersten Mal im Jahr vor Sonnenaufgang über dem Osthorizont für kurze Zeit erscheinen, an den folgenden Tagen dann immer früher und immer länger“ [P. 273 f.].

Was steckt hinter dieser Schaltregel?

Die Chaldäer/Babylonier verblüffen uns immer wieder: Wieso entwickelten sie eine Schaltregel, die sich auf die Dicke der anwachsenden Mondsichel stützt, wo sie doch Beobachtungen im Sekundenbereich protokollierten und mit ihrem Sexagesimalsystem viel einfacher rechnen konnten als später die Römer mit ihren unbeholfenen Buchstabenkolonnen? Denn es geht hier um den Metonischen Zyklus, den Meton zwar -432 protokolliert, aber aus Babylon erhalten hat. Dieser Zyklus beschreibt das Zusammenspiel von Sonnen- und Mondjahr, also von 365,242 und 354,366 Tagen. Werner FRANK, Solnhofen, teilt mir dazu mit [gestützt auf Basnizki]: Die Babylonier beobachteten, dass

19 Sonnenjahre = 235 Mondmonate

1 Sonnenjahr = $235 : 19 = 12 \frac{7}{19}$ Mondmonate.

235 lässt sich aufspalten in $144 + 91 = 12 \times 12 + 7 \times 13$. Es braucht also einen Kalender, der in 19 Sonnenmonaten

12 Mondjahre mit 12 Mondmonaten und

7 Mondjahre mit 13 Mondmonaten enthält.

Aufgrund des 'krummen' Restes von $7/19$ ergibt sich eine unregelmäßige Reihe von Schaltjahren, so man möglichst dicht am wahren Mond bleiben will: Innerhalb eines 19-jährigen Zyklus erhält jedes 3., 6., 8., 11., 14., 17. und 19. Jahr einen Zusatzmonat mit 30 Tagen. Wer Beobachtungen protokolliert und das Bruchrechnen beherrscht, bräuchte also die Faustregel mit einer

verdickten Mondsichel nicht. Wer aber solches nicht tut oder kann, wäre mit der Himmelsscheibe gut bedient. (Wenn er allerdings für jedes abgelaufene Jahr eine Markierung anbringen wollte, um sicher zu sein, dass die 32 Sonnen- respektive 33 Mondjahre voll sind, bräuchte es eine Speichermöglichkeit.) Könnte man bei der Nebra-Scheibe insofern von einer babylonischen Billigexportausführung für Semiprofessionelle sprechen?

Sachsen-Anhalt als Wiege der Astronomie ?

Den Kommentatoren der HANSEN'schen These wie HANSEN selbst erscheint es unwahrscheinlich, dass das erste Zentrum der Astronomie ausgerechnet in einem schriftlosen Sachsen-Anhalt gelegen hätte. Allein die Wetterverhältnisse in einem regnerischen 'Germanien' oder 'Sachsen' hätten derartige Regelfindungen ungemein erschwert. So wird gefragt:

„Woher hatte der Schöpfer der Scheibe sein astronomisches Wissen, das sich in dieser Tiefe nur über Generationen erarbeiten läßt? Handelt es sich um Wissenstransfer aus dem Vorderen Orient?“ [reb]

„Die neuen Erkenntnisse werfen die Frage auf, ob die astronomischen Erkenntnisse in Europa erarbeitet wurden oder Wissensimport aus dem Vorderen Orient waren.“ [Stöttner]

Für HANSEN ist klar, dass die Scheibe aus der Zeit um -1600 stammt, konnte er doch zeigen, „daß vor 3600 Jahren Vollmond und Frühlingsanfang zusammenfielen“, weshalb die große Goldscheibe sowohl den Vollmond als auch die Sonne darstellt [reb]. Wenn HANSEN aber MUL.APIN nicht älter einschätzt, als es FOTHERINGHAM und v.d. WAERDEN getan haben, dann müsste der Wissensstrom von West nach Ost geflossen sein. Dazu würde folgende Aussage passen:

„Die gezielte Beobachtung der Sonne war den Menschen in dieser Region schon lange vertraut wie die Rekonstruktion des nahe gelegenen, 7.000 Jahre alten, prähistorischen Observatoriums, die Kreisgrabenanlage nahe Goseck beweist“ [Naica-Loebell].

Im Überschwang hat der dortige Ausgräber, François BERTEMES, die Anlage zur ältesten ihrer Art und zum Ausgangspunkt des neolithischen Himmelskultes gemacht. So hätten die Steinzeitastronomen 'lediglich' die 3.400 Jahre zwischen -4800 und -1600 gebraucht, um mit Hilfe ihres Observatoriums die Sonnwenden zu bestimmen [vgl. Schmidt 682].

Wenn wir aber mit PAPKE MUL.APIN ins -3. Jtsd. verlegen und das Licht wieder aus dem Orient kommen lassen, was machen wir dann mit anderen Informationen der zweiten Tafel? Da gibt es eine sog. Gnomon-Tabelle, die für verschiedene Tage und Tageszeiten die Schattenlänge eines Stabes von einer Elle nennt. Nun sahen die alten Griechen als ersten Anaximander gegen

-550 einen Gnomon errichten, während Herodot wusste, dass die Griechen den Gebrauch des Schattenwerfers bei den Babyloniern gelernt hätten [P. 247]. Das würde mit einem Alter von MUL.APIN kurz vor -687 konform gehen. Mit einem MUL.APIN aus dem -24. Jh. wären die Griechen jedoch astronomieunfähige Stümper, die von jedem Alt-Sachsen-Anhalter nach Belieben übertrumpft worden wären.

Hinzu kommt die Frage, warum überhaupt die Assyrer eine babylonische Tontafel kopiert hätten, deren Messwerte bereits 1.660 Jahre zurücklagen? Welchen Wert hätte das gehabt, zumal es um vielfaches Kopieren ginge, denn ungebrannte Tontafeln zerfallen, wenn sie nicht rechtzeitig durch einen Bibliotheksbrand für die 'Ewigkeit' präpariert werden. Und warum wären Trivialdaten wie Schattenlängen dermaßen lange von Interesse gewesen, sollte doch auch die babylonische Astronomie vorangeschritten sein?

Babel und Bibel

Wir streifen hier den alten Streit 'Babel und Bibel', den der Assyriologe Friedrich DELITZSCH 1902 mit seiner Rede in Berlin entfesselt hat [vgl. P. 237 f.]. Er behauptete, dass etliche babylonische Quellen entstanden seien, bevor Moses gelebt habe, weshalb „die babylonische Kultur und Religion die Mutter der mosaischen gewesen“ sei. Nachdem Hugo WINCKLER nur ein Jahr zuvor gezeigt hatte, wie der babylonische Gestirnkult die Mythen von Griechen, Römern und anderen Völkern befruchtet habe, entstand die Schule des Panbabylonismus. Sie hält Babylon für den Urgrund 'aller' Kultur, muss aber in Kauf nehmen, dass nach erstaunlichen Beobachtungsleistungen der Altbabylonier (und „Sumerer“) eine äußerst lange astronomische Durststrecke in Mesopotamien folgt, bis erst im -6. Jh. Ägypten [vgl. Heinsohn/Illig 30 f.] und Griechenland den uralten Impuls aufgenommen hätten.

Zu den Protagonisten in dem alten Streit gehörten Wissenschaftler, die uns bekannt sind: etwa Franz Xaver KUGLER S.J. als entschiedenster Gegner der Panbabylonier [1903], aus dessen Himmelskampf-Schriften [1927a, 1927b] VELIKOVSKY zitiert hat. KUGLER vollzog als erster die Episoden des Gilgamesch am Himmel nach [1904] und sah vor -700 nicht einmal in Babylon Astronomie im Sinne des Wortes, also keine Beobachtungsreihen, kein Wissen um Äquinoktien, Präzession oder Verhältnis von Sonnen- und Mondjahr [P. 239]. Auf der Gegenseite standen Peter JENSEN oder Alfred JEREMIAS, aber auch Ernst Friedrich WEIDNER, der im Streit um die frühmittelalterliche Phantomzeit von Franz KROJER herangezogen worden ist, obwohl der strikter Gegner von Präzessionswissen vor Hipparch ist [Krojer 59; Illig 489-495]. WEIDNER sieht solche Kenntnisse bereits im -4. Jtsd. und berichtet unbefangen davon, dass Assyrer und Babylonier jahrtausendealte Messwerte unverdrossen abgeschrieben, aber auch rückrechnend bis ins -4. Jtsd. zurückverlegt hätten.

Heute stellt sich erneut die Frage: Hatte KUGLER recht, als er den Babyloniern vor -700 keine Astronomie im Sinne des Wortes zutraute – im Einklang mit dem Befund für Ägypten und Griechenland – oder haben z.B. Giorgio de SANTILLANA, Hertha von DECHENT [1969, 1993], Martin KERNER (s. S. 301) und PAPKE recht, die alle wichtigen astronomischen Entdeckungen bis hin zu Präzession bereits im -3. oder sogar -4. Jtsd. sehen? Ordnen wir die Indizien.

Fürs -1. Jtsd. spricht:

Im MUL.APIN sind fast alle Tierkreisbilder bekannt und benannt, einschließlich der nach der Herbstäquinoktie später eingefügten Waage, doch weder Homer noch Hesiod sprechen von ihnen. Deren Werkdatierungen liegen bislang bei -700 [P. 15, 255].

Die Angaben im MUL.APIN gehen hinunter bis zu einer Zeiteinheit von 4 Sekunden, dem GAR. Da stellt sich die Frage, ob im -3. Jtsd. Wasseruhren (Klepsydhren) mit einer solchen Genauigkeit bereitstanden. Bekanntlich hängt ihre Präzision in ganz besonderer Weise von der Ausflussöffnung ab. Die kleinste Verkalkung kann zu massiven Abweichungen führen. Insofern liegt auf jeden Fall der Verdacht nahe, dass relativ vage Beobachtungen durch penibles Rechnen im 12er-System der Babylonier nachgebessert, auf Pseudogenauigkeit getrimmt worden sind.

Die Angaben im MUL.APIN sind erstaunlich professionell; sie bedienen keine Mythen. In ihrer trockenen Fülle sind sie Zeugnisse für eine hochentwickelte Astronomie, die Griechen oder Römern für das -3. Jtsd. keineswegs bekannt waren, zumal sie die Sumerer gar nicht kannten. Dasselbe gilt für das Phänomen, dass die Chaldäer analog zum 360°-Kreis in MUL.APIN mit einem Idealjahr von 360 Tagen rechneten, bei dem die Monatslänge nicht 29,53 Tage wie beim Mondjahr [P. 249], sondern ca. 30,43 Tage beträgt. Deshalb musste jede Sternbeobachtung am realen Himmel auf den künstlichen Himmel umgerechnet werden [P. 254].

Die Griechen bis hin zu Ptolemäus kennen sehr wohl chaldäische Daten; aber Hipparch weiß im -2. Jh. von keinem dortigen Finsternisdatum vor -721, Ptolemäus im +2. Jh. von keinem vor -747 (gekoppelt an Nabonassar) [P. 14]. Doch sind Finsternisberichte noch lange kein Ausweis für wissenschaftliche Astronomie.

Utnapischtim als chaldäischer Noah baut schon im Gilgamesch-Epos seine Arche. Dementsprechend weit vor -2340 müsste die Sintflut angesetzt werden [P. 149-158].

Papke liest aus der MUL.APIN-Serie die korrekte Reihung der Planeten von Merkur bis Saturn heraus, einschließlich des Mondes als „Bruder der Erde“ und zuzüglich der Sonne, in Entsprechung zur sumerischen Königsliste; nur Venus fehlt mangels männlich-königlichem Pendant [P. 202-

206]. Soll man nun das Wissen um das heliozentrische Weltbild samt richtig eingeordneten Planeten schon im -3. Jtsd. ansetzen, obwohl es nur wenige im -1. Jtsd. erinnerten oder neu entdeckten?

Fürs -3. Jtsd. spricht möglicherweise:

KUGLER musste feststellen, dass es aus dem -17. Jh. systematische Beobachtungen der Phasen des Planeten Venus gibt, die für sein Weltbild eindeutig zu früh kommen, auch wenn sie isoliert dastehen: die Tafeln von Ammizaduga aus der Omen-Serie Enuma Anu Enlil [P. 14, 29], gefunden in der Bibliothek Assurbanipals. Ammizaduga gilt als 10. König der altbabylonischen Dynastie. VELIKOVSKY [1952, 214 ff.] berichtet, wie einst darüber diskutiert worden ist, ob diese Beobachtungen nun dem -17. Jh. oder dem -1. Jtsd. angehörten, zumal die Jahresformel des Ammizaduga erst unter Assurbanipal eingefügt worden sein könnte.

Eudoxos von Knidos (408–355) scheint einen Himmelsglobus benutzt zu haben, der wegen der Lage des Frühlingspunktes gegen -1450 gefertigt worden sein müsste [P. 16]; doch der Rückgriff auf ein 1.000 Jahre altes Arbeitsmittel erscheint bizarr.

Das Sternbild Orion = Gilgamesch gehört nur im -3. Jtsd. zwei Himmelswegen an, wäre also nur damals auch am Himmel zu zwei Dritteln Gott, zu einem Drittel Mensch gewesen [P. 72 f.].

Laut Servius (+400) wurde der chaldäische Tierkreis durch die Waage von elf auf zwölf Sternbilder erweitert. Die Waage bzw. ihr hellster Stern ging um -2340 erstmals in der Morgendämmerung der herbstlichen Tagundnachtgleiche auf, für die sie als Symbol steht. So wäre dies ein sinnvoller Termin für die Abtrennung der Waage aus dem Skorpion [P. 25 f., 60].

MUL.APIN kennt ein Sternbild mit dem Namen „angebundenes Joch (des Himmels)“, dessen Stern α Draconis um -2790 genau am Nordpol steht, während es im -2. und -1. Jtsd. seiner Benennung nicht mehr entspricht [P. 262].

Für PAPKE erhielt der Stern Regulus die Bezeichnung „königlich“ deshalb, weil er einmal am höchsten Punkt der Ekliptik gestanden habe; nach seiner Berechnung war dies um -2340 der Fall [P. 26, 267].

Die zweite Tafel des MUL.APIN gibt mit β Scorpii und η Tauri zwei Orientierungssterne für den West- und Ostpunkt an, die nur gegen -2340 an den Schnittpunkten mit dem Himmelsäquator standen [P. 166, 168, 265].

Anaximander (610–546) galt den Griechen als Entdecker der Ekliptik, Oinopides (zw. 450–400) als Festleger ihrer Neigung auf 24° . Damals lag der Wert tatsächlich bei $23,7^\circ$, doch im -3. Jtsd. bei 24° . Weil auch die Chaldäer mit 24° rechneten, sieht PAPKE [262] diese Entdeckung im -3. Jtsd. Die 24° ergaben sich jedoch bequem als 15. Teil des Erdumfangs von 360° ; noch Vitruv hat kurz vor der Zeitenwende mit diesem glatten Wert gearbeitet, wäh-

rend Eratosthenes als Astronom und Begründer der Chronologie (276–195) bereits $23^{\circ} 51' 19''$ kannte, die jedoch – wie durchgängig bei den alten Griechen bis hin zu Ptolemäus – auch noch zu hoch lagen [Buchner 21]. Und warum konnte die chaldäische Astronomie binnen zweier Jahrtausende keinen besseren Wert finden und um -450 den Griechen mitteilen?

Die Analog-Astronomie, die himmlische und irdische Erscheinungen miteinander verknüpft, sieht PAPKE [268] bis Sargon von Akkad und damit bis -2400 zurückreichen.

Ein Hinweis wird zum akuten Problem für die Datierung der Himmelscheibe. Laut PAPKE ist die Konstellation von Plejaden und Mondsichel auf der zweiten Tontafel ergänzt durch die Position von η Tauri. Da sich dieser Stern im Tierkreisbild Stier im Lauf der Zeit von dieser Himmelsposition entfernt, „ist die Plejadenschaltregel folglich in zumutbaren Grenzen überhaupt nur vor 2300 v. Chr. gültig“ [P. 272; auch 230]. Demnach wäre das Schmieden der Nebra-Scheibe ein sinnloser Anachronismus gewesen. Nun schreibt der HANSEN nahe stehende KLAUDIUS, dass die Plejaden deshalb ein besonders wichtiges Sternbild waren, weil sie heliakisch aufgingen (d.h. nach dem Aufgehen gleich von der unmittelbar danach aufgehenden Sonne überstrahlt wurden) – doch das galt nur von -1900 bis -1500. Danach gab es die „Koinzidenz der Plejaden als Frühlingsbeginn und dem dazugehörigen Vollmond“ nicht mehr [Klaudius]. Was PAPKE im -3. Jtsd. erwartet, ereignet sich KLAUDIUS und HANSEN zufolge im -2. Jtsd. Wir stehen also vor dem Problem, welche Berechnungen für MUL.APIN nun die richtigen sind:

- die alten von KUGLER und KOPFF (-7./6. Jh.)
- die jüngeren von FOTHERINGHAM und van der WAERDEN (um -1100);
- HANSENS Berechnungen für Nebra von 2006 (-1600);
- PAPKES Kalkulationen vor 1989 (-2340).

Für Nichtastronomen endet hier die Möglichkeit kritischer Nachprüfung. Wenn man jedoch dem Zeugnis der alten Griechen vertraut, dann kann die wissenschaftliche Astronomie, wie sie die beiden Tontafel von MUL.APIN bezeugen, nicht vor dem -1. Jtsd. betrieben worden sein.

Das neue Datierungsnetz

Hier ist nun an die neuen, alternativen Datierungsansätze zu erinnern. Zunächst forderte VELIKOVSKY schon 1945, die dunklen Jahrhunderte Griechenlands ersatzlos zu streichen [vgl. Illig 2005, 72]. 1988 bauten darauf HEINSOHN und der Verfasser auf: HEINSOHN bewies damals jene Verdopplung der vorderasiatischen Reiche, die sich bald als veritable Verdreifachung erweisen sollte (auch Sargon v. Akkad rückt deshalb ins -1. Jtsd.). In Folge davon kam er zu der Überzeugung, dass die in Assyrien fehlenden Funde der Perserzeit

(vgl. S. 364 ff.) deshalb fehlten, weil sie den Mittel- und Spätassyern zugeschlagen worden waren. Indem er diese beiden Epochen verglich, ergab sich u.a. die Gleichsetzung

Assurbanipal = Artaxerxes III. Ochus,

der üblicherweise auf 359–338 datiert wird [Heinsohn 1996, 91–99]. Mit seinem Ansatz erledigt sich die Frage, ob der Astronomiebeginn nun ins -3. Jtsd. (oder vielleicht sogar ins -4. Jtsd.) vorverlegt werden muss. Mangels vorderasiatischer Hochkultur vor -1000 kann es auch keine vorzeitige Astronomie gegeben haben. Obendrein rücken die unter Assurbanipal in Ninive gesammelten Tontafeln vom -7. ins -4. Jh., womit sie nicht mehr die ersten Anfängen wissenschaftlichen Arbeitens, sondern eine Parallele der Blütezeit griechischen Geistes darstellen würden. Das würde hinsichtlich der Himmelscheibe motivieren, dass ihre Bronze auch geschmiedet werden konnte.

WEISSGERBER [2005, 157] präferiert eine andere Lösung. Er streicht in der späten Perserzeit mehrere Könige und setzt zwei identisch (Darius II. = Artaxerxes III.), so dass sich die Achämenidenzeit um etwa 75 Jahre verkürzt. Damit rücken zwar mit den frühen Perserkönigen auch die Meder und Assyrer näher zur Zeitenwende, doch bleiben sie innerhalb ihres vorderasiatischen Kontextes und in ihrer Reihung. Bei dieser Lösung bleiben die Assyrer und Babylonier den Griechen in der Astronomie voraus, was dem Selbstverständnis der alten Griechen entspräche.

Der Verfasser hat dem Vorstoß WEISSGERBERS hinsichtlich einer Kürzung der späten Perserzeit gewissermaßen vorgearbeitet [Illig 1993; 1995]; er nahm sich aber auch im Zusammenspiel mit HEINSOHN'S Gleichsetzung von Sumerern und Chaldäern der europäischen Vorzeit an [Illig 1988; 2005]. Bei seinem Ansatz rückt die Bronzezeit zur Gänze ins -1. Jtsd., womit eine Zeitgleichheit der Nebra-Funde und jener Messungen, die unter Assurbanipal ins Archiv gelegt wurden, plausibler wird. Das 'Observatorium' von Goseck oder auch Stonehenge rücken zeitlich gesehen ungleich dichter an die Funde von Nebra heran; es müssen im Falle Gosecks nicht mehr über 3.000 Jahre, sondern allenfalls 300 Jahre überbrückt werden.

Wie steht es aber mit den Rückrechnungen? Dazu lässt sich ein Telefonat zwischen PAPKE und mir kolportieren, das vor vielleicht 15 Jahren geführt worden ist. Damals fragte ich den Wissenschaftshistoriker, ob er sich auch eine andere Erklärungsmethode vorstellen könne. Damit meinte ich eine extraterrestrische Einwirkung auf die Erde, die zu einer Verschiebung der Erdposition geführt hätte, entsprechend einem Vorrücken der Präzession um etwa 22°. In diesem Fall wäre die MUL.APIN-Serie nicht mehr aus unerfindlichen Gründen über mehr als 1.600 Jahre kopiert und 'verewigt' worden, sondern stammte aus einer Zeit kurz vor Assurbanipal und hätte vielleicht jene

Zeit „vor der Sintflut“ repräsentiert, aus der dieser König nach eigener Aussage gerne Texte las [P. 29]. PAPKE hielt das damals für bedenkenswert. Ich bin mir klar darüber, dass ein solcher Stoß zwar die Erde gegenüber dem Fixsternhimmel gedreht haben kann, dass aber auch die Planetenkonstellationen zu berücksichtigen sind. Doch die könnten ihrerseits durch die Katastrophe verändert worden sein. Wer das berechnen soll, nachdem für MUL.APIN nicht einmal die Einigung auf -3., -2. oder -1. Jtsd. gelingt, ist nicht zu erkennen. Eliminiert sich die Archäoastronomie gar selbst?

Die Situation ähnelt der im Streit ums erfundene Frühmittelalter, bei dem die Daten der alten Astronomen, ob Chaldäer, Griechen oder Ptolemäus, keine definitive Klärung bringen konnten – weder für ihr eigenes Alter noch für frühmittelalterliche Datierungen. Bei aller Wertschätzung der Archäoastronomie wirken ihre sekundengenauen Rückrechnungen problematisch; sie können (noch) nicht wirklich überzeugen.

Literatur

- anzu (2006): Ur-Astro-Uhr. Himmelscheibe zeigt Schaltjahr; in: SZ, 22.2.06
- Basnizki, Ludwig (1989): Der jüdische Kalender; Frankfurt am Main (1938)
- Beaufort, Jan (2004): - [Leserbrief zur Himmelscheibe]; in: ZS 16 (1) 242
- Buchner, Edmund (1982): Die Sonnenuhr des Augustus; Mainz
diss = www.cez-archaeometrie.de/dipl-diss/da-nickel-2003.pdf
- Heinsohn, Gunnar (1996): Assyrenkönige gleich Perserherrscher! Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich; Gräfelting
- (1988): Die Sumerer gab es nicht; Frankfurt a. M.
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (2003): Wann lebten die Pharaonen?; Gräfelting
- Illig, Heribert (2005): Die veraltete Vorzeit; Gräfelting (1988)
- (2003): Rückweisung der bislang gewichtigsten Kritik an der Phantomzeitthese; in: ZS 15 (3) 478-507
 - (1995): Rom bis Athen - was bleibt bestehen?; in: ZS 7 (3) 269-287
 - (1993): Juda und seine persischen Könige; in: ZS 5 (1) 52-54
- Klaudius, A. siehe <http://user.uni-frankfurt.de/~klaudius/Dateien/Weiteres%20zur%20scheibe%20von%20Nebra>
- Krojer, Franz (2003): Die Präzision der Präzession; München
- Kugler, Franz Xaver (1927b): Vom Hohen Lied und seiner kriegerischen Braut; in: *Scholastik* (2) 38-52
- (1927a): Sibyllinischer Sternkampf und Phaëton in naturgeschichtlicher Beleuchtung; Münster
 - (1904): Die Sternenfahrt des Gilgamesch. Kosmologische Würdigung des babylonischen Nationalepos; in: *Stimmen aus Maria-Laach*, 26. Bd.; Freiburg i. Br.
 - (1903): Babylon und Christentum. Delitzschs Angriff auf das Alte Testament; Freiburg i. Br.
- Matz, Klaus-Jürgen (2001): Wer regierte wann?; München
- Naica-Loebell, Andrea: Die Himmelscheibe von Nebra ist eine astronomische Uhr;

- in: Telepolis: Sonne, Mond und Sterne
www.heise.de/bin/tp/issue/r4/dl-artikel2.cgi?artikelnr=22908&mode
- P. = Papke, Werner (1989): Die Sterne von Babylon. Die geheime Botschaft des Gilgamesch - nach 4000 Jahren entschlüsselt; Bergisch Gladbach
- Papke, Werner (1984): Zwei Plejaden-Schaltregeln aus dem 3. Jahrtausend; in: *Archiv für Orientforschung* XXXI, 67 ff.
- Planetarium = www.planetarium-hamburg.de/media/Standard/2006/060421Himmels-scheibevonNebra.pdf
- reb. (2006): Himmels-scheibe von Nebra. Eine komplexe astronomische Uhr; in: *FAZ.NET*
www.faz.net/s/Rub6E2D1F09C983403B8EC7549AB44FA0EF/Doc~E15CC91
- Santillana, Giorgio de / Dechend, Hertha von (1993): Die Mühle des Hamlet; Berlin (1963 in Boston: Hamlet's mill)
- Schmidt, Gerald (2003): Die Himmels-scheibe von Nebra; in: *ZS* 15 (3) 675-683
- Schwerdtel, Eberhard (2004): - [Leserbrief zur Himmels-scheibe]; in: *ZS* 16 (1) 242-246
- Stöttner, Elmar (2006): Nebra-Himmels-scheibe ist astronomische Uhr; in: *Netzeitung*, 22.2.206 <http://www.netzeitung.de/spezial/weltraum/383779.html>
- Velikovsky, Immanuel (1952): Welten im Zusammenstoß; Stuttgart
- (1945): Theses for the reconstruction of Ancient History. From the end of the Middle Kingdom in Egypt to the Advent of Alexander the Great; New York · Jerusalem
- Weissgerber, Klaus (2005): Zur Chronologie des vorhellenistischen Griechenland I (Hellenica II); in: *ZS* 17 (1) 142-171
- Wirsching, Armin (2004): Das Himmels-gewölbe der Himmels-scheibe von Nebra; in: *ZS* 16 (2) 436-443
- (2005): Fertigungstoleranz und Fertigungsspuren. Indizien für die Deutung der Himmels-scheibe von Nebra; in: *ZS* 17 (1) 211-220

KV 55 – das rätselhafte Grab

Otto Ernst

Das 1907 entdeckte Grab Nr. 55 im Tal der Könige (KING VALLEY = KV), fast direkt gegenüber dem des Tutanchamuns gelegen, ist sicher die rätselhafteste Entdeckung aus der Amarna- oder Nach-Amarna-Zeit. Das liegt neben den zum Teil widersprüchlichen Funden vor allem auch daran, dass die Ausgrabung sehr nachlässig durchgeführt bzw. völlig unzureichend dokumentiert wurde. Das Resümee: *Bei diesem Grab ist nicht gesichert bekannt, für wen es ursprünglich angelegt wurde, wer – alles – dort begraben worden ist, wessen Mumien dort gefunden worden sind.*

Der Anlage nach scheint es **kein Königsgrab** zu sein, denn es besteht nur aus einem einzigen, allerdings recht großen Raum von fast 6,5 m Länge und etwa 4,9 m Breite. Damit ist er sogar etwas größer als die Sarkammer des Grabes von Tutanchamun (KV 62) mit 6,40 x 4,03 m. Es besitzt noch einen kleineren Zusatz-Raum, der unvollendet wirkt und eventuell erst später hinzugefügt wurde; in ihm wurden 2 der insgesamt 4 Kanopenkrüge gefunden.

Das Grab wurde nach seiner Belegung mindestens einmal wieder geöffnet und anschließend neu versiegelt. Die wichtigsten der dort gemachten Funde sind:

1. Teile bzw. Reste einer für **Teje** angefertigten Grabausstattung. Das wichtigste Stück davon ist ein großer, **vergoldeter Holzschrein**, auf dem Teje zusammen mit ihrem Sohn Echnaton dargestellt ist. Letzteres dürfte Echnaton als Auftraggeber für den Schrein belegen. Seine Gestalt und Kartusche waren auf dem Schrein getilgt.

2. Eine **Mumie** in einem Sarkophag, auf dem der Name des Beigesetzten getilgt worden ist.

3. **Kanopen-Gefäße** mit ebenfalls getilgten Namen (von Echnaton und seiner zeitweiligen Favoritin Kija)

4. Vier sog. **magische Ziegel** mit – teilweise getilgter – Namens-Kartusche **Echnatons**.

Diese Funde sind eigentlich nur so zu deuten, dass in dem Grab einmal die Mumie Echnatons gelegen haben muss; aber gerade die Identität der dort gefundene Mumie ist bis heute das größte Rätsel dieses Grabes geblieben.

Widersprüchliche pathologische Befunde

Bzgl. der Identität der Mumie hat es im Laufe zahlreicher Untersuchungen auch zahlreiche Widersprüche gegeben, wie Aldred in seinem Echnaton-Buch [1968, 153-193] beschreibt. Auch die Fundumstände sind dort besonders ausführlich angeführt. (Eine überarbeitete Neuauflage ist 1990 erschienen.)

Zunächst haben zwei Ärzte, die die Mumie noch in Theben untersuchten, ohne zu zögern übereinstimmend geäußert, es könne sich in dem ihnen vorliegenden Fall nur um das Becken einer **Frau** handeln. Nach einer anschließenden Untersuchung der Mumie in Kairo wurde dann verkündet, dass es sich um den Leichnam eines jungen **Mannes** handle, der allem Anschein nach im Alter von 23, höchstens 25 Jahren gestorben war. Letzteres wurde aus noch nicht verknöcherten Wachstumszonen an den Knochenenden, den sog. Epiphysen, geschlossen.

Trotz dieses anscheinend viel zu geringen Alters wurde die Mumie von vielen Forschern zunächst für die Echnatons gehalten, einmal aufgrund der magischen Ziegel und weiterhin aufgrund von **Inschriften** an dem Sarkophag, die alle auf Echnaton hinwiesen. Konkret handelt es sich dabei um Epitheta, Beinamen zu den getilgten Herrscher-Namen.

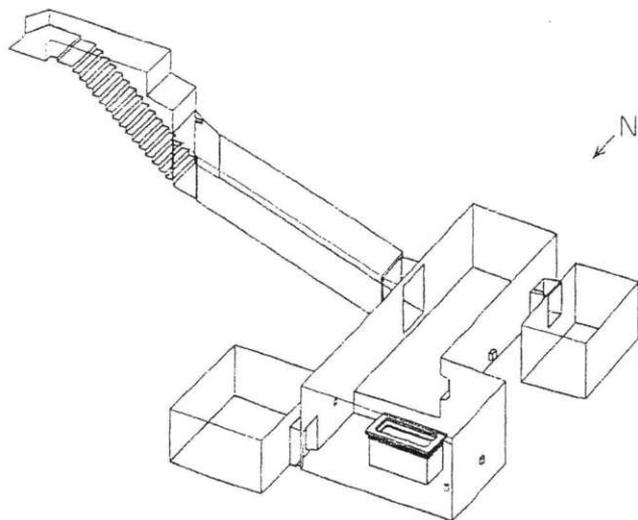
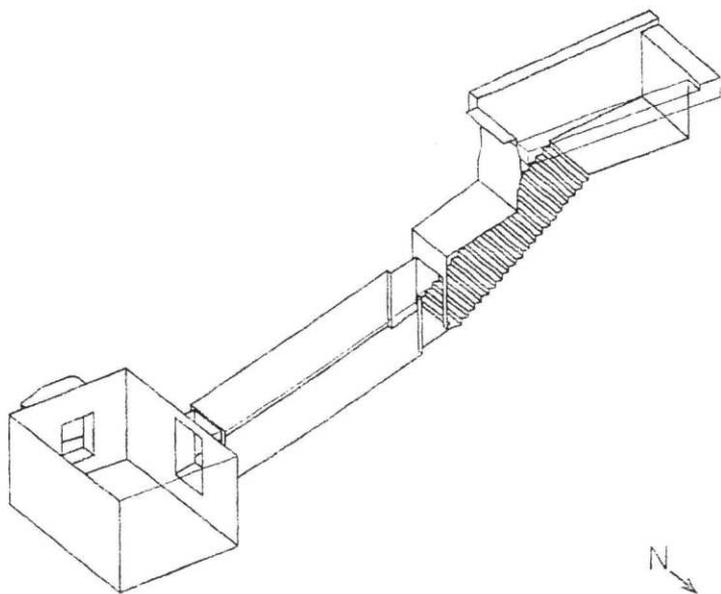
Dafür sprach auch, dass die 1926 durchgeführten Untersuchungen an der 1923 gefundenen Mumie Tutanchamuns in Bezug auf Schädelform und Blutgruppe eine starke Ähnlichkeit mit der KV 55-Mumie ergaben (Tutanchamun wird als jüngerer Bruder oder als Sohn Echnatons angesehen).

Dann setzte sich bei den meisten Ägyptologen jedoch die Ansicht durch, dass wegen des angeblich zu geringen Alters Echnaton *nicht* in Frage komme; die Mumie wurde deshalb Semenckere zugesprochen, der ja auch ein naher Verwandter Tutanchamuns gewesen sein musste bzw. sein sollte.

Neuere Erkenntnisse

Nach weiteren Untersuchungen, die von Fawzia Hussein und James E. Harris vorgenommen und beim Internationalen Ägyptologenkongress in Kairo 1988 präsentiert wurden, soll jedoch das Gebiss der ominösen Mumie einem Mann Mitte der Dreißig entsprechen, der anthropologische Befund sogar für ein Alter jenseits der 35 Jahre sprechen [Ernst 2000, 58 f.; Reeves 2002, 98]. Dieser neuen Altersbestimmung widersprachen andere Anthropologen, und auch die später vorgenommenen weiteren Untersuchungen sprechen dafür, dass der mysteriöse Tote höchstens 25 Jahre alt geworden ist.

Eine gute Zusammenstellung all dieser Untersuchungen und ihrer Ergebnisse erfolgte durch Renate Germer in dem Katalog-Heft *Das Geheimnis des Goldenen Sarges / Echnaton und das Ende der Amarnazeit*, in dem auch weitere sehr gute Artikel von verschiedenen Autoren zur Amarnazeit zu finden



Isometrische Darstellungen von KV 55 und (darunter) KV 62 (Tutanchamun)
 [Kemet 2/1998, 28; Kemet 2/1995, 29]

sind, u.a. von Gabolde, Schlögl und insbesondere vom Mitherausgeber Grimm. Dieser Katalog ist derzeit die beste und aktuellste Zusammenstellung der Problematik von KV 55. Auch Germer ist der Ansicht, dass der Tote höchstens 25 Jahre alt gewesen sein kann, vermutlich sogar noch jünger. Sie schreibt allerdings, dass alle Angaben über Sterbedaten zu altägyptischen Skeletten auf modernen Vergleichsstatistiken beruhen; d.h. dass man die Wachstums-Altersstufen, bei denen sich bei heutigen Menschen die bei den Knochen ursprünglich vorhandenen Fugen schließen, einfach auf die Menschen des Altertums übertragen hat, was aber nicht gesichert behauptet werden kann. Ganz allgemein, also nicht auf die Mumie in KV 55 bezogen, schreibt v. Beckerath [1990, 67] zur Datierung von ägyptischen Königsmumien:

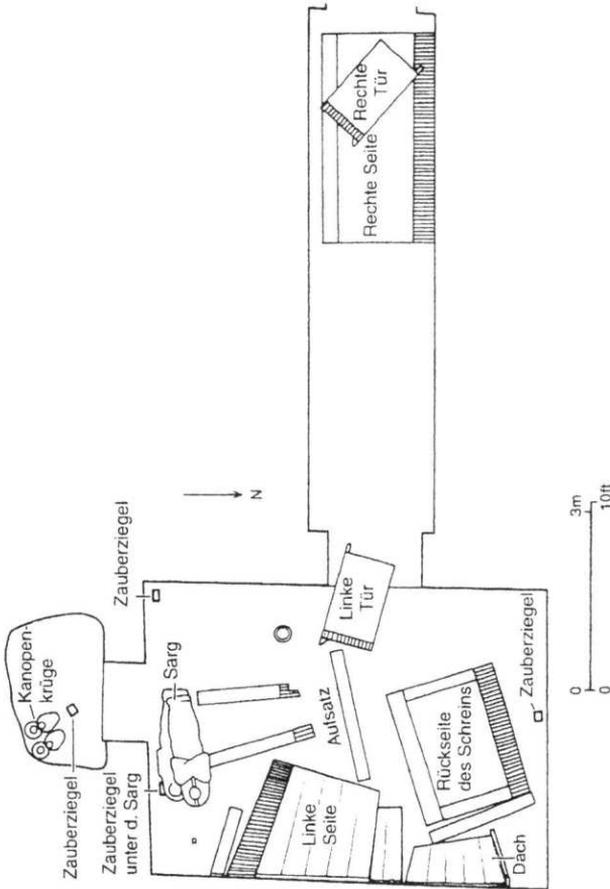
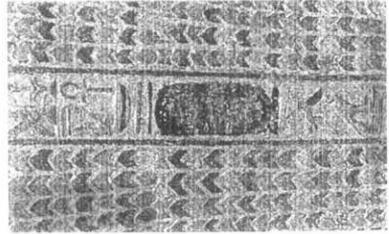
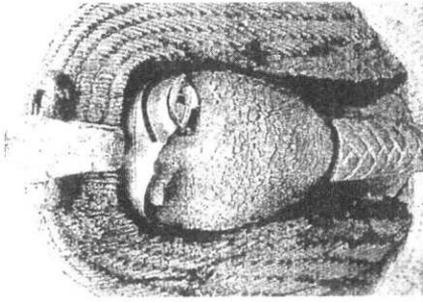
„Ebenso wenig lassen sich leider die Königsmumien dieser Zeit zu chronologischen Zwecken gebrauchen, wie Gabolde mit Recht betont. Das von Medizinern festgestellte Alter von 35–40 Jahren für die Mumie Thutmosis' III. widerspricht der historischen Tatsache seiner 54-jährigen Regierungszeit [...] Ähnlich wie bei Thutmosis III. liegt der Fall bei der angeblichen Mumie Thutmosis' I., bei der es sich um einen ganz jungen Mann von höchstens 20 Jahren handeln soll, was sich kaum damit in Einklang bringen lässt, dass dieser Pharao auf mehreren Feldzügen bis zum Euphrat und bis tief in den Sudan vorgestoßen ist.“

Die Diskrepanzen ließen sich allerdings auch durch Verwechseln der Mumien erklären. Es ist jedoch bemerkenswert, dass bei den medizinischen Untersuchungen immer ein zu niedriges Alter ermittelt worden ist.

Zurück zur KV 55-Mumie

Natürlich sprechen die erfolgten Altersbestimmungen an den Knochen (mehr ist von der Mumie praktisch nicht erhalten) eher dafür, dass es sich um die Überreste Semenckeres handelt und nicht um die Echnatons. Dann hätte allerdings vor Semenckere bereits die Mumie Echnatons in dem ominösen Grab gelegen haben müssen, worauf die magischen Ziegel hindeuten.

Dass Echnatons Mumie später durch die von Semenckere ersetzt worden sein soll, ist wiederum unwahrscheinlich, denn für Semenckeres Mumie müsste es dann schon vorher ein anderes Grab gegeben haben. Ganz ausgeschlossen ist dies natürlich nicht, und wenn man ein 'Vorgrab' für Semenckere ins Auge fasst, dann kommt u.a. auch KV 62 in Frage, also das Grab, in dem später die Mumie Tutanchamuns gefunden wurde. Wie jedoch noch als neue Lösung vorgeschlagen wird, könnte dort aber auch die Mumie *Echnatons* gelegen haben.



Istzustand von KV 55 bei der Auffindung / dortiger Sargbefund. Die Kartusche wurde sauber herausgeschnitten, doch das Goldblech am Kopfteil roh abgerissen [Reeves 1997, 120 f.].

Ein weiteres Argument *gegen* Semenckeres Mumie ist der Umstand, dass unter den zahlreichen weiteren Funden, die man in KV 55 gemacht hat, nichts auf ihn hinwies. So spricht die Logik doch eher dafür, dass es sich bei der Mumie in KV 55 um die Echnatons handelt. Dies schrieb ich auch in dem *Kemet*-Heft 2/1998, wobei ich für ein Einzel-Kapitel die Überschrift verwendete: *Kartuschen gegen pathologischen Befund*.

Es ließe sich noch anführen, dass das rückständige Knochenwachstum eventuell auch krankheitsbedingt sein könnte. Gerade bei Echnaton scheint manches für körperliche Anomalien zu sprechen; als mögliche Ursache dafür wurden sogar konkret verschiedene Syndrome angeführt: vor allem das sog. Fröhlich- und das Marfan-Syndrom, von Gabolde [2001, 9] auch ein Barraquer-Simons-Syndrom, m.W. eine Störung des Fettanteiles der Haut. Zu möglichen Wachstums-Störungen schrieb Smith, der 1907 festgestellt hatte, dass es sich um die Mumie eines jungen *Mannes* handelte:

„Bekanntlich befindet sich bei Patienten, die an dieser Krankheit [dem Fröhlich-Syndrom] leiden, noch im 36. Lebensjahr das Skelett in einer Verfassung wie bei einem gesunden Individuum von 22 oder 23 Jahren“ [Aldred 164].

Gegen eine Erklärung durch das Fröhlich-Syndrom spricht allerdings, dass dies normalerweise mit Impotenz verbunden ist, was auf Echnaton mit seinen zahlreichen Töchtern sicher nicht zutrifft.

Gabolde bringt eine interessante These, die vielleicht die Lösung für die geschilderten Widersprüche sein kann. Er ist der Ansicht, dass Echnaton noch im Kindesalter auf den Thron gekommen sei und schreibt dazu:

„Dass Echnaton bei seiner Thronbesteigung höchstens 9 oder 10 Jahre alt war, zeigt sich nicht zuletzt in mehreren Reliefbildern in Karnak, die zu Beginn seiner Herrschaft geschaffen wurden und ihn als pummeliges, rundliches Kind mit dickem Hals zeigen, das noch ganz in der Pubertät steht“ [Gabolde 2001, 9].

Dementsprechend ist auch Gabolde der Auffassung, dass die Mumie nur die von Echnaton sein kann. Von der Mehrzahl der Ägyptologen wird jedoch bis heute weder ein höheres Alter der Mumie noch Gabolde's Theorie akzeptiert; sie hält immer noch an der Semenckere-Deutung fest. So wurde auch die These von Harris und Reeves abgelehnt, dass sich hinter Semenckere in Wirklichkeit eine *Frau*, konkret Nofretete, verbergen würde. Es gab ja außer ihm keinen, dem man die Mumie, die nur die eines Pharaos aus der späten 18. Dynastie sein konnte, sonst hätte zuordnen können, sofern man die Identifikation mit Echnaton ablehnt.

Auch mich hatte zunächst die Annahme von Harris und Reeves fasziniert, zumal dann die KV 55-Mumie wirklich nur die Echnatons sein könnte. Aber

wie in dem vorausgegangenen Artikel [ZS 1/2006] ausgeführt, kam ich dann doch wieder zu der Überzeugung, dass Semenchkere *männlicher* Natur gewesen sein muss.

Auch der Sarkophag gibt Rätsel auf

Auch bzgl. des Sarkophages gibt es Unklarheiten. Lange Zeit war man der Auffassung, dass er ursprünglich für eine *Frau* gemacht wurde, und zunächst wurde als vorgesehene Besitzerin meist *Merit-Aton* vermutet. Doch schon 1957 hatte Gardiner nach einer Untersuchung der Sarginschriften den Sarkophag eindeutig Echnaton zugeordnet [Aldred 165]. Hanke ging in einer 1978 erschienenen Arbeit über Amarna-Reliefs auch auf diesen Sarkophag ein und äußerte, dass dieser für Echnatons zeitweilige Favoritin *Kija* angefertigt worden war. Aber auch er setzte für die getilgten Namen, insbesondere bei einem Text, der sich auf dem Fußende des Sarkophages befindet [Abb. Hanke 269], sowie bei weiteren rekonstruierten Inschriften die Kartusche *Echnatons* ein, was eigentlich für die Zuordnung an diesen sprechen sollte.

Neuere Untersuchungen, die anlässlich der Ausstellung in München an dem Sargdeckel gemacht wurden, bewiesen eindeutig seine Herstellung für Echnaton. Allerdings wäre er für Echnaton nicht mehr verwendungsfähig gewesen, weil auf ihm noch eine ältere Schreibweise für Aton benutzt worden war. Auch dies ist kein zwingendes Argument gegen die Identifizierung der Mumie als die Echnatons, denn diejenigen, die seine Bestattung vornahmen, könnten den Sarg als ‚durchaus geeignet‘ angesehen haben.

Auch diese jüngeren Erkenntnisse, dass der Sarkophag eindeutig für Echnaton hergestellt wurde, erschütterte bei vielen Ägyptologen die Zuordnung der Mumie an Semenchkere nicht: Zwar ist nicht völlig auszuschließen, dass Echnaton einem plötzlich gestorbenen Semenchkere den für ihn selbst hergestellten Sarkophag überließ, aber dass dann bei Semenchkeres Bestattung oder Wiederbestattung auch für Echnaton hergestellte magische Schutzziegel verwendet worden wären, ist wohl alles andere als logisch – sie wären für Semenchkere wirkungslos gewesen.

Gleichzeitig wurde in München festgestellt, dass die Tilgungen der Namen Echnatons an dem Sarkophag in einer Werkstatt, nicht im Grab erfolgt sein mussten, wie bislang meist angenommen wurde. Das Entfernen der goldenen Gesichtsmaske erfolgte jedoch nicht in sorgfältiger Arbeit, sondern war eher ein Abreißen, was auf einen bloßen Goldraub schließen lässt. Der Zeitpunkt lässt sich nicht mehr festlegen: als man den Sarg von Amarna nach Theben brachte, als man den Sarkophag in das Grab KV 55 brachte, oder – am wahrscheinlichsten – erst erheblich später, als das Grab noch ein oder mehrere Mal geöffnet wurde.

Die Wiederbestattungen der Teje

Auffällig bei den Funden in KV 55 ist, dass es sich vor allem um Grabbeigaben von *Teje* handelte. Reeves [2001, 96 f.] schloss wie andere vor ihm aus dieser Fülle, dass nicht nur Echnaton, sondern auch Teje zunächst in KV 55 begraben und ihr Leichnam erst später daraus wieder entfernt wurde. Die Fülle der Grabfunde ist wirklich nur dadurch zu erklären, dass KV 55 auch Tejes Mumie einmal geborgen hat. Wahrscheinlich hätte dann Tejes Mumie samt ihrer Grabausstattung zunächst *allein* aus dem Königsgrab von Amarna nach KV 55 gebracht werden müssen. Erst später musste man sich dann dazu entschlossen haben, auch Echnatons Sarkophag einschließlich seiner Kanopen und magischen Ziegel nach KV 55 zu überführen. Dann müsste Tejes Mumie aus dem Grab wieder entfernt worden sein, was natürlich sowohl schon bei Echnatons Überführung als auch viel später hätte geschehen können, z.B. als man eventuell das Grab ein weiteres Mal öffnete, um die Wiedererkennung des Bestatteten zu verhindern oder einfach das Grab zu leeren.

Logisch ist eigentlich nur die erste Variante, denn bei einer angenommenen *gleichzeitigen* Neu-Bestattung *beider* Mumien hätte diese dann wohl so durchgeführt werden müssen, dass der Sarkophag Echnatons von Anfang an vom Holzschrein der Teje umhüllt gewesen wäre. Zwei Schreine hätten in dem Grab wohl keinen Platz gefunden, und dass man Teje prächtiger bestattete als ihren königlichen Sohn, nur *ihren* Sarkophag mit einem Holzschrein umgeben hätte, dürfte unwahrscheinlich gewesen sein.

Die Hauptfrage stellt sich: Wann wurde in KV 55 der Leichnam Tejes durch die Mumie Echnatons ersetzt? Vorweggenommen sei, dass dies m.E. erst beim bzw. im Zusammenhang mit dem Tode und der Bestattung Tutanchamuns geschah. Weiter fragt es sich, wohin man Tejes Mumie nach dem Entfernen aus KV 55 brachte. Für sie bot sich natürlich das Grab ihres Gemahls Amenophis' III. (KV 22) an, wo sogar beim Bau des Grabes ein Raum für sie geschaffen worden war. Allerdings hat man ihr nach KV 22 höchstens ein Teil ihrer ursprünglichen Grabausstattung mitgegeben. Im Grab von Amenophis III. dürften sich schon genügend Schätze befunden haben, und jedes zusätzliches Einbringen dürfte die sog. Totenruhe noch mehr gestört haben. So hat man dem Sarg einschließlich der Kanopen wohl nur Weniges zusätzlich mitgegeben, u.a. einige Uscheptis, deren aufgefundene Reste belegen, dass Tejes Mumie einmal dort gelegen hat.

Geblichen ist ihre Mumie allerdings auch dort nicht, genau so wenig wie die ihres Gemahls, dessen Mumie im Grab seines Großvaters Amenophis' II. gefunden wurde.

Pharaonen als Grabräuber

Es gilt heute als erwiesen, dass die meisten Pharaonengräber nicht von gewöhnlichen Grabräubern geleert wurden, sondern dass dies in der sog. Spätzeit Ägyptens ganz offiziell geschah, insbesondere während der 21. Dynastie. Dieser ging es wohl um die wertvollen Grabbeigaben, aber gleichzeitig bemühte man sich auch, wenigstens die Königsmumien, die man in einfache Särgе umgebettet hatte, zu erhalten. Der Großteil von ihnen landete schließlich in der berühmten Cachette oberhalb des Hatschepsut-Tempels, die 1875 von den Gebrüdern Rassul, einer sog. Grabräuber-Familie, entdeckt wurde.

Das Grab Amenophis' III. befindet sich nicht im eigentlichen Tal der Könige, sondern in einem entfernteren Nebental. Es wurde vielleicht so spät ausgeräumt, dass die Cachette schon voll oder sogar schon geschlossen war. Auf jeden Fall wurden die hier, also in KV 22 gefundenen Mumien – zusammen mit weiteren aus anderen Gräbern – in dem bereits geleerten Grab Amenophis' II. (KV 35) versteckt, wo sie erst 1898 entdeckt wurden. Die Mumie Amenophis' II. ist nach Leerung seines Grabes zurückgebracht und sogar wieder in seinen ursprünglichen Quarzit-Sarkophag gelegt worden, allerdings in einen Ersatz-Sarg aus Kartonage.

Die nach KV 35 umgebetteten Mumien befanden sich in zwei Seitenräumen. In einer der Kammern lagen die Mumien von 8 Pharaonen, darunter die von Amenophis III. und die einer unbekannten Frau, in der anderen Seitenkammer die eines wohl jüngeren Mannes, vermutlich eines Prinzen, sowie einer jüngeren und einer älteren Frau. Letztere ist vermutlich Teje, was u.a. ein Haar-Vergleich mit einer im Grab Tutanchamuns gefundenen Locke der Teje wahrscheinlich macht.

Die Ägyptologin Joann Fletcher hält die beiden anderen Mumien für sterbliche Überreste weiterer Angehöriger des Königshauses von Amarna, von Nofretete und vom älteren Sohn Amenophis' III. mit Namen Thutmosis, der ursprünglich als Thronfolger vorgesehen war, aber schon vorzeitig starb und dann auch irgendwann mal in das Grab seines Vaters gebracht wurde. Bewiesen sind diese Annahmen von Fletcher jedoch nicht.

Zurück zu Echnaton

Nach Aufgabe von Amarna musste vor allem ein neues Grab für *Echnaton* gefunden werden. KV 55 könnte extra für ihn angelegt worden sein, möglich ist aber auch, dass dessen 'Insasse' dafür entfernt wurde. KV 55 entspricht in seiner Anlage eher einem Prominentengrab, ergänzt um eine eilig ausgehauene Nische. Als eventueller 'Vorbesitzer' von KV 55 käme insbesondere Thutmosis als früh gestorbener älterer Bruder Echnatons in Frage. Als mögli-

cher Ort für eine Umbettung käme auch für ihn das Grab Amenophis' III. (KV 22) in Frage, und mit der Mumie Tejes könnte seine Mumie später, in der sog. Spätzeit nach KV 35 gekommen sein, wie von Flechter angenommen wurde.

Doch bietet sich für Echnatons Mumie noch eine andere Variante an, die meines Wissens noch nie in Erwägung gezogen wurde: Bei seiner Überführung nach Theben wurde er zunächst in **KV 62** (heute als Tutanchamuns Grab bekannt) gebettet und erst dann nach KV 55 gebracht, als Tutanchamun früh starb und die neuen Herren schnell ein Grab für dessen Mumie brauchten.

Vermutlich war das eigentlich für Tutanchamun vorgesehene Grab noch nicht fertig; in ihm dürfte später Eje begraben worden sein (WV 23). Meist wird angenommen, dass *dieser* Tutanchamun das für ihn selbst vorgesehene Grab abtrat. Aber eigentlich ist KV 62 für das Grab eines Beamten (mehr war Eje damals noch nicht) zu aufwändig: mit Vor-, Neben- und Kanopen-Kammer entspricht es eher einem Königsgrab. So käme für seine Vorbelegung eigentlich nur *die* Mumie in Frage, die man später in KV 55 fand.

Logische Belegungs-Abfolge

Insbesondere wenn die ominöse Mumie die Echnatons ist, würde sich insgesamt eine nicht nur logische, sondern auch archäologisch widerspruchsfreie Belegungs-Abfolge beider Gräber ergeben: Als Amarna aufgegeben wurde, kam Echnatons Mumie nach KV 62, Tejes Mumie nach KV 55, womit Tutanchamun den beiden wichtigsten Personen aus dem Königsgrab in Amarna ein neues und würdiges Grab verschafft hätte: einmal Echnaton, der entweder sein älterer Bruder oder Vater war, und Teje, die entweder seine Mutter oder Großmutter war. Nofretetes Verbleib ist weiterhin dunkel.

Die Bestattung der Teje unter Tutanchamun in KV 55 brächte auch eine neue Erklärung für die Siegefunde von ihm im Schutt des Grabes. Bisher wurde angenommen, dass sie von der Überführung der **männlichen Mumie** nach KV 55 herrührten, und dementsprechend galten sie als Beleg dafür, dass diese Mumie zur Zeit Tutanchamuns nach KV 55 gebracht wurden. Nach meiner Auffassung stammten sie jedoch von der Überführung der Mumie der Teje nach KV 55.

Als dann Echnatons Mumie dorthin geschafft wurde, war Tutanchamun schon tot, so dass das Grab neu mit dem Siegel der Totenstadt verschlossen wurde: dem Schakal über den neun Gefangenen. Teje wurde in diesem Fall erst nach dem Tode Tutanchamuns aus KV 55 entfernt und in das Grab ihres Gemahls gebracht, unter Mitnahme nur weniger Grabbeigaben. Unter ihren Schrein kam dann die Mumie ihres Sohnes Echnaton. Und im Grab verblieben neben dem Schrein auch die meisten ihrer Grabbeigaben.

Zur zweiten Umbettung Echnatons

Auch Echnaton bekam nur wenige seiner ursprünglichen Grabbeigaben mit in sein neues Grab: seine Mumie in nur *einem* Sarkophag, die magischen Ziegel und seine Eingeweide. Hierfür wurden steinerne Kanopen-Gefäße genommen, die zeitweilig für Kija vorgesehen waren. Sie wurden noch mit Uräen versehen, die aber später wieder entfernt wurden. Ob seine Eingeweide sich wie bei Tutanchamun ursprünglich in goldenen Gefäßen befanden, ist nicht mehr zu rekonstruieren, denn diese könnten bei verschiedenen Anlässen entnommen worden sein. Nach Grimm [2001, 118-119] waren die in KV 55 gefundenen Kanopen keineswegs leer; das spricht dafür, dass schon bei der Umbettung nach KV 55 keine Goldgefäße mehr in den steinernen Kanopenkrügen waren.

Und noch eines muss schon bei dieser Umbettung erfolgt sein, das Entfernen aller offiziellen Hinweise auf den 'Ketzer-König'. So wurden an dem Holzschrein seine Gestalt und seine Namen getilgt, dasselbe geschah bei den steinernen Kanopenkrügen und vor allem bei dem Sarkophag. Ob dieser einer seiner ursprünglichen Särge war, ist natürlich nicht mehr festzustellen. Es könnte sehr gut sein, dass man die Mumie in einen zunächst 'ausgemusterten' Sarkophag umbettete, weil man seine bisherigen Särge für jemand anderen verwenden wollte, wofür vor allem Tutanchamun in Frage kommt.

Rätsel bezüglich der Schrift-Tilgungen

Warum die Tilgungen erfolgten, ist nicht eindeutig zu erklären. Reine Rache an Echnaton dürfte es kaum gewesen sein, denn dann hätte man seine Mumie auch einfach verscharren oder gleich zerstören können. Vielleicht sollte nur die Identität des Toten bei einer eventuellen späteren Graböffnung dunkel bleiben, obwohl der Schrein natürlich eindeutig auf die Amarnazeit hinwies. Aber vielleicht nahmen Eindringlinge dann aufgrund des Schreines an, dass es sich nur um die Mumie der Teje handeln würde, wie es ja auch zunächst bei der Wiederentdeckung des Grabes am Anfang des 20. Jhs. durch Davis geschah.

Aldred [185 f.] ist der Auffassung, dass die Tilgungen später erfolgten. Erst unter den frühen Ramessiden, also am Anfang der 19. Dynastie, seien das Grab wieder geöffnet, Tejes Mumie daraus entfernt und gleichzeitig auch die Namen des Ketzerkönigs getilgt worden. Reeves [2001, 97] plädiert für die späte 20. Dynastie: Bei der Anlage des Grabes von Ramses IX. sei man zufällig auf KV 55 gestoßen und habe das Grab beraubt. Beides ist unwahrscheinlich, vor allem deshalb, weil man nach heutigen Erkenntnissen für die Namens-Tilgungen den Sarg in eine Werkstatt hätte bringen müssen.

Rätsel auch bei der Räumung

Sicher ist nach der Umbettung der ominösen Mumie nach KV 55 das Grab mindestens noch einmal geöffnet und beraubt worden, und vor allem dabei könnte dann auch einer der Beteiligten das Goldblech vom Gesicht des Toten gerissen haben. Dass dies nicht wie bei den Inschriften des Sarkophages in einer Werkstatt geschah, wurde ja schon erwähnt.

Wann dies geschah, ist derzeit auch nicht zu entscheiden. Es könnte wirklich schon in der frühen 19. Dynastie geschehen sein, eventuell aber auch erst in der Zeit, als man auch die anderen Königsgräber systematisch leerte.

Warum man nicht auch den Sarkophag entfernte, lässt sich natürlich nicht mehr rekonstruieren: Vielleicht hatte man erkannt, wer in dem Sarkophag lag, und wollte mit dieser Mumie nichts zu tun haben, vielleicht war der Sarkophag schon durch eingesickerten Feuchtigkeit unbrauchbar geworden, vielleicht glaubte man ihn wegen seiner auf Aton bezogenen Epitheta nicht mehr verwenden zu können. So überlebte mit ihm auch die Mumie bis zu ihrer Entdeckung durch Davis.

Ein besonderes Rätsel bietet dabei der Holzschrein, der zerlegt aufgefunden wurde. Aldred [1968, 186] ist der Auffassung, dass man ihn zunächst entfernen wollte, aber dann feststellte, dass der freigelegte Zugang zur Grabkammer zu klein war, um seine großen Teile hinauszuschaffen, und ihn deshalb im Grab ließ. Er begründet dies vor allem damit, dass eine der Längsseiten nicht in der eigentlichen Grabkammer, sondern im Zugang zum Grab aufgefunden wurde. Dadurch wird jedoch gleichzeitig Aldreds Annahme widerlegt, dass erst bei dieser letzten Öffnung des Grabes die Hinweise auf die Identität des Toten entfernt worden wären [ebd., 192 f.].

So man den Schrein entnehmen wollte, hätte man nicht zuvor an ihm die Hinweise auf Echnaton entfernt, und wenn man sich schließlich doch dazu entschlossen hätte, hätte man dies im Grabraum selbst getan, wo man mehr Platz dazu hatte. Außerdem wäre dies von Fachleuten ausgeführt worden und nicht von einfachen Transportarbeitern, die erst während des Transportes erkannt hätten, dass dieser gar nicht möglich war, und dann die schon in den Gang gebrachten Teile dort einfach liegen ließen. Also müssen die Tilgungen schon früher ausgeführt worden sein.

Helck [23] ist der Auffassung, dass man den Holzschrein zerlegte, um einen vermutlich darunter befindlichen Steinsarg zu entnehmen, und dass man die Längsseite lediglich dazu in den Gang brachte, um über sie leichter schwere Stücke befördern zu können, lagen doch im Gang Steinbrocken. Auch diese Annahme spricht dafür, dass die Tilgungen schon längst ausgeführt gewesen waren.

Noch einmal zu KV 62

Auch wenn mit dem bisher Ausgeführten eine in sich logische Erklärung für die Fundsituation in KV 55 erfolgt ist, sind damit noch längst nicht alle Probleme gelöst, drängen sich jetzt insbesondere zahlreiche Fragen bzgl. KV 62, also Tutanchamuns Grab, auf. Vorausgeschickt sei, dass es für diesen zusätzlichen Fragenkomplex keine eindeutigen oder besonders wahrscheinlichen Lösungen gibt, dass die möglichen Antworten vollkommen spekulativ sind. Sie sind auch eigentlich nur zur Abrundung des bisherigen Angeführten gedacht.

Die erste zusätzliche Frage ist natürlich, *wann* KV 62 angelegt wurde, ob erst unter Tutanchamun oder schon vorher? Wenn letzteres der Fall war, dann könnte dies vor allem unter bzw. durch Semenckere geschehen sein. Denn wenn es wirklich zutrifft, dass dieser sich in Theben einen Totentempel erbauen ließ, dann wird er sich dort auch ein Grab anlegen haben lassen.

Ist er aber dort auch wirklich bestattet worden? Echnaton, zu dessen Regierungszeit er wohl starb, könnte trotzdem seine Bestattung in Amarna angeordnet haben. In diesem Falle wäre sein thebanisches Grab natürlich leer geblieben und hätte problemlos für eine spätere Umbettung Echnatons zur Verfügung gestanden.

Eine Zusatzfrage wäre, ob auch Semenckeres Mumie wie die Echnatons nach Theben überführt und wo sie dann beigesetzt wurde? Es könnten sogar *beide* Mumien nach KV 62 gebracht worden sein; Platz genug war dort vorhanden. Und es stellte sich noch die Frage, wer als Hauptperson angesehen wurde und wer nur mitbestattet wurde?

Wurde Semenckere jedoch sofort in *Theben* und damit eventuell als erster in KV 62 begraben, dann wäre die nächste Frage, was mit seiner Mumie geschah, als auch die Mumie Echnatons nach KV 62 kam? Man könnte das Grab für Echnaton geleert haben, genau wie man es später für Tutanchamun tat, man konnte zumindest Semenckeres Mumie und Kanopen trotz der Überführung Echnatons dort belassen haben, und man konnte im anderen Extremfall einfach nur Echnatons Mumie dort zusätzlich eingebracht und das Grab ansonsten praktisch unverändert belassen haben.

All diese Fragen würden natürlich entfallen, wenn die ominöse Mumie aus KV 55 die des *Semenckere* wäre, aber dann tauchten die vorher angeführten Gegenargumente wieder auf: Warum Semenckere keinen eigenen Sarg hatte oder bekam, warum man auch bei ihm den Namen tilgen bzw. seine Mumie unerkennlich machen musste, und insbesondere, was dann die magischen Ziegel *Echnatons* in seinem Grab zu suchen hatten? Diese Kernfrage wird sicher nur dann eindeutig zu lösen sein, wenn man die Mumie der anderen Person finden sollte, die dafür auch in Frage kommt.

Ein neuer Fund

Eine kurze Zeit konnte man hoffen, dass dies eventuell schon geschehen sei. Im März 2005 wurde zufällig in der Nähe von KV 62 und damit auch von KV 55 eine unterirdische Kammer mit 7 Sarkophagen sowie 28 großen tönernen Krügen und weiteren kleineren Gefäßen gefunden [Kemet 2/2006]. Inzwischen stellte sich jedoch heraus, dass die Sarkophage, die der Form nach aus der Spätzeit der 18. Dynastie stammen sollen, lediglich Reste von zerschlagenen Krügen und Mumifizierungsmaterial enthielten. Die Grablege, wohl ein weiteres Sammelgrab, war also schon längst ausgeraubt gewesen.

Drei der Sarkophage sollen vergoldet sein, was neben ihrer Form dafür spricht, dass in ihnen ursprünglich Mumien weiterer Mitglieder des Echnaton-Clans gelegen haben. Es mussten neben den Mumien Echnatons und Tejes auch noch andere in Sicherheit gebracht werden, zumindest die der beiden Echnaton-Töchter Meritaton und Maketaton, die wohl alle in Echnatons großem Königsgrab in Amarna bestattet gewesen waren. Auch Nofretetes Mumie dürfte für eine Umbettung in Frage gekommen sein. Leider konnten diesbezüglich also keine neuen Erkenntnisse gewonnen werden.

Fragen auch bei Tutanchamuns Bestattung

Ein letzter Fragenkomplex ergibt sich dann noch aus den in KV 62 gemachten Funden, denn mit der eventuellen Vorbelegung von KV 62 hängt auch zusammen, wie Tutanchamun zu manchen seiner Grabbeigaben kam. Wie Grimm [2001, 115] anführt, waren neben weiteren Stücken vermutlich der zweite und der dritte vergoldete Schrein zunächst für *Echnaton* angefertigt worden:

„auch wenn deren Inschriften zwar auf Tutanchamun umgearbeitet worden sind, sind jedoch noch die für Echnaton charakteristischen Epitheta ‚Vollendeter Herrscher‘ und ‚Erschienen mit der Weißen Krone‘ erhalten geblieben.

Mehr Rätsel geben jedoch die Stücke auf, die wohl – gleichgültig, wer sich dahinter verbirgt – für „*Ancheperure/Neferneferuaton*“ hergestellt worden sind, nämlich der mittlere Sarg Tutanchamuns sowie ‚seine‘ goldenen Eingeweide-Särge. Hierfür gibt es gleich mehrere mögliche Antworten:

Einmal könnte, wenn „*Ancheperure/Neferneferuaton*“ für Semenckere steht, auch dessen verwendete Grabausstattung für die Beerdigung Tutanchamuns herangezogen worden sein, was natürlich besonders leicht möglich war, wenn auch seine Mumie nach KV 62 gebracht worden wäre.

Eine andere Möglichkeit wäre, dass diese Stücke zwar für Semenckere hergestellt, aber dann doch nicht für seine Bestattung verwendet wurden, sondern vielleicht sogar für die Bestattung Echnatons. Sehr leicht kann man sich das für den Sarg vorstellen, schwieriger schon für die Goldkanopen. Dann

hätten in ihnen zunächst die Eingeweide Echnatons gewesen sein müssen, die man dann einfach in die Steingefäße 'umgepackt' hätte. Dies ist eine pietätlose Vorstellung, aber sie entspricht der Fundsituation.

Bekannterweise wurden in Tutanchamuns Grab noch weitere Dinge gefunden, die wohl für andere Personen bestimmt gewesen waren, so z.B. eine Geißel, die wohl dem älteren Echnaton-Bruder Thutmosis gehört hatte, was dafür spricht, dass auch dessen Grab inzwischen geöffnet worden war.

Bezüglich der endgültige Bestattung aller Mitglieder des Amarna-Clans bleiben somit noch viele Fragen offen. Die wichtigste Annahme dieser Arbeit ist jedoch, dass nach KV 55 zunächst die Mumie der Teje gebracht wurde und erst erheblich später, wohl erst nach dem Tode Tutanchamuns dann die rätselhafte Mumie, die in KV 55 gefunden wurde und die wohl die Mumie Echnatons ist. Und mit großer Wahrscheinlichkeit hatte diese zuvor in KV 62 gelegen, woraus sie dann zur Bestattung Tutanchamuns wieder entfernt wurde.

Verwendete Literatur

- Alfred, Cyril (1968): Echnaton; Bergisch Gladbach
- Beckerath, Jürgen v. (1997): Chronologie des Pharaonischen Ägypten, Mainz
- (1990): Nochmals zur Regierung Tuthmosis' II.; in: *SAK* 17, 65-74
- Ernst, Otto (2006): Wer war Semenchkare? Neue Deutungen für den rätselhaften Pharaon; in: *ZS* 18 (1) 80-102
- (2000): Echnatons Mumie identifiziert; in: *Kemet* (4) 58-61
- (1998): Semenech-Ka-Ra / Eine rätselhafte Gestalt der Amarna-Zeit; in: *Kemet* (2) 4-11
- Gabolde, Marc (2001): Das Ende der Amarnazeit; in: *Grimm/Schoske* 9-41
- Grimm, Alfred (2001a): Von Amarna ins Tal der Könige; in: *Grimm/Schoske* 51-57
- (2001b): Goldsarg ohne Geheimnis; in: *Grimm/Schoske* 101-114
- (2001c): "Das Geheimnis des anonymen Sarges", in: *Grimm/Schoske* 115-120
- Grimm, Alfred / Schoske, Sylvia (Hg. 2001): Das Geheimnis des Goldenen Sarges. Echnaton und das Ende der Amarnazeit; München
- Hanke, Rainer (1978): Amarna-Reliefs aus Hermopolis, Hildesheim
- Helck, Wolfgang (2001): Das Grab Nr. 55 im Königsgräbertal. Herausgegeben von Sylvia Schoske und Alfred Grimm. Deutsches Archäologisches Institut, Abteilung Kairo, Sonderschrift 29, Mainz
- Reeves, Nicholas (1997): Das Tal der Könige; Düsseldorf
- (2002): Echnaton. Ägyptens falscher Prophet; Mainz
- Wiese, André B. (Hg. 2004): Tutanchamun. Das Goldene Jenseits. Grabschätze aus dem Tal der Könige (Katalog); München

Dr. Otto Ernst, 31373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

Napoleons Chronologie und die Herodot-Manetho-Kontroverse

Andreas Birken

«Soldats, songez que du haut de ces pyramides quarante siècles vous contemplent!» – „Soldaten, seid euch bewusst, dass von diesen Pyramiden vierzig Jahrhunderte auf euch herab blicken!“ soll Napoleon vor der Schlacht bei den Pyramiden am 21. Juli 1798 seinen Männern zugerufen haben. Woher er aber sein chronologisches Wissen bezog, ist nicht ganz klar. Wenn wir von ca. 1800 n. Chr. 40 Jahrhunderte zurückrechnen, bekommen wir als Baudatum der Pyramiden die Zeit um 2200 v. Chr.

Nun hatte aber der General Bonaparte nicht nur 40.000 Soldaten und 10.000 Seeleute mit nach Ägypten gebracht, sondern auch 167 Wissenschaftler. Diese machten in 38 Monaten eine vollständige Landesaufnahme in Wort und Bild – das erste wissenschaftliche Unternehmen dieser Art und der Beginn der wissenschaftlichen Ägyptologie. Das Ergebnis dieser Arbeiten wurde 1809 bis 1828 publiziert unter dem Titel *Description de l'Égypte publiée par les ordres de sa Majesté l'Empereur NAPOLÉON LE GRAND* – Beschreibung Ägyptens herausgegeben auf Befehl Seiner Majestät Kaiser NAPOLEONS DES GROSSEN. Das Werk umfasst 20 Foliobände mit 9.500 Seiten Text und 1.000 Bildtafeln. Während die Tafeln kürzlich verkleinert als Taschenbuch erschienen sind [Benedikt Taschen Verlag, Köln 1997], waren die Texte bisher nur in wenigen Bibliotheken zugänglich.

Nun haben die Éditions Harpocrate in Le Mans eine Reihe aufgelegt, in der *Les grandes expéditions du 19e siècle – Die Großen Expeditionen des 19. Jhs.* als Faksimiles auf CD-ROM (bzw. DVD) herausgegeben werden. Band 1 dieser Serie (erschienen 2006) ist die *Description de l'Égypte* – 10.500 Seiten für wenige Euro! Man hat sogar nicht die Mühe gescheut, die Texte zu indizieren, so dass eine Art von Volltextsuche mit dem Adobe Reader möglich ist. Die CD ist also ein Muss für jeden Ägypten-Fan, der weiß, wie man einen Computer einschaltet.

Die Bände 2 und 3 behandeln ebenfalls Ägypten: Jean-François Champollion dit «le Jeune», *Monument de l'Égypte et de la Nubie*, von 1835 und Vivant Denon, *Voyage dans la Basse et la Haute Égypte pendant les campagnes du Général Bonaparte*, von 1802.

Unsere Frage nach der Chronologie Ägyptens ist allerdings schnell beantwortet: Sie findet in der *Description* so gut wie gar nicht statt. Das 92 Seiten lange „Préface historique“ behandelt fast nur den Feldzug und seine Vorge-

DESCRIPTION DE L'ÉGYPTE,

OU

RECUEIL

DES OBSERVATIONS ET DES RECHERCHES

QUI ONT ÉTÉ FAITES EN ÉGYPTE

PENDANT L'EXPÉDITION DE L'ARMÉE FRANÇAISE,

PUBLIÉ

PAR ORDRE DU GOUVERNEMENT.

HISTOIRE NATURELLE, PLANCHES.

TOME DEUXIÈME.



A PARIS,
DE L'IMPRIMERIE ROYALE.

M. DCCC. XXI.

schichte. Über das Altertum finden sich nur einige allgemein gehaltene Worte. Fündig wird man dann bei den Memoranden (Antiquité, Mémoires). Dort gibt es [Tome premier, p. 291–324] eine „Notice sur le séjour des Hébreux et sur leur fuite dans le désert – Notiz über den Aufenthalt der Hebräer und ihre Flucht in die Wüste.“

Dort erfahren wir immerhin, dass die Invasion der Hirtenkönige acht Jahrhunderte vor Sesostrius stattgefunden habe. Heute sieht man konventionell die Hyksos (15. Dynastie) ab -1647 und die drei Sesostrius der 12. Dynastie ab -1956, die Hirtenkönige also drei Jahrhunderte nach Sesostrius. Wie war man auf die erste Version gekommen? Nun, der Autor der Notiz, M. du Bois-Aymé, hatte eine solide humanistische Bildung und kannte die Auszüge aus Manethos ägyptischer Geschichte, die in Josephus' *Contra Apionem* enthalten sind. In einer Anmerkung wird die Manetho-Herodot-Kontroverse erläutert, die den Lesern der Zeiteinsparungen schon mehrmals begegnet ist [S. 302 f.; Übersetzung A. Birken]:

„Manetho war Ägypter und stammte aus einer Priesterfamilie; er hatte die Funktion des Oberpriesters in Heliopolis und des Bewahrs der heiligen Archive, als er die Geschichte Ägyptens schrieb. Einem solchen Werk können wir mehr vertrauen als den Berichten – seien sie auch älter – des Herodot und Diodor. So groß auch das Entgegenkommen der ägyptischen Priester gegenüber Herodot gewesen sein mag, die Auskünfte, die er von ihnen über die Geschichte Ägyptens einholte, kann man nicht vergleichen mit den direkten Auszügen aus Originalmanuskripten durch jenen Mann, der mit ihrer Bewahrung beauftragt war, sie vergleichen und untersuchen konnte, und sie mit Sorgfalt und ohne Zeitdruck studierte, nicht wie ein Reisender, der in Eile ist und alles über das Land, durch das er reist, erfahren will: Geschichte, Philosophie, Bräuche, Geographie, Naturgeschichte etc.

Der gelehrte Übersetzer Herodots, M. Larcher, hingerissen durch ein Gefühl der Zuneigung, das mehr als ein Übersetzer teilt, zieht Manetho immer dann der Unwissenheit, wenn er nicht mit Herodot übereinstimmt. Er beachtet nicht, dass Manetho die Werke des letzteren kannte, dass er mehrere Irrtümer rügt, und es ist jedenfalls nicht Unwissenheit, wenn er sich über ihn hinwegsetzt. Schließlich schreibt M. Larcher dem Bürger von Halikarnassos die Kenntnis der alten ägyptischen Sprache zu, und bestreitet sie dem Hohepriester von Heliopolis. Er schreibt sie ersterem zu, weil dieser Reisende berichtet, dass die ägyptischen Priester ihm die Annalen ihres Landes vorgelesen hätten; als ob diese Priester ihm nicht die wichtigsten Passagen des Manuskripts, das sie ihm zeigten, ins Griechische hätten übersetzen können! Er streitet sie Manetho ab wegen der Zeit, in der er lebte, wo doch das Monument von Rosette zeigt, dass unter

den Ptolemäern die alte Sprache und auch die Hieroglyphenschrift den ägyptischen Priestern noch bekannt waren.

Und schließlich der so oft wiederholte Einwand, dass Manetho die von Artaxerxes Ochus, als dieser Fürst in der CVII. Olympiade Ägypten plünderte, weggebrachten heiligen Annalen nicht benutzen konnte, fällt in sich zusammen, wenn man beachtet, dass Diodor, der uns diese Tatsache berichtet, hinzufügt, dass Bagoas, der Günstling des Artaxerxes, den ägyptischen Priestern gegen eine beträchtliche Summe ihre Archive zurückerstattet hat.“

Dies ist alles deftige Polemik, die geflissentlich übersieht, dass all dies Berichte aus zweiter oder dritter Hand sind, und dass Manethos ägyptische Geschichte überhaupt nur wegen ihres Bezugs zu „Israel in Ägypten“ tradiert worden ist. In jedem Fall war die Manetho-Version von M. du Bois-Aymé offenbar nicht die heute gebräuchliche.

Die zweite Stelle, an der von Chronologie die Rede ist, ist das Kapitel „Recherche sur les Sciences et le Gouvernement de l'Égypte – Untersuchung über die Wissenschaften und die Regierung Ägyptens“ von M. Fourier [S. 803–24]. Auf Seite 821 finden wir eine frühe Spekulation über das Alter des Hathor-Tempels in Dendera, die mit Hilfe des berühmten Tierkreises, der sich seit 1822 im Louvre befindet, angestellt wird. Mit viel Scharfsinn wird der Tempel aufgrund der Stellung der Tierkreisbilder auf etwa -2100 datiert. Heute ist man sich allerdings einig, dass Bauwerk und Tierkreis ptolemäisch sind.

Was aber die ägyptischen Annalen betrifft, ist man ratlos [S. 821 f.]:

„In der Tat sind die Annalenfragmente und die Überlieferungen, die uns Herodot, Eratosthenes, Manetho, Diodor, Julius Africanus und Eusebios bewahrt haben unvereinbar, wenn man daraus ein System von historischen Daten schöpfen will, wie wir sie von den modernen Reichen besitzen; aber ein aufmerksamer Vergleich dieser Fragmente zeigt, dass sie gemeinsame Elemente haben. Es scheint uns offensichtlich, dass sie aus derselben Quelle stammen, und sie stimmen alle soweit überein, um uns mit Genauigkeit mit der Zahl der Könige bekannt zu machen, die Ägypten regiert haben. Man kann hier nicht genau die durchschnittliche Dauer der Regierungszeiten errechnen, und die Schlüsse aus dieser Rechnung bleiben stets unsicher wegen der häufigen Dynastiewechsel und der politischen Wirren, während deren manche Fürsten gleichzeitig regiert haben. Man ist wenigstens sicher, dass der Betrag, um den es geht, geringer ist als die durchschnittliche Dauer der Generationen in derselben Himmelsgegend. Wir verstehen unter dieser Dauer das mittlere Intervall, das zwischen der Geburt des Menschen bis zu jener des Sohnes vergeht, der ihm in einer gegebenen genealogischen Linie folgt. Die griechischen Autoren haben

diesbezüglich einen schweren Irrtum begangen, indem sie auf die Geschichte anderer Völker und die königliche Thronfolge die Verhältnisse Attikas übertrugen; und das ist der Grund, warum sie mit solcher Ungenauigkeit die historischen Zeitalter Ägyptens schätzten. Indem man diese Frage einer gerechten Kritik unterwirft, kommt man zum Verständnis des Gegenstands und des Aufbaues der ägyptischen Chroniken: Man unterscheidet leicht die Zeiten, die sich auf bürgerliche Vorgänge beziehen, die Berechnungen bezüglich der Himmelsereignisse oder die Fakten der Kosmogonie; schließlich rechnet man in gewisser Weise die Ergebnisse der Tabellen des Manetho nach. Die Zahl der Könige stimmt präzise überein mit der, welche die Griechen gezählt haben; und man hat keinerlei Grund die Dauer anzuzweifeln, die dieser Historiker den verschiedenen Regierungszeiten zuweist.“

Wir erfahren also, dass auch mit Hilfe der überlieferten Fragmente der Manetho-Tabellen eine Chronologie des alten Ägypten nicht zu erstellen war. Offenbar mussten die Tabellen erst in eine brauchbare Form 'rekonstruiert' werden.

Erfreulicherweise wird uns im 2. Band der *Mémoires* von M. Jomard im Kapitel „*Remarques et Recherches sur les Pyramides d'Égypte*“ der neueste Forschungsstand hinsichtlich des Alters der Pyramiden mitgeteilt [p. 173]:

„Ich merke das nur an um zu zeigen, wie schwierig es ist, um nicht zu sagen unmöglich, nur durch Zusammenstellung der Autoritäten herauszufinden, in welcher Zeit die Pyramiden gebaut worden sind und wer ihre Erbauer waren. Man kann nur schließen, dass die Errichtung der Monumente vor sehr langer Zeit stattgefunden haben muss, weil sowohl Eingeborene als auch Fremde bezüglich der Epoche und den Namen der Erbauer unsicher sind. Kürzlich hat Greaves [Anm. 1: Greaves, *Pyramidograph*, pag. 16 et 1] jeder dieser Fragen eine Abhandlung gewidmet, auf deren Nennung ich mich beschränken will, und er zögert nicht, die Zeit der Erbauung der großen Pyramide festzulegen. Nach ihm liegt das Datum zwischen 1266 und 1216 v. Chr. (dem Zeitraum der Regierung des Cheops), oder 490 bis 440 Jahre vor der ersten Olympiade.“

Das passt nun allerdings weder zu Manetho, wie er uns heute präsentiert wird, noch zu Herodot, aber auch nicht zu Napoleon dem Großen. Die hochkarätige Wissenschaftlertruppe ist jedenfalls nicht die Quelle für seine 40 Jahrhunderte. Am wahrscheinlichsten ist, dass der General diese Zahl von lokalen arabischen Führern hatte, denn die Vierzig ist im Orient seit Alters eine heilige Zahl und bedeutet eigentlich schlicht „eine halbe Ewigkeit“ – also ungefähr das, was die alten Griechen 10.000 Jahre nannten.

Literatur

Brunner-Traut, Emma/Hell, Vera (²1966): Ägypten, Kunst- und Reiseführer; Stuttgart
Description de l'Égypte, Version numérique, interroable en plein texte, Le Mans
2006

Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (²1997): Wann lebten die Pharaonen?, Gräfelting

Websites

de.wikipedia.org/wiki/Manetho

www.manetho.de

www.meritneith.de/dendera.htm

www.123sig.de/Religion_u_Mythol_/Zahlen-Symbole/zahlen-symbole.html

www.kunstdirekt.net/Symbole/symbolzahlen.htm

Dr. Andreas Birken, Kreienkoppel 3, 22399 Hamburg

E-Mail: A.Birken@t-online.de

Die „Hethiter“ IV (Asiatica IV/2d)

Klaus Weissgerber

Abstract: Vorliegender Beitrag schließt das Kapitel 5 („Zur Stratigraphie und Chronologie von Chattuscha“) meiner „Hethiter“-Serie ab; er enthält meine Überlegungen

- zum Phantomcharakter des „Mittelhethitischen Reiches“ (MHR)
- zur Identität von Tudchalija III. und Schuppiluliuma I.
- zu den späten Thesen Velikovskys über die Identität von „Junghethitern“ und „Neubabyloniern“
- zu den Umständen des „Untergangs“ von Chattuscha.

Die Zeit von Tudchalija III./Schuppiluliuma I. (nach meiner neuen Chronologie ca. 566–540) bis zur Eroberung Chattuschas durch die Lyder und Perser (um -470) ordne ich der zweiten vorhellenistischen Schichtengruppe, konkret den Schichten IVb bis IIIa von Chattuscha, zu.

Die derzeitige konventionelle Herrscherfolge

Althethiter

1565–1540	Chattuschili I.
1540–1530/25	Murschili I.
nach -1530/25	Chantili I.
1520–1510	Zidanta I.
dito	Ammuna
dito	Chuzzija I.
1510–1490	Telipinu

Junghethiter

1355/50–1320	Schuppiluliuma I.
1320 –1318	Arnuwanda II.
1318 –1290	Murschili II.
1290 –1272	Muwatalli II.
1272 –1265	Murschili III.
1265 –1240	Chattuschili II. (sehr lange als Ch. III.)
1240 –1215	Tudchalija III. (sehr lange als T. IV.)

Mittelhethiter

um -1485;	Tachurwaili	ab -1215:	Arnuwanda III.
um -1480/70:	Aluwamna	bis -1190/85	Schuppiluliuma II.
um -1465	Chantili II.		
um -1450	Zidanta II.	[Nach Hethiter 2002, 310-314 und Eder/Renger	
vor -1430	Chuzzija II.	2005, 64-70. Es handelt sich durchweg um	
-1430/20	Muwatalli I.	„ca.“-Daten].	
1420–1400	Tudchalija I. (bis ca. 2000: T. II.)		
1400–1375	Arnuwanda I.		
1375–1355/50	Tudchalija II. (bis ca. 2000: T. III.)		

Um meine folgenden, teilweise recht komplizierten Analysen nachvollziehen zu können, muss man diese Herrscherfolge, die dem derzeitigen Erkennt-

nisstand der führenden „Hethitologen“ entspricht, kennen. (Nach den bahnbrechenden Forschungen von Velikovsky, Heinsohn und Illig sind diese konventionellen Datierungen wissenschaftlich unhaltbar geworden; aus ihnen ergeben sich lediglich Anhaltspunkte für die Länge der Regierungszeiten.)

Es gab niemals eine originale „hethitische Herrscherliste“. Die vorliegende Herrscherfolge wurde im vorigen Jahrhundert aus den Angaben vieler Einzelquellen konstruiert und hatte viele Wandlungen hinter sich (ausführlich hierzu Zeller [1998, 214-218]). In den Originaldokumenten wurden die Herrschernamen nicht nummeriert, so dass ihre konkrete Zuordnung oft recht subjektiv erscheint und auch heute noch umstritten ist. In der Zwischenzeit wurden auch einige Herrscher aus der „Liste“ gestrichen: Tudchalija I. [vgl. *Hethiter* III, 27f.], Arnuwanda II. [vgl. Zeller 1998, 215, 217], Chattuschili II. [vgl. Cornelius 128; Brandau/Schickert 147] und Tudchalija V. [vgl. noch Meyer 2000, 242, 286, 317, 331]. Dies führte zu Umnummerierungen: Aus Arnuwanda III. wurde A. II., aus Chattuschili III. wurde Ch. II., aus Tudchalija II., III. und IV. wurden T. I., II. und III. Um Verwirrungen zu vermeiden, haben manche „Hethitologen“, wie Brandau/Schickert [2001, 133,145], die „traditionelle Zählung“ beibehalten. Ich folge diesem Beispiel, zumal ich der Auffassung bin, dass noch weitere unhaltbare Verdopplungen von Herrschernamen vorliegen.

Zum „Mittelhethitischen Reich“ (MHR)

Nach konventioneller Auffassung begann nach dem Tode des Telipinu die Epoche des „MHR“ [vgl. z.B. Goetze 1974, 80f.; Klengel in: *Hethiter* 2002, 66], das sein Ende mit der Begründung des „Jüngeren Hethitischen Reiches“ (JHR) durch Schuppiluliuma I. (= Sch. I.) fand.

Die frühen „Hethitologen“ waren Assyriologen, die von der Richtigkeit der konventionellen Chronologie Vorderasiens, die letztlich auf der dubiosen „assyrischen Königsliste“ beruht, überzeugt waren. Allerdings ergaben sich bald erhebliche Probleme, als man nach Synchronismen zwischen der kleinasiatischen und mesopotamischen Geschichte suchte. Aus der „Langen Chronologie“, die zunächst von allen Fachleuten vertreten wurde, ergab sich eine zeitliche „Lücke“ zwischen AHR und JHR von mehreren hundert Jahren; Forrer datierte Telipinu noch auf -1775 [laut Ceram 1955, 213]. Aus guten Gründen sind alle „Hethitologen“ inzwischen zur „Kurzen Chronologie“ übergegangen; trotzdem wird noch heute von einer zeitlichen Differenz von etwa 140 Jahren zwischen Telipinu und Sch. I. ausgegangen. Ernsthafte „Hethitologen“ leugnen keineswegs die Fund- und Quellenarmut dieses Zeitabschnittes:

„Die hethitische Geschichte zerfällt für uns in zwei Hauptabschnitte: das Ältere und das Jüngere Hattireich. Dazwischen liegt das Mittlere Hattireich, über das wir leider nur wenig wissen“ [Goetze 1974, 81].

Bemerkenswert ist auch sein weiteres Eingeständnis:

„Diese dunkle Zeit ist um so wichtiger, als während derselben Periode auch in den anderen Ländern Vorderasiens die Geschichtsquellen aussetzen“ [ebd., 84].

Nach meinen Erkenntnissen muss diese Zeitspanne dreigeteilt werden. Auf die unmittelbaren Nachfolger Telipinus bin ich schon in *Hethiter* III [43 ff.] eingegangen; ihnen ordne ich eine Regierungszeit von höchstens zehn Jahren zu. Relativ kurz war auch die Regierungszeit der unmittelbaren Vorgänger des Sch. I., die ich noch analysieren werde. Ansonsten betrachte ich die Zeit des „MHR“ schlicht als Phantomzeit. Diese These bedarf natürlich einer eingehenden Begründung.

Ein Mitbegründer der modernen „Hethitologie“ war der junge Assyriologe Emil Orcitirix **Forrer**, dessen wissenschaftliche Verdienste unbestreitbar sind [vgl. *Hethiter* I, 328 f.]. Dies gilt nicht nur für seine linguistischen Erkenntnisse; er war ein früher Herausgeber und Kommentator der Texte aus Chattuscha [1920: KBo, Bd.4; 1922: BoTU, Bd. 1-2]. Kaum bekannt ist jedoch, dass er, überzeugter Anhänger der konventionellen vorderasiatischen Chronologie, als erster versucht hat, die dubiose Zeit des „MHR“ zu ‘füllen’, d.h. quellenmäßig zu belegen. Im zweiten Band der von ihm herausgegebenen *Bogazköi-Texte in Umschrift* [2 BoTU, insbes. 49-63] stellte er erstmals die These auf, dass Chantili I., Zidanta I. und Chuzzija I. nicht mit Chantili II., Zidanta II. und Chuzzija II. identisch waren; letztere seien Herrscher des MHR gewesen. Entsprechend ordnete er einige Texte den so neu konstruierten MHR-Großkönigen zu, womit er ca. 40 Jahre der Phantomzeit wissenschaftlich absichern wollte. Forrer fiel später in Ungnade, weil er die heute längst anerkannte These vertrat, nach der die in den Texten erwähnten Herrscher von „Achchijawa“ mit den Achäern des Homer identisch waren. Er fand keine feste akademische Anstellung und musste nach Mittelamerika auswandern; sein Name wurde fast vergessen. Trotzdem blieb sein Vorschlag, die genannten drei Herrscher zu verdoppeln, bis heute ein Grundaxiom der „hethitischen“ Chronologie, ohne dass hierbei sein Name genannt oder die Stichhaltigkeit seiner These ernsthaft überprüft wurde.

Keinen „Hethitologen“ störte die geringe Wahrscheinlichkeit, dass drei Herrscher mit den gleichen Namen und in gleicher Reihenfolge sowohl im AHR wie auch im MHR regiert haben sollen und dass alle drei MHR-Herrscher ausgerechnet Namen von AHR-Herrschern angenommen haben sollen, die gemäß dem Telipinu-Erlass Thronräuber und Massenmörder gewesen waren!

Forrer begründete seine These lediglich damit, dass das Siegel des Chuzzija eine höhere künstlerische Ausprägung als die des Aluwamna, des Nach-

folgers des Telipinu, aufwies und deshalb dieser Herrscher nicht vor Telipinu regiert haben konnte. Nur **Cornelius** [314, Anm. 112] hat dieser These Forrers entschieden widersprochen:

„Das einzige Zeugnis wäre das Siegel des Chuzzijas. Es ist vollkommener als das des Aluwamnas. Aber darf man in künstlerischen Dingen mit geradliniger Entwicklung rechnen? Hinsichtlich der Schriftrichtung gehört das Siegel des Chuzzijas zum älteren Brauch (Standrichtung der Zeichen nach dem Mittelpunkt des Siegels. Alluwamnas kehrt das als erster um.“
[Abbildungen dieser Siegel siehe *Hethiter* 2002, 88 f.].

Zu den drei von **Forrer** konstruierten drei MHR-Herrschern schrieb er:

„Aber bisher liegen von diesen drei Regierungen keinerlei Urkunden vor. Nur zwei Landschenkungen eines Königs Chuzzijas, die in Chanchana ausgestellt sind, werden in diese Zeit eingeordnet. Ich halte den gleichnamigen Vorgänger des Telipinus für ihren Urheber. In seine blutige Regierungszeit passen Landkonfiskationen und Neuverteilungen am besten. Irgendwelche politische Veränderungen oder Vorgänge aus der Zeit dieser Zwischenregierung kann niemand berichten“ [Cornelius 125 f.],

Aus dem Texten der Opferlisten, wie sie **Otten** [1951, 1968] überliefert hat, ergeben sich keine Anhaltspunkte für eine Verdopplung von Herrschern, wie sie Forrer vorgeschlagen hatte. Hierauf wies Otten, der Forrer stets unterstützte, immerhin ehrlich hin:

„Einen klaren Beweis würde die Reihe Hantili (II.), Zidanta (II.), Huzzija II. bieten; der bruchstückhafte Zustand des Textes gibt jedoch diese Sicherheit noch nicht“ [1951, 54],

Ähnlich formulierte er 1968 [ebd., 8]:

„Eine Liste, die einigermaßen gut erhalten, sowohl die Könige des Alten als auch des Mittleren Reiches nacheinander bietet, ist nicht auf uns gekommen.“

Otten ging 1951 auch auf die Liste der Tawannanas ein. In dieser folgten aufeinander: Charapscheki/Charapschili (zu Chantili), Ijaja (zu Zidanta) und Schummiri (zu Chuzzija). Diese Namen wurden jeweils nur einmal genannt. Dies spricht eindeutig gegen die Verdopplung dieser Herrscher. Leider zog er nicht diese nahe liegende Schlussfolgerung, die ich auch sonst nirgends in der „hethitologischen“ Literatur fand. Vorurteile sind eben stärker als Argumente! Brandau/Schickert [2001, 112] gaben, leider ohne Quellenangabe, an, dass „nach einer Urkunde“ Chantili der Sohn Alluwamnas gewesen sei. Leider konnte ich diese Urkunde bis jetzt nicht verifizieren. Selbst wenn sie tatsächlich diese Angabe enthält, beweist sie gar nichts. Von Chantili I. wissen wir nur, dass er der Schwiegersohn Chattuschilis I. war; den Namen seines Vaters kennen wir nicht. Warum soll er nicht der Sohn eines Alluwamna gewesen

sein? Als Nachfolger des Chuzzija II. gilt *Muwatalli I.*, auf den ich schon eingegangen bin [Hethiter III, 44]. Ich identifizierte ihn mit Tachurwalli, der nach dem Telipinu-Erlass Chuzzija (I.) ermordete. Auch Muwatalli hat nach einem unlängst gefundenen Text einen Chuzzija ermordet, wurde aber kurz darauf von *Kantuzzili* gestürzt und getötet. Interessant ist, dass sowohl Muwatalli als auch Kantuzzili in den Opferlisten [Texte C, D und E; vgl. Otten 1951, 49 f.], wenn auch lückenbedingt in unklarer Reihenfolge, als Könige erwähnt wurden.

Interessant ist aber auch, dass ein Kantuzzili in den Texten über den angeblich viel späteren Tudchalija (III.) erwähnt wurde. Hierauf wies Cornelius [126], der von der Existenz des erst später gefundenen Muwatalli-Textes noch nichts wissen konnte, schon 1973 hin:

„Tudchalijas wurde von seinem Vater, der nach dem Text zwar zu regieren scheint, aber nicht den Königstitel trug, zugleich mit einem Heerführer Kantuzzilis in den Kampf gegen die Churriter geschickt.“

Cornelius bezog sich hierbei auf den Text KUB 23:16.

Es hat aber den Anschein, dass Kantuzzili keineswegs nur „Feldherr“ war, sondern sich als legitimer König betrachtete, da in den Opfer-Texten C, D und E ein Kantuzzili als König erwähnt wurde [Otten 1951, 48 f.]. Der Text C enthält die ununterbrochene Herrscherabfolge: Kantuzzili – Pu-LUGAL-ma – Tudchalija. (Über Pu-LUGAL-ma ist derzeit nichts bekannt; da LUGAL das sumerische Symbolzeichen für „König“ ist, verbleibt lautlich nur „Pu-ma“.)

Die Opfer-Texte D und E enthalten dagegen die Herrscherfolge Kantuzzili – Takischarruma – Aschmuscharruma; die letzteren waren wohl Nachfolger des Kantuzzili, anscheinend in einem Kleinfürstentum.

In der mir bekannten Literatur wurde das Kantuzzili-Problem entweder überhaupt nicht oder nur in Anmerkungen erörtert. Erschwert wird die Lösung dadurch, da es auch einen Feldherren Kantuzzili unter Murschili II. gab [Cornelius 185; Brandau/Schickert 216].

Herbordt [2003] veröffentlichte die gesiegelte Hieroglyphenschrift eines Kantuzzili, bezeichnete ihn aber nur als „Prinzen“ (Fürsten?). Die von Soysal [2003] herausgegebenen Siegelinschriften eines Kantuzzili, der „Großer Lanzenmann“, also höchster Würdenträger am Hof, gewesen war, sind eigens zu untersuchen. Kantuzzili könnte somit Regent für Tudchalija (III.) gewesen sein und so, wie vorher Pimpira, in die Opfertexte gekommen sein. Anscheinend war er einer der vielen kleinasiatischen Kleinfürsten vor Schuppiluliuma I.; Otten [1951, 59] wies darauf hin, dass aus der Zeit des Sch. I. die Namen von 44 „Kleinkönigen, Prinzen und Fürstinnen“ überliefert seien!

Wesentlich erscheint mir vor allem, dass Kantuzzili im Text KUB 23:16 als Zeitgenosse Tudchalijas II., des Vaters des T. III., angegeben wurde. Nach dem Muwatalli-Text bedeutet dies: Tudchalija III., den ich mit Schuppiluliuma I. identifizieren werde, hat eine Generation nach Chuzzija I. und Teli-

pinu gelebt. Ich halte dieses Argument für weitaus aussagekräftiger als die sich nur auf Siegel-Indizien stützenden Behauptungen Forrers: Es bestand kein MHR zwischen Tachurwaili/Muwatalli I. und Tudchalija III.!

Die angeblichen Vorfahren Schuppiluliumas

An der Historizität des Sch. I. kann kein Zweifel bestehen: Er hinterließ viele Inschriften und Vertragstexte, auch einen Brief [EA Nr. 41], der im Amarna-Archiv gefunden wurde. Sein Sohn Murschili II. berichtete recht ausführlich, über seine Regierungszeit; der überlieferte Text der *Taten des Schuppiluliuma* [DS = Güterbock 1956] enthält jedoch viele Lücken. Um so unklarer ist seine Herkunft: Wie hießen seine Vorfahren? Evelyn und Horst Klengel schrieben in ihrem 'Hethiter-Buch' [1970, 73]:

„Die bisher zur Verfügung stehenden Quellen gestatten nicht, für die Zeit der Vorgänger des Schuppiluliuma, des ersten Königs des jüngeren Hattireiches, eine gesicherte Darstellung der hethitischen Geschichte zu geben. Hier bedarf es neuen inschriftlichen Materials, das es dann vielleicht auch erlauben wird, eine Reihe von Texten dieser Zeit zuzuweisen, bei denen die Datierung noch unsicher ist – auch in der späteren Großreichzeit trugen ja die Hethiterkönige solche Namen wie Hattuschili, Arnuwanda und Tudhalija.“

An dieser Situation hat sich auch heute nicht viel geändert; lediglich Chattuschili II. wurde als 'Unperson' erkannt. Studiert man etwas gründlicher die einschlägige Literatur, findet man mannigfaltige, sich oft widersprechende Spekulationen, die nicht immer der „konventionellen Herrscherabfolge“ entsprechen, über Anzahl und Reihenfolge der Herrscher vor Sch. I.

Als **Forrer** 1922 [2 BoTU] versuchte, das „MHR“ mit möglichst vielen Herrschernamen zu füllen, konstruierte er, gestützt auf nur wenige Dokumente, kühn folgende Herrscherfolge (jeweils von Vater zu Sohn):

Tudchalija II. – Arnuwanda I. – Chattuschili II. – Tudchalija III. – Arnuwanda II. – Schuppiluliuma I., wobei er sich vor allem auf einen Text [2 BoTU 24], in dem ein Tudchalija als „Sohn des Arnuwanda“ bezeichnet wurde, stützte. Diese lange Herrscherfolge wurde von vielen Autoren, so auch von Eduard Meyer [1928, II/1, 609] kritiklos übernommen; sie wurde noch 2000 von Truhart [I:68] in seinen Regentenlisten wiedergegeben.

Bedřich Hrozný [1943, 152 f.], der Entzifferer der Neschili-Sprache, akzeptierte dagegen lediglich T. II. und III. und bezweifelte die Existenz mehrerer Arnuwandas. Gurney [241] akzeptierte nur einen Arnuwanda (I.) als Sohn von T. II. und Vater von T. III. Nach langen Diskussionen setzte sich diese Reduzierung der Schuppiluliuma-Vorfahren durch, wobei die konkreten Verwandtschaftsbeziehungen umstritten blieben. So bezeichnete Klengel [in *Hethiter*

2002, 46] A. I. als Sohn des T. II. und Sch. I. als Sohn des T. III., betrachtete aber das verwandtschaftliche Verhältnis zwischen A. I. und T. III. als unklar, ohne konkret auf diese Frage einzugehen. Brandau/Schickert [142] bezweifelten dagegen, dass A. I. der leibliche Sohn des T. II. gewesen sei:

„Wenn Arnuwanda in den Quellen zugleich als Sohn Tudhalijas bezeichnet wird, liegt das an der hethitischen Gepflogenheit, zu Nachfolgern bestimmte nichtleibliche Nachfolger der guten Form halber zu adoptieren.“

Diesem Argument möchte ich entgegenhalten, dass „Sohn“ auch „Nachfolger“, „Vater“ auch „Vorgänger“ bedeuten konnte [vgl. *Hethiter* III, 42]. Meiner These kam übrigens schon Otten [1968, 17] recht nahe:

„Oder auch, daß die Benennung als ‚Sohn‘ in doppelter Beziehung gebraucht werden konnte: Für den leiblichen Sohn sowohl als für den adoptierten Thronfolger!“

In den Opfertexten, aber auch in Keilschrifttexten, Landschenkungsurkunden, Instruktionen und Verträgen wurden als „Tawannana“ eines Tudchalija eine *Nikkalmati* und als diejenige eines Arnuwanda eine *Aschmunikal* bezeichnet [Otten 1951, 53; 1966: FWG 3:136; 1968, 9]. Ein Siegel trug die Legende: „Ašmunikal, Großkönigin, Tochter der Nikalmati“ [Otten 1968, 9].

In seinem Beitrag von 1951 [55] bestritt Otten eindeutig die Existenz des T. III. Entsprechend betrachtete er Nikkalmati als Ehefrau des T. II. und Aschmunikal als Ehefrau des Arnuwanda I. [1951, 55]. In seinem recht widersprüchlichen Beitrag von 1968 hielt er es jedoch auch für möglich, „daß der Thronanspruch über die weibliche Linie gegangen ist“ [Otten 1968, 9].

Insofern „Hethitologen“ Aschmunikal als leibliche Tochter der Nikkalmati betrachteten, gerieten sie in Erklärungsnot, weil sie eine Geschwisterehe zwischen Tudchalija und Aschmunikal aus mehreren Gründen ausschlossen.

Cornelius [354] folgte der von Otten 1951 vertretenen Auffassung, dass T. II. der Ehemann der Nikkalmati war, vertrat aber die Meinung, dass (der für ihn reale) T. III. der Sohn des Arnuwanda I. und der Aschmunikal gewesen sei. (In Bezug auf T. III. schrieb er; „Gattin unbekannt.) Sch. I. war für ihn der leibliche Sohn des T. III., nachdem der erste Sohn desselben, ebenfalls ein Tudchalija, vor dem Vater starb. Er [126] unterstellte, dass T. II.

„durch seine Gemahlin Nikkalmati auf den Thron kam und sein Vater vorwundtschaftlich für ihn regierte. Nikkalmati müßte dann irgendwie dem alten, mit Aluwamnas ausgestorbenen Königshaus entstammen.“

„Tutchalijas [gemeint ist offensichtlich T. II.; K.W.] hatte, wie es scheint, keinen ebenbürtigen Sohn. Denn Arnuwandas bezeichnete sich ausdrücklich zwar als Sohn des Tutchalijas, aber er nennt dessen Gemahlin Nikkalmati nur als Mutter seiner Gattin Asmunikal. Wir dürfen unterstellen, daß

Tudchalijas selbst erst in das Königshaus eingeheiratet hatte, so daß das Thronrecht eben dieser Tochter der Nikkalmati zustand“ [Cornelius 129].

Brandau/Schickert [141] schrieben in Bezug auf Tudchalija III.:

„Zu seinem Nachfolger bestimmte er, wie Telipinus Erlaß es vorschrieb, seinen Schwiegersohn Arnuwanda. Dieser war mit Asmunikal verheiratet, der Tochter von Tudhalija und Nikkalmati.“

Nach dieser Auffassung folgte somit Arnuwanda I. dem Tudchalija III.!

Auch hier scheint der entscheidende Fehler all dieser Autoren darin zu bestehen, dass sie Nikkalmati als die leibliche Mutter der Asmunikal betrachteten. Geht man davon aus, dass „Mutter“ auch „Vorgängerin“ bedeuten kann, lösen sich alle Probleme von selbst.

Die Auffassungen Ottens von 1951

Otten, der jahrelang als „Philologe“ (= Assyriologe) an den Grabungen in Chattuscha teilnahm, hat in seinem schon mehrfach erwähnten Beitrag von 1951, gestützt auf die Opfertexte und die wenigen Inschriften, grundlegend die dargestellte Problematik analysiert. Er verwies zunächst darauf, dass in den Opferlisten (Text E) nur zwei unmittelbare Vorgänger des Schuppiluliuma I. als Könige genannt wurden: ein Arnuwanda und ein Tudchalija.

Grundlegend waren zwei Sätze [1951, 55]:

„Das Material zu Arnuwanda hat zuletzt Güterbock, Siegel I 32 ff. ausführlich dargestellt, dem ich mich auch in den Schlußfolgerungen anschließe. Danach ist Arnuwanda der Bruder und Vorgänger Šuppiluliumas; aus den Siegeln und Urkunden sind der Vater Tudhalija (mit Gemahlin Nikalmati) sowie Arnuwanda selbst (mit Ašmunikal) gut bezeugt.“

Er bestritt somit die Existenz eines Tudchalija III. und setzte an dessen Stelle faktisch Schuppiluliuma I. ! Otten vertrat weiterhin die Auffassung, dass Sch. I. einer Dynastie von Kleinfürsten entstammte, die mit der herrschenden Dynastie des AHR nicht identisch war:

„Viel näher liegt der Schluß, daß ‚Königslisten‘ und Šuppiluliuma-Genealogie zwei verschiedene Herrschaftsfolgen überliefern: die erste nennt die Könige auf dem Thron des Telipinu, die andere eine Dynastie, die im Südosten Kleinasiens beheimatet ist und von dort aus unter den Vorgängern des Šuppiluliuma das Reich erneut eint“ [1951, 60].

Otten [1968, 8] stützte später diese These noch insofern, dass er auf die „Tafel V“ der Opferlisten hinwies. Auf der Faksimile-Darstellung [29] ist deutlich zu erkennen, dass es zwei verschiedene „Kästchen“ gab:

- das des Chantili, Zidanta und Alluwamna,
- das des Tudchalija und der Nikkalmati.

M. E. könnte diese neue Dynastie auch aus dem Nordosten Kleinasiens stammen; ansonsten möchte ich mich den Thesen Ottens von 1951 voll anschließen. Sind diese richtig, würde das bedeuten, dass der junge Schuppiluliuma I. (= T. III.) ein Zeitgenosse des Kantuzzili war, der, wie dargelegt, den Chuzzija-Mörder Tachurwaili/Muwatalli stürzte und zusammen mit dem jungen T. III. einen Feldzug durchführte. Damit wäre der unmittelbare zeitliche Anschluss von Tachurwaili (Muwatalli I.) nicht nur zu Tudchalija III., sondern auch zu dem (identischen) Schuppiluliuma I. gegeben!

Zu den Ausgrabungen von Tabigga (Tapigga, Tapikka)

Es hat den Anschein, dass die Tudchalija-Dynastie aus Tabigga stammt. Seit 1973 wird umweit von Maşathöyük, 150 km nordöstlich von Chattuscha, von türkischen Archäologen die inschriftlich bezeugte Stadt Tabigga ausgegraben [vgl. Zeller 1998, 209f.; Özgüç in: *Hethiter 2002*, 169-171; die Monographie von Alp 1991 liegt mir noch nicht vor].

Der vorphrygischen Zeit werden die Schichten VI bis I zugeordnet (Zählung von oben nach unten), wobei besonders die Schicht III für die hier angesprochene Problematik von Bedeutung ist:

„In zwei Siegelabdrücken auf zwei Tafeln finden sich die Namen von Tutchalija II. und der Königin. Die Tafel bezeugt, dass der Palast in der Regierungszeit dieses Königs [...] von den Kaskäern zerstört wurde. [...]. Der Palast ist eines der ältesten Beispiele hethitischer Monumentalarchitektur mit Innenhof und Säulengang“ [Özgüç in *Hethiter 2002*, 170].

Auch Klengel [in *Hethiter 2002*, 46] schrieb diese Texte T. II. zu. In Tabigga soll ein Siegel des Schuppiluliuma gefunden worden sein, in dem sich dieser als Sohn des Tudchalija bezeichnete [so Zeller 1998, 217 ohne Quellenangabe].

Sehr wahrscheinlich hat Tudchalija (II.) in Tabigga als Kleinfürst residiert, ehe sein Sohn Sch. I. seinen Sitz nach Chattuscha verlegte. Bittel [1963, 100] verwies darauf, dass der Palast der Schicht III von Tabigga nach dem gleichen Schema wie der Palast der Schicht IVb von Chattuscha gebaut wurde und dass die Grundelemente dieser Architektur in Tabigga schon voll ausgebildet waren. Dies spricht dafür, dass Schuppiluliuma diesen Baustil von Tabigga nach Chattuscha übertragen hat.

Zeller [1998, 210] wollte die in Tabigga gefundenen Schrifttexte, entgegen der vor allem stilistisch begründeten Auffassung von Spezialisten, den späteren Herrschern Tutchalija IV. und Schuppiluliuma II. zuordnen, ohne mich überzeugen zu können.

Zur Identität von Tudchalija III. und Schuppiluliuma I.

Ich verwies schon darauf, dass Otten 1951 [55] entschieden die Existenz eines zweiten Tudchalija vor Schuppiluliuma I. bestritt. Schon damit widersprach er der herrschenden „langen Chronologie“, weshalb er heftig kritisiert und sogar persönlich beleidigt wurde [Otten 1968, 21]. Um nicht ins wissenschaftliche Abseits zu geraten, nahm er anscheinend in seinen Beiträgen davon Abstand, die logische Schlussfolgerung, dass Tudchalija III. und Sch. I. identisch waren, ausdrücklich zu ziehen.

Inzwischen hatte Emmanuel Laroche 1953 die These aufgestellt, dass in der Endzeit des JHR noch ein Schuppiluliuma II. regiert habe, dessen Vater Tudchalija IV. und dessen Bruder Arnuwanda III. gewesen sei. (Auf seine Argumente werde ich noch eingehen.) Nunmehr wurde es üblich, die Texte des Tudchalija auf T. III. und T. IV. und die Texte des Schuppiluliuma auf Sch. I. und II., meist recht subjektiv, aufzuteilen, was zur allgemeinen Verwirrung führte:

„Wer nun in welcher Reihenfolge welche Ahnen hatte oder ob wir nicht die Vorfahren des einen fälschlicherweise auf beide beziehen, ist bis jetzt unklar“ [Lehmann 234].

Otten hatte sich 1968 ausdrücklich den Thesen von Laroche angeschlossen, jedoch ist der Text dieses Beitrages recht widersprüchlich. Formal erkannte er zunächst an, dass es keinen Arnuwanda I. gegeben habe:

„Eine zweite Korrektur des bisherigen Geschichtsbildes, wonach vor Šuppiluliuma I. dessen Bruder Arnuwanda regiert hat, ergab sich aus der Tatsache, daß auch Urkunden wie KUB XXVI 32 und 33, worauf diese Aussage im wesentlichen basierte, der Spätzeit zuzuordnen sind“ [1968, 6].

Otten vermied es aber, seine bisherigen Thesen zu Arnuwanda I. ausdrücklich zu widerrufen; im Gegenteil: In seinen folgenden Ausführungen [1968, 10-20] ging er nach wie vor von der Existenz eines Arnuwanda vor Schuppiluliuma I. (mehrfach erwähnte er diese Ordnungszahl des Sch. !) aus. Während er 1966 [FWG 3:139] Sch. I. noch als Sohn des Tudchalija bezeichnet hatte, behauptete er 1968 [7], dass dessen Vorfahren unbekannt sind: Somit

„ist festzustellen, daß der Name des Vaters Šuppiluliumas I. nicht bekannt ist; keine der vielen Urkunden seiner Zeit gibt seine Genealogie an.“

Hierbei bezog er sich ausdrücklich auf Laroche [Otten 1968, 22]; die zahlreichen Belege dafür, dass Sch. I. der Sohn eines Tudchalija war, bezog er nun auf Sch. II. und dessen Vater Tudchalija IV. Das hinderte Otten aber nicht daran, weitere objektive Argumente für die Identität von T. III. und Sch. I. vorzutragen! Er analysierte erneut die Opferlisten und betonte, dass in diesen weder Tudchalija III. noch eine Ehefrau desselben erwähnt wurden. Aus seiner weiteren Analyse der „Liste der Tawannanas“ zog er die Schlussfolgerung:

„Die drei Frauen von Schuppiluliuma I. folgen unmittelbar Nikkalmati und Aschmunikal, den Frauen von Tudchalija II. und Arnuwanda I.“ [Otten 1968, 10].

Er stand somit noch zu seiner Erkenntnis von 1951, dass es keinen T. III. gab und dass Sch. I. unmittelbar einem T. II. und einem A. I. folgte, gleichgültig wie die konkreten Verwandtschaftsverhältnisse waren!

Otten ging aber 1968 noch weiter. Er hob besonders einen Beitrag von Th. **Beran** [1967] über die Glyptik, also die Siegel, von Bogazköy, hervor:

„Es gibt aber wohl noch eine dritte Überlieferung, die bezeugt, daß Šuppiluliuma mehr oder weniger unmittelbarer Nachfolger von Arnuwanda-Ašmunikal sein dürfte, daß also nicht mit größeren Auslassungen in den obengenannten Listen gerechnet werden darf, wie das in der bisherigen Literatur angenommen wird. Und hier, *bei einer archäologischen Denkmälergruppe* [HvHg. K.W.] handelt es sich zweifellos um ein von den Listen völlig unabhängiges Material“ [Otten 1968, 10 f.].

Beran listete in der Gruppe XIII die „Tabarna-Siegel“, in der Gruppe XIV die „Tawananna-Siegel“ auf. Auch er stellte den unmittelbaren Übergang von Aschmunikal, der Frau Arnuwandas I., zu den drei Frauen des Sch. I. fest:

„Eine größere Lücke in diesem Urkundenmaterial ist unwahrscheinlich, stilistisch gehen die älteren und die jüngeren Stücke ohne Bruch ineinander über“ [Otten 1968, 11].

Noch einmal zu Arnuwanda I.

Nach wie vor geht die konventionelle „Hethitologie“ von der Existenz des Arnuwanda I. als Vorgänger und Bruder des Schuppiluliuma I. aus; aber auch die Verdopplung von A. I. und A. III. wird beibehalten. So kam es zu einer seltsamen Vervielfältigung der „hethitischen“ Geschichte, die natürlich auch dem Zweck diente, irgendwie die behauptete zeitliche Länge des „Hethiterreiches“ zu stützen:

Tudchalija III.

Tudchalija IV.

Arnuwanda I., Sohn des Vorg.

Arnuwanda III., Sohn des Vorg.

Schuppiluliuma I., Bruder d. Vorg.

Schuppiluliuma II., Bruder d. Vorg.

Für die Beibehaltung des A. I. trat vor allem Cornelius ein, der diesen allerdings als Vater des T. III. betrachtete. In einer Anmerkung [316, Anm. 25] begründete er diesen Standpunkt mit dem Text KBo 10:34, in dem die Sarrija-Feier eines „Tudchalija, Sohn des Arnuwanda“ beschrieben wurde. Gemeint wurde allerdings ein anderer Tudchalija. In einer Landschenkungsurkunde des Arnuwanda [KBo 5:7; nach Struwe 35 ff.] an die Ischar-Priesterin Kuwatalla bezeichneten sich die Aussteller wie folgt:

„Arnuwanda, der große König [...], Aschmunikal die große Königin, und Tudchalija, der Sohn des Königs, der *tuchukanti*“ [Hvhg. im Original; als „tuchukanti“ wurde ein hoher Würdenträger“ bezeichnet].

Dieser T. war offensichtlich mit „Tudchalija dem Jüngeren“ identisch, der in einem „Pestgebet“ des Murschili II. [KUB 14:14], des Sohnes des Sch. I., ebenfalls als „tuchukanti“ bezeichnet wurde, nach der Macht strebte und von Sch. I. mit Hilfe einer Adelspartei gestürzt wurde:

„Als mein Vater sich gegen Tudhalija [den Jüngeren; K.W.] erhob, standen die Prinzen, die Herren, die Vorsteher der Tausend und die Offiziere auf der Seite meines Vaters, und die Verschwörer ergriffen Tudhalija, und sie töteten Tuthalija“ [nach Brandau/Schickert 161; vgl. auch Otten 1968, 12].

Leider ignorierte Otten bei seinen weitergehenden Erörterungen die eindeutigen Angaben der zitierten Arnuwanda-Urkunde, die auch von Cornelius [131], allerdings unter Weglassung des „tuchukanti“, erwähnt wurde. Otten behauptete, dass es keine verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen T. d. J. und Sch. I. gegeben habe; ersteren bezeichnete er zwar als Sohn des T. (II.), des Ehemannes der Nikkalmati, aber auch als Bruder des Arnuwanda, des Ehemannes der Aschmunikal [ebd., 12 f.]. Auch seine daraus abgeleitete Vermutung, dass Sch. I. ein Usurpator war, halte ich für abwegig; sie steht eindeutig im Gegensatz zum Text der *Taten des Schuppiluliuma*, wonach Sch. I. Sohn und Feldherr (gegen Kaschkäer und das westliche Arzawa) seines Vaters Tutchalija (II.) war [vgl. Cornelius 136-148].

Auch die Herausgeber des *Catalog of Hittite Texts* [Nm. 137, 143, 144] ordnen die drei bekannten „Arnuwanda-Texte“, auch die *Annalen* [Nr. 143], A. I. zu. Genauso wie Sch. I. führte A. I. nach dem recht kurzen Text der *Annalen des Arnuwanda* [KUB 23:21], deren Ende fehlt, im Auftrag seines Vaters Feldzüge gegen die Kaschkäer und gegen Arzawa [vgl. auch Brandau/Schickert 211]. Arnuwanda I. hat mehrere Siegel hinterlassen, auf denen er zusammen mit Nikkalmati abgebildet ist; auf zwei Siegeln wurde er ausdrücklich als „Sohn des Tudchalija“ bezeichnet. Alle diese Siegel entsprechen dem frühen jung-hethitischen Stil [Dinçol in *Hethiter 2002*, 88].

Der Tod Schuppiluliumas I.

Schuppiluliuma überlebte den Echnaton-Nachfolger Tutanchamun, der anscheinend nur vier Jahre regiert hat [Cornelius 351, Anm. 54] und nach dem anatomischen Befund mit 18 Jahren starb. In den *Taten des Schuppiluliuma* wird berichtet, dass Anches-pa-Aton, die Witwe des Tutanchamun („Nibchururija“), einen Sohn des Sch. I. heiraten wollte. Dieser sandte daraufhin seinen vierten Sohn, Zannanza, nach Ägypten, wo er jedoch ermordet wurde [DS 28, 31].

Sch. I. überlebte auch den Mitanni-Herrscher Tuschratta, da dessen Sohn und Mörder Mattiwaza, auch Sattiwaza oder Kurtiwaza gelesen [vgl. Cornelius 325, Anm. 96] zu Schuppiluliuma floh [ausführlich hierzu Cornelius 163 f., 167 f.; Quellen: KBo 1:1, 1:3, 6:28]. Nach einem Fragment [KUB 19:9,17 ff.] der *Taten des Schuppiluliuma* hat Sch. I. 26 Jahre regiert. Über seinen Tod schrieb sein Sohn Murschili II. in der Einleitung der *Zehnjahres-Annalen*:

„Bevor ich mich auf den Thron meines Vaters setzte, hatten die umliegenden Feindesländer alle Krieg mit mir angefangen. Sobald nun mein Vater Gott geworden (= gestorben) war, setzte sich Arnuwanda, mein Bruder, auf den Thron seines Vaters. Hernach erkrankte er ebenfalls. Als nun die Feinde hörten, daß Arnuwanda, mein Bruder, erkrankt war, da begannen die Feindesländer erst recht feindlich zu werden. Als aber Arnuwanda, mein Bruder, Gott geworden war, da begannen auch die Feindesländer, die bisher keinen Krieg angefangen hatten, offene Feindschaft“ [zitiert nach Otten, in FWG 3:149].

In einem der Pestgebete des Murschili II. [KUB 21:33] ist auch davon die Rede, dass Sch. (I.) und A. (II.) kurz nacheinander während eines Feldzuges in Syrien verstarben. Insofern kann Arnuwanda II. nur sehr kurz regiert haben, weshalb ich ihn chronologisch unberücksichtigt lasse. Wenn „Hethitologen“ ihm trotzdem eine Regierungszeit von 18 Monaten zubilligen [z.B. Brandau/Schickert 203], so geschieht dies nur, weil einige frühe Historiker ihm Texte eines nicht nummerierten Arnuwanda zubilligten, die nach meiner Überzeugung von Arnuwanda I., dem Vorgänger des Tudchalija III. (= Sch. I.) verfasst wurden. Ich leugne aber nicht die historische Realität dieses Arnuwanda: In den *Taten des Schuppiluliuma* des Murschili II. wurde er mehrfach auch als erfolgreicher Feldherr und Administrator verschiedener Regionen erwähnt.

Synchronismen zu Assur/Ninive

Aus dem Amarna-Archiv ergibt sich eindeutig, dass Schuppiluliuma I. und **Tuschratta**, der in Ninive residierte [EA Nr. 23; vgl. *Asiatica* 1, 494], Zeitgenossen waren, die sich, was auch andere Texte belegen (z.B. die *Taten des Schuppiluliuma*), ständig bekriegten.

Aus in Chattuscha gefundenen Texten ergibt sich, dass ein Briefwechsel zwischen „jungthethitischen“ und „mittelassyrischen“ Herrschern bestanden haben muss. In *Assyrica V* hatte sich **Zeller** [1998, 212 ff.] mit dieser Problematik auseinandergesetzt, wobei er sich auf Ausführungen von Otten aus dem Jahr 1966 [FWG 3:161-166] stützte:

„Er nennt einen Brief Tuthalijas IV. anlässlich seiner Thronbesteigung an Salmanassar I. Hier müßte nach unserer These Salmanassar III. als Empfänger angenommen werden. Da die Dokumente keine Ordnungszahlen

der Herrscher enthalten, ist das kein Problem. Inkompatibel mit unserer Rekonstruktion ist aber die Glückwunschkarte Tuthalijas IV. an Tukulti-Ninurta I. zu dessen Thronbesteigung, Ein wörtliches Zitat mit der Nennung beider Königsnamen habe ich in der Literatur nicht gefunden, so daß dieser Synchronismus hier nicht überprüft werden kann. Möglicherweise könnte hier Tiglatpileser I. (Tukulti-apil-Escharra I.) einzusetzen sein.“

In einem späteren Beitrag [2003, 265] nannte er, Wade folgend, seine Quelle: KUB 3:74. In *Asiatica* I [501] verwies ich auf ein schon damals von mir genutztes Werk von Weidner [1959], in dem Otten die Texte aller einschlägigen Briefe, auch KUB 3:74, in deutscher Übersetzung veröffentlicht und analysiert hat. Aus dieser Dokumentation ergibt sich, dass nur ein Brief aus „Assur“ in assyrischer Sprache [KUB 3:73] gefunden wurde, außerdem die neschili-sprachige Übersetzung eines solchen [KUB 23:88], in dem als Absender Salmanassar genannt wurde; der Empfängername fehlt. Ansonsten blieben nur neschili-sprachige „Briefentwürfe“ erhalten, in denen zumeist die Eingangsgußformeln fehlen:

„Nur wenige dieser Texte sind auf Tukulti-Ninurta festzulegen, wenn nämlich der Briefkopf den Namen des Empfängers nennt. Leider ist dann bei dem bruchstückhaften Erhaltungszustand der Tafeln vom eigentlichen Inhalt kaum etwas zu gewinnen“ [Otten 1959, 65].

In dem Entwurf KUB 23:99 teilte „LUGAL“ Tudchulija dem „LUGAL“ Tukulti-Ninurta mit, dass er König (LUGAL) geworden ist. Die Grußformel des schon erwähnten Entwurfes [KUB 3:74] lautet: „Folgendermaßen meine Majestät Tudchulija, LUGAL, an Tukulti-Ninurta, LUGAL“ [ebd., 65].

In dem erhaltenen Text [KUB 3:74] ist von einem Glückwunsch zur Thronbesteigung Tukulti-Ninurtas keine Rede. Zeller stützte sich anscheinend nur auf eine Vermutung Ottens in Schmöckels Kulturgeschichte [1961, 359], die dieser 1966 [FWG 3:166] nicht wiederholt hat. Otten versuchte 1959, die synchronen Texte, wie konventionell üblich, Tudchulija IV. zuzuordnen; Zeller schloss sich ihm an. Ich möchte darauf verzichten, gegen seine damaligen Schlussfolgerungen in *Assyrica* V [1998, 214] zu polemisieren; sie stehen in krassem Gegensatz zu meiner auch archäologisch begründeten Konzeption. Damit meine damaligen und heutigen chronologischen Auffassungen richtig verstanden werden, ist es jedoch nötig, diese hier kurz zu skizzieren. Danach folgten in Assur/Ninive als Großvater, Vater und Sohn:

Adad-narari I. = Tiglatpileser I. II. und III.

Salmanassar (S. I., III. und V. waren identisch)

Tukulti-Ninurta (T-N. II. gab es nicht; er resultiert aus einer Verdopplung der „Großen Assyrischen Königsliste“).

Nach KUB 23:99 wurde Tudchulija (III.), den ich mit Schuppiluliuma I. iden-

tifiziere, noch zu Lebzeiten Salmanassars „Chatti“-König; er war [nach KUB 3:74] weiterhin Zeitgenosse des Tukulti-Ninurta (I.).

Wie Zeller [1998, 213] richtig vermutete, stammt ein viel zitierter Brief aus Chatti an Adad-nararari nicht von Muwatalli; im Text [KUB 23:102] wurde jedenfalls dieser Name nicht genannt. Nicht folgen kann ich jedoch Zellers Vermutung, dass Schuppiluliuma I. der Verfasser dieses Briefes war, weil er Zeitgenosse des in den Amarna-Briefen genannten Assuruballit gewesen sei [hierzu *Asiatica* I, 475 f.]. Adad-narari lebte nach meiner Konzeption etwa zwei Generationen vor Echnaton und Schuppiluliuma!

Weiterhin begründete ich in *Asiatica* I [492-495] ausführlich die Identität von Tukulti-Ninurta (I), Tuschratta und Sanherib. Die Bauwerke des Tukulti-Ninurta und des Sanherib in Assur ähneln sich auffallend, beide Herrscher trugen auch denselben geflügelten Ring. Ihre Biographien entsprechen sich bis ins Detail. Beide eroberten und zerstörten z. B. jeweils in ihrem 15. Regierungsjahr Babylon und führten das Götterbild des Marduk fort. Ihre Feldzugsberichte ähneln auch denen des Tuschratta.

Alle drei glichen sich nicht nur im Leben, sondern auch im Tod: Alle drei wurden von ihrem eigenen Sohn ermordet: T-N. von Assur-nasir-apli, Sanherib von Arda-mulissi, Tuschratta von Mattiwaza. Ich schrieb damals:

„Obwohl Königsmorde öfters vorkamen, dürften Vatermorde doch die absolute Ausnahme gebildet haben. Bekannt sind eigentlich nur die Vatermorde an Tukulti-Ninurta, Tuschratta und Sanherib, die m.E. eine einzige Persönlichkeit gewesen waren“ [ebd., 495].

Salmanassar, der Vater Sanheribs, war identisch mit *Suttarna*, dem Vater Tuschrattas. Die Darlegungen Tuschrattas in einem Amarna-Brief [EA Nr. 17] über die Ereignisse vor seiner Thronbesteigung [vgl. auch Helck 1962, 175] entsprechen den „assyrischen“ Berichten über die Zeit zwischen Salmanassar und Sanherib und sind geeignet, diese zu ergänzen und verständlicher zu machen. (Mehr zur Problematik im folgenden „Mitanni“-Beitrag)

Noch einmal zu Velikovsky

In „Hethiter I“ [2005,339-341] hatte ich bereits grundsätzlich meine Auffassung zu Velikovsky dargestellt, muss aber auf zwei bedauerliche Druckfehler hinweisen. Für Velikovsky war nicht Muwatalli II., sondern Chattuschili III. mit Nebukadnezar II. identisch; natürlich bestanden in der Ramses-Zeit keine „ägyptisch-hellenistische“, sondern „ägyptisch-hethitische Synchronismen“ [333]. Ich stehe nicht mehr zu meiner damaligen Auffassung, dass in Kleinasien eine Realzeit von knapp 50 Jahren zwischen Chattuschili III. und der persischen Eroberung bestanden hat; sie war, wie ich noch begründen werde, weitaus kürzer.

Heinsohn bezeichnete in seinem „Sumerer-Buch“ [1988, 39 f., Anm. 18] Velikovskys Lebenswerk als „Fehlkonstruktion“ (anscheinend hatte er, trotz Aufnahme ins Literaturverzeichnis, das ‘Ramses-Buch’ noch nicht ausgewertet). Betrachtet man nur Velikovskys frühes Werk *Zeitalter im Chaos*, so hat diese Feststellung eine gewisse Berechtigung: Immerhin datierte er damals die Amarna-Zeit noch ins -9. Jh. und betrachtete den Ninive-König Salmanassar III. noch als „König von Chatti“ [1962, 344-348]. Es spricht für Heinsohn, dass er damals auch relativierende Worte fand:

„Wenn es nämlich eine Wahl zwischen zwei Fehlkonstruktionen gäbe, dann erwiese sich die Velikovskys im Ergebnis voranweisend und das Stellen neuer Fragen ungemein begünstigend, während das Bekenntnis der kompakten Mehrheit eher einem sterilen Dogmatismus einer nachwachsenden Wissenschaftlergeneration zuarbeitete“ [ebd.].

Unrichtig ist, dass Velikovsky nur in der Chronologie Ägyptens – und dort auch nur für die Zeit ab -1500 – von der herrschenden Lehre abgewichen ist. Schon 1945 stellte er in seiner These 182 [Illig 1988, 64; *Hethiter* I, 339] fest, dass das konventionell ins -14./13. Jh. datierte „hethitische Reich“ mit dem „Neubabylonischen Reich“ des -7./6. Jhs. identisch war. Velikovsky entwickelte seine Auffassungen ständig weiter; aber auch sein ‘Seevölker-Buch’ [1983b] zeigt m. E. noch Konstruktionsschwächen. Insofern kann ich die anerkennenden Bemerkungen Zellers [2003, 281] zu diesem Buch nicht ganz teilen [vgl. *Aeg.* I, 259-261]. Dagegen betrachte ich Velikovskys letztes Werk *Ramses II. und seine Zeit* als sein bestes, auf das ich mich in meinen folgenden Erörterungen, soweit es um seine Thesen geht, allein stützen werde. Immerhin hatte er in diesem Werk bereits den Beweis angetreten, dass die „Hethiter“ des 15.–13. Jhs, die „Assyrer“ des -8./7. Jhs. und die „Neubabylonier“ des -7./6. Jhs. identisch waren [1983a, 110].

Ich akzeptiere weitgehend Velikovskys allseitige und überzeugende Argumente, die er in seinem ‘Ramses-Buch’ vorgetragen hat. Schon wegen der gebotenen Seitenzahl ist ihre vollständige Wiedergabe hier nicht möglich und auch nicht nötig. Ich betrachte mich aber nicht als ‘Papagei’ Velikovskys und beschränke mich bewusst auf weiterführende, auch kritische Bemerkungen.

Zur Schlacht von Kadesch-Karkemisch

Nach konventioneller Geschichtsauffassung schlugen um -1285 die „Hethiter“ unter Befehl der Brüder Muwatalli II. und Chattuschili III. die Truppen Ramses’ II. bei Kadesch (Qadesh); anschließend kam es um -1278 (unter Chattuschili III.) zum Abschluss eines Friedensvertrages und zu freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Staaten.

Mehrere Jahrhunderte später, im Jahr -605, soll dann Nebukadnezar II.,

der Herrscher des „Neubabylonischen Reiches“, bei Karkemisch die Truppen des ägyptischen Königs Necho II. geschlagen haben; einige Jahre später kam es zum Abschluss eines Friedensvertrages und zu freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Staaten.

In seinem 'Ramses-Buch' [1983a, 13-75] hat Velikovsky in einer wirklich allseitigen Analyse m.E. überzeugend wissenschaftlich bewiesen, dass beide Ereignisse, trotz ihres scheinbaren Zeitabstandes, identisch gewesen sind. Allerdings lag das „Kadesch“ des Ramses II. nicht am Orontes, wie üblicherweise behauptet wird, sondern, wie Velikovsky auf Grund zeitgenössischer topographischen Beschreibungen bewies, am Euphrat, dort, wo Karkemisch gelegen hat:

„Karkemisch (Kar Komasch) war der karische Name der Stadt; Kadesch war ihr semitisches Eponym; Hierapolis war die griechische Übersetzung des semitischen Kadesch“ [Velikovsky 51].

Auf Velikovskys genialer Erkenntnis der Identität der Schlachten von Kadesch und Karkenisch beruht einerseits seine Gleichsetzung von Ramses II. und Necho II. und damit der 19. und 26. ägyptischen Dynastie, andererseits seine Gleichsetzung der „hethitischen“ Herrscher Murschili II. und Chattuschili III. mit den „neubabylonischen“ Herrscher Nabopolassar und Nebukadnezar II. Nachdem ich mich bereits in *Aegyptiaca* I [1996, 257 f.] und mehreren Folgebeiträgen den erstgenannten Thesen angeschlossen habe, werde ich in den folgenden Abschnitten seine vorderasiatischen Gleichsetzungen sachlich und kritisch prüfen, wobei ich auch die neuere Literatur, die Velikovsky noch nicht kennen konnte, berücksichtigt.

Vorab möchte ich darauf hinweisen, dass es nur wenige zeitgenössische Texte zur Geschichte des „Neubabylonischen Reiches“ gibt. Grundlegend sind nach wie vor die Dokumentationen von Lewy [1925] und Wiseman [1956]. Aus frühhellenistischer Zeit stammt die *Babylonische Geschichte* des Berossos, von der nur Zitate, vor allem aus der Streitschrift *Gegen Apion* des Flavius Iosephus, erhalten blieben. Ich stütze mich sowohl auf die Dokumentation von Schnabel [1923], die keineswegs überholt, aber leider kaum bekannt ist, wie auch auf den Text des Flavius Iosephus [1901].

Zu Murschili II. und Nabopolassar (Nabu-apla-usur)

Murschili II. war als Herrscher von Chattuscha der Sohn Schuppiluliumas I. und Vater des Chattuschili III., woran auf Grund vieler zeitgenössischer Dokumente (Vertragstexte, Siegel, Gebete, Annalen) kein ernsthafter Zweifel bestehen kann. M. II. war z. B. der Verfasser der *Taten des Schuppiluliuma* [Güterbock 1956], in denen er sich ausdrücklich als Sohn des Sch. I. bezeichnete. Wie ich schon dargelegt habe, wurde Nachfolger des Sch. I. zunächst dessen

Sohn Arnuwanda II., der aber kurz nach dem Tod seines Vaters ebenfalls an der Pest verstarb. So war Murschili II. als jüngerer Sohn noch minderjährig, als er König wurde; er stand zunächst unter der Regentschaft der letzten, aus Babylon stammenden Ehefrau (und Tawananna) des Sch. I., die nach Murschili-Texten [KUB 14:4; 2:4 ff.] dessen erste Ehefrau Gassulijawija zu Tode gequält hatte, wonach sie selbst abgesetzt wurde. Umstritten ist, ob die in den Opferlisten genannte Malnigal die letzte Ehefrau des Sch. I. oder die zweite Ehefrau des M. II. war. In den Opferlisten folgte dieser noch eine Tawannana namens Tanuhepa, die als zweite oder dritte Ehefrau des M. II. gilt [vgl. Cornelius 332, Anm. 1; Brandau/Schickert 222 f.; Hethiter III, 40].

Murschili II. hinterließ auch Annalen über seine eigenen *Taten*. Seine *Zehnjahres-Annalen* [Text: Goetze 1933] belegen aber nur seine ersten neun (nicht zehn, wie Forrer [1926; 35] bewiesen hat) Regierungsjahre; es handelt sich um einen fünffach (A bis E) überlieferten Text von 361 Zeilen. Aus diesem geht eindeutig hervor, dass, wie schon zu Zeiten des Sch., das „Hethiterreich“ weiter nur eine Föderation bildete. Im „hethitischen“ Kernland waren die in Syrien regierenden Brüder Murschilis, Telipinu (in Aleppo) und Scharri-Kuschuch (in Karkemisch), faktisch unabhängig, führten aber zusammen mit M. II. Kriege, vor allem gegen die Kaschkäer (im Norden) und gegen Arzawa (im Westen Kleinasiens). Aus dem 9. Regierungsjahr des M. II. wurde berichtet, dass er versuchte, die von den Babyloniern eroberte Stadt Karkemisch zurückzuerobern; dann bricht der Text ab.

Die *Ausführlichen Annalen* [*Extensive Annals*; erstmals Goetze 1933] des M. II. beginnen ebenfalls mit seinem ersten Regierungsantritt, reichen aber chronologisch weit über die *Zehnjahres-Annalen* hinaus. Bis jetzt wurden 31 Tafeln gefunden, die alle sehr bruchstückhaft sind; dazu kommen viele weitere kurze und wenig aussagekräftige Fragmente. Reihenfolge und damit Datierung der Tafeln ist sehr umstritten, worauf schon Goetze [1933, 2] hingewiesen hat:

„Da die Bruchstücke ihr gegenseitiges chronologisches Verhältnis in keinem Falle ohne weiteres zu erkennen geben, ist ihre Anordnung ein Problem für sich.“

Unter Bezugnahme auf Goetze [1933, 9] schrieb Velikovsky [112]:

„Man glaubt, daß diese Fragmente die Zeit vom Ende des 1. bis zum Ende des 11. Jahres, und dann wieder vom 19. bis vermutlich zum 22. Jahr Mursilis' beinhalten. ‚Dazwischen klafft eine schmerzliche Lücke‘. [Zitat aus Goetze; K.W.]. Die Lücke verdeckt offenbar die Periode der Höhepunkte von Mursilis' Kriegen, da schon im 9. Jahr der ausgedehnte Konflikt sich einem entscheidenden Stadium näherte.“

An dieser Situation hat sich wissenschaftlich bis heute nicht viel geändert, wenn man die Datierungen der aktuellen Web-Seite *Catalog of Hittite Texts*

[Nrn. 61.II.01-07] näher betrachtet. Als chronologisch einigermaßen gesichert gelten dort nur Texte aus den Jahren 1, 2-4, 5, 7, 9-11, 12 und 15-22.

Es verwundert, dass konventionelle Historiker, obwohl sie sich der schwachen Basis ihrer langen Datierungen der Regierungszeit des M. II. bewusst sind, diese trotzdem aufrechterhalten. So schrieb Cornelius [222]:

„Damit enden unsere Nachrichten über Mursilis. Ungefähr um 1320–15, nach dreißig oder mehr Jahren Regierung, muß er gestorben sein; doch ist uns nichts über die näheren Umstände bekannt.“

Auch Gurney [240] schätzte seine Regierungszeit noch auf 30 Jahre, derzeitige „Hethitologen“ haben sich, natürlich ohne Begründung, auf 28 Jahre verständigt [Eder/Renger 68; Hethiter 2002, 374]. Es fällt jedoch auf, dass, dass Hubert Cancik im gleichen „Hethiter-Sammelband“ [2002, 77] die Auffassung vertrat, dass die *Ausführlichen Annalen* nur bis zum 24./25. Regierungsjahr reichten; aber auch diese Angabe ist überholt. Immerhin wird in dem erwähnten *Catalog* [Nr. 61.II.10] betont, dass die Datierung der Annalen bis zum 25. Regierungsjahr fragwürdig ist. Auch Goetze hatte 1975 seine früheren Auffassungen geändert:

„Die vorhandenen Teile der Annalen von Mursilis rechtfertigen die Annahme, daß seine Regierung [...] nicht viel länger als 22 Jahre dauerte“ [„Cambridge Ancient History“, 3. Aufl., Bd. II/2, 126 f.; nach Vel. 112, Anm. 3].

Wenn Velikovskys gut begründete Konzeption, dass Chattuschili III. (Sieger von „Kadesch“) mit Nebukadnezar II. (Sieger von Karkemisch) identisch war, muss auch Murschili II., der Vater von Ch. III., mit Nabopolassar, dem Vater von N. II., identisch gewesen sein. Velikovsky kannte noch nicht die später entdeckten Texte über die Machtergreifung Nabopolassars in Babylon. Danach gab es Kämpfe zwischen den „Assyryern“ (= Ninive-Mitanni) und Nabopolassar. Als erstere Babylon bedrohten, kam ihnen letzterer zu Hilfe:

„Nabopolassar plünderte Uruk mit elamischer Hilfe und griff dann Nippur an. Assyrien reagierte mit der Entsendung eines Heeres, von dem ein Teil Babylonien einschloß, während der andere Teil die assyrische Garnison von Nippur entsetzte. Nabopolassar wich, hart bedrängt, bis nach Uruk zurück; erst dort gelang es ihm, seine Verfolger zu schlagen, die sich nun ihrerseits zurückzogen. Unterdessen hatten die Bewohner Babylons den Ring der Belagerer gesprengt und die andere Heereshälfte siegreich zurückgeschlagen. Durch diesen zweifachen Erfolg war die Niederlage Nabopolassars vor Nippur wieder wettgemacht. Babylon trug ihm die Herrschaft an. [...] Nabopolassar wurde alsbald in Sippar und einige Wochen darauf, am 25. November 626, offiziell auch in Babylon als ‚König von Akkad‘ anerkannt“ [Labat in FWG 4:95; Quellenbelege in Anm. 77].

Aber auch Labat konnte mit dem Text, der seinen zitierten Ausführungen zu

Grunde lag, nicht viel anfangen, weil es nach seinem Verständnis zu dieser Zeit keine in Mesopotamien operierenden „Hethiter“ geben konnte. Nur so ist zu verstehen, dass er Nabopolassar zum „Oberhaupt des ‚Meerlandes‘“ (Uruk lag hier) erklärte [Labat 95]. Andere konventionelle Historiker rätselten immerhin, warum die neuen babylonischen Machthaber als „Chaldäer“ bezeichnet wurden: „Woher die Chaldäer, die Einwohner eines Landes ‚Kaldu‘ eigentlich gekommen sind, ist bisher nicht geklärt“ [Koch 2006, 120].

Auf dieses Problem möchte ich noch im Zusammenhang mit den „Galatern“ eingehen, die angeblich erst in hellenistischer Zeit in Kleinasien eindringen. Der griechische Begriff „Chaldaioi“ wurde m. W. erstmals von Herodot gebraucht und von der „Septuaginta“ (als Synonym für die hebräischen „Kasdim“) übernommen. Ich möchte hier an die Beiträge von Otto Ernst [1995/96] erinnern, der die Meinung vertrat, das ursprüngliche „Chaldäa“ wäre im östlichen Kleinasien, also im Gebiet der „Hethiter“ gelegen!

Velikovsky [114 f.] kannte dagegen schon die *Neubabylonische Chronik G* [British Museum 21901; hg. 1923 von Gadd, 1925 von Lewy und 1956 (neu übersetzt und erweitert von Wiseman)]. Diese Chronik beschreibt die Zeit zwischen dem 10. und 17. Regierungsjahr Nabopolassars und ergänzt logisch – das ist Velikovskys Entdeckung – Murschills *Zehnjahres-Chronik*. Sie setzt voraus, dass Nabopolassar in seinem 10. Regierungsjahr schon Herr von Akkad (=Babylon) war. Die Chronik beschreibt weiterhin die Kämpfe der „Akkader“, die sich mit Elamiten und Medern verbündeten, gegen die „Assyrer“ und die mit ihnen verbündeten Ägypter. Ihre Angaben wurden durch die spätere ‚Berossos-Chronik‘ bestätigt und ergänzt.

In seinem 11. Regierungsjahr scheiterte Nabopolassars Angriff auf die Stadt Assur, die aber im folgenden Jahr von den „Medern“ erobert und zerstört wurde. Nach Berossos wurden die Meder von Kyaxares, dem Sohn des Phraortes, geführt. Beide Chroniken beschreiben in Einzelheiten, wie es zum Bündnis zwischen Medern und „Akkadern“ kam; nach Berossos kam es zur Heirat zwischen einem Sohn des Nabopolassar und der Amytis, der Tochter des Assyrerkönigs. Unterstützt wurden die Bündnispartner durch einfallende Skythen („Umman-Manda“). Die Bedeutung der *Chronik 21901* liegt in der eingehenden Beschreibung der dreimonatigen Belagerung von Ninive durch die verbündeten Meder, „Akkader“ und Skythen, die mit der Zerstörung der Stadt und dem Tod des letzten „assyrischen“ Königs Schinscharischkun endeten. In der Chronik wird aber auch die Eroberung Charrans, das durch einen Assurumballit verteidigt wurde, im 17. Regierungsjahr des Nabopolassar erwähnt.

Konventionell wird die Eroberung Ninives auf -612, die Eroberung Charrans auf -609 datiert. Das würde bedeuten, dass letztere 17 Jahre nach Nabopolassars Inbesitznahme Babylons (angeblich -626) erfolgt sein soll. Diese

Datierungen stehen sowohl in Widerspruch zu den Angaben der *Chronik 21901*, wonach die Inbesitznahme spätestens im 10. Regierungsjahr des Nabopolassars erfolgte (nach den *Zehnjahres-Annalen* des M. II. kann diese nicht vor seinem 9. Regierungsjahr geschehen sein), wie auch zu den Angaben Berossos' [Schnabel 269], wonach jener insgesamt 20/21 Jahre regiert hat.

Die dauerhafte Zerstörung Ninives ist nicht zu bezweifeln,; sie wurde z. B. auch in der Bibel [Nahum 1:8] und von Herodot [1:102 f., 106] erwähnt und eindrucksvoll durch den archäologischen Befund, auf den ich hier nicht eingehen kann, bestätigt. Die Eroberung Charrans durch Nabopolassar wird durch seine dort gefundene Inschrift belegt [Gadd 1958, 35-92].

Nach den Angaben des Berossos übergab Nabopolassar wegen einer Erkrankung schon zu Lebzeiten die Regierung seinem Sohn Nebukadnezar und starb, wie angegeben, in seinem 20./21. Regierungsjahr. Die Annalen des Murschili reichen zwar bis zu Beginn seines 22. Regierungsjahres, jedoch hat Forrer [1926, 35] bewiesen, dass in Chattuscha, im Gegensatz zu Babylon, vom Tag der tatsächlichen Thronbesteigung an gerechnet wurde (weshalb die *Zehnjahres-Annalen* nur reale neun Jahre umfassten), Deshalb hatte Forrer auch die Auffassung vertreten, dass der letzte Feldzug des M. II. in sein 20. Regierungsjahr zu datieren ist; Eduard Meyer [2000, III, 237] hatte sich schon damals Forrer angeschlossen. Wie Velikovsky gehe ich von 21 realen Regierungsjahren des M. II. aus.

Zum Großen Text des Chattuschili III.

Die wichtigste Quelle für das Leben des Ch. III., den Velikovsky mit Nebukadnezar II. von Babylon identifiziert hat, bildet dessen neschili-sprachige Autobiographie, die in der Literatur allgemein als der *Große Text* bezeichnet wird. Es gibt viele Abschriften mit 13 Varianten (A bis O); die Tafeln A [KUB 1:1] und B [KUB 3:6] blieben fast lückenlos erhalten. Relativ kurz und prägnant schilderte Ch. III. die Zeit vom Tod des Murschili II. bis zur seiner eigenen Thronbesteigung, wobei er vor Selbstkritik, im Gegensatz zu anderen altorientalischen Annalenschreibern, nicht zurückschreckte. Ich kann deshalb die abwertenden Bemerkungen einiger „Hethitologen“ nicht nachvollziehen: „Der Bericht ist offensichtlich tendenziös und nicht in allem glaubwürdig“ [Gurney 47]. Deshalb wird dieser Text, nach einem Vorschlag von Sturtevant/Bechtel [1935, 42 ff.], auch als die *Apologie des Chattuschili* bezeichnet; ich vermeide bewusst diesen abfälligen Begriff. Grundlage meiner folgenden Ausführungen sind die Übersetzungen von Goetze [1925; 1930a] und Otten [1981, 4-31]. Der Bericht beginnt mit dem Satz:

„Tabarna Chattuschili, der Großkönig [LUGAL.GAL LUGAL], König des Landes Chatti, Sohn des Murschili, des Großkönigs, König des Landes

Chatti, Enkel des Schuppiluliuma, des Großkönigs, König des Landes Chatti, Nachfahre des Chattuschili, des Königs von Kuschschar“ [I:1-4].

Hieraus ergibt sich eindeutig, dass es vor Sch. I. und Ch. III. schon einen Ch. I. gegeben hat; dies ist ein weiterer Beweis dafür, dass das AHR real bestand und dem JHR vorausging.

Nach dem Wortlaut des *Großen Textes* [I:22 ff.] „setzte“ sich nach dem Tod Murschilis (II.) dessen Sohn Muwatalli, der ältere Bruder des Ch. III., „auf den Thron seines Vaters“. In einem späteren Vertrag des Ch. III. mit Benteschima, König von Amurru, ist sogar die Rede davon, dass Muwatalli „den Thron des Königums an sich gerissen hatte“ [Velikovsky 1979, 155].

Ch. III. war somit der Ansicht, dass M. III. den Thron usurpiert hatte; dies könnte erklären, warum der mit Ch. III. identische Nebukadnezar sich als unmittelbarer Nachfolger seines Vaters Nabopolassar bezeichnete. Trotzdem betonte er im *Großen Text*, dass er mit seinem Bruder stets gute Beziehungen gepflegt habe. Ihm wurde zunächst die Verwaltung des „Oberen Landes“, also Anatoliens, übertragen, außerdem wurde er „Chef der Garde“. Vor ihm wurde das „Obere Land“ lange Zeit vom *Armadata*, dem Sohn des Zida, verwaltet [I:28]. Zur Zeit des Murschili II. hatte somit schon das peripher gewordene Chattuscha einen „Gouverneur“! Er intrigierte in der Folgezeit gegen Ch. III. Otten [1981, 7, Anm.] wusste nichts Näheres über diesen *Armadata*, der zur königlichen „Familie“ gehören musste.

In der konventionellen Literatur wird der konkrete Wortlaut einer entscheidenden Passage (auch Velikovsky hatte diese nicht bemerkt) des *Großen Textes* zumeist völlig ignoriert:

„Als aber mein Bruder Muwatalli auf Geheiß seiner Gottheit ins Untere Land hinabzog, die Stadt *Chattuscha* aber verließ, da nahm [mein Bruder die Götter von] Chatti und die Manen auf und brachte sie ins Land“ [I:75 f., II:1 f.].

Das „Obere Land“ wird im Originaltext als KUR-Schapliti bzw. nur Schapliti bezeichnet (KUR bedeutet Land). Nach meinem Verständnis kann sich diese Passage nur auf Babylon beziehen, das nun endgültig Residenzstadt wurde. In der Literatur wird stattdessen nur darauf verwiesen, dass Muwatalli seinen „Wohnsitz“ aus nicht nachzuvollziehenden Gründen nach „Tarhuntaschscha“ verlegt hatte, wohin er „die Götter von Chatti“ brachte. *Tarhuntaschscha* (auch *Dataschscha* gelesen) lag offensichtlich in Süd-Anatolien, am Mittelmeer; Zeller [1999, 195] identifizierte die Stadt mit dem späteren Tarsos. Dieser Umzug wird tatsächlich im *Großen Text* erwähnt [II. 48 ff.], der allerdings einige Jahre nach dem ersten Umzug erfolgte. Nur Otten [FWG 3:154] hat erkannt, dass tatsächlich zwei aufeinander folgende Umzüge erfolgten.

Ich gehe davon aus, dass Ch. III. nach tatsächlicher Machtübernahme seine Residenz in Babylon nahm; Muwatalli wurde bis zu seinem Tod ein

„Ersatzwohnsitz“ zugewiesen. Übrigens ist im *Großen Text* keine Rede davon, dass nach dem Tode Muwatallis die „Götter“ nach Chattuscha zurückgebracht wurden. Dem entspricht auch, dass ein Sohn Muwatallis, Kurunta, Nachfolger seines Vaters in Tarchuntaschscha wurde, was sich eindeutig aus einem Vertrag des Tudchalija IV. mit ihm ergibt [Text: Otten 1988].

Nach dem Wortlaut des Textes [ebd.] residierte Ch. III. bis zu seiner Thronbesteigung in „Chakpischscha“ (auch Chakmissa = Chagmis gelesen) – ein Stadtname, den ich nur in dieser Passage fand. Seltsamerweise hat sich m. W. niemand Gedanken darüber gemacht, wo diese Stadt lag; lediglich Cornelius [226] identifizierte sie ohne Angabe von Gründen mit dem anatolischen Çemis. Chakpischscha kann aber keine unbedeutende Stadt gewesen sein, da sich Ch. III. mehrfach als „König von Chakpischscha“ bezeichnete:

„Denn ich war Prinz und wurde Chef der Garde. Als Chef der Garde aber wurde ich König von Chakpischscha. Als König von Chakpischscha aber wurde ich gar Großkönig“ [IV:41 ff.].

Ich bin überzeugt, dass Chakpischscha mit Babylon identisch war. Im *Großen Text* wurde auch die Schlacht von „Kadesch“ (der Ort der Schlacht wurde nicht genannt) und der folgende Friedensschluss mit Ägypten geschildert. Nach diesem Text zog zwar Muwatalli „gegen das Land“ Ägypten, Ch. III. führte aber die Fußtruppen und Wagenkämpfer“ der (vereinigten) „Länder“, war also der eigentliche Oberbefehlshaber [II:69-82].

Wie ich schon darlegte, wurde vor einigen Jahren entdeckt, dass es am Ende des Alten Reiches schon einen Muwatalli I. gab, woraufhin der M. des *Großen Textes* die neue Ordinalzahl „II.“ erhielt.

„Doch nun war klar, daß einige bereits entzifferte Texte sich nicht auf jenen jüngeren Muwatalli (II.) bezogen, sondern auf diesen (I.) aus dem 15. Jahrhundert – und plötzlich machten die Texte viel mehr Sinn“ [Brandau/Schickert 132].

Doch dies blieb ein Lippenbekenntnis. Nach wie vor ordneten sie den einzig wichtigen Text, den Vertrag eines „hethitischen“ Herrschers namens Muwatalli mit *Alaksandu von Wilusa* [KUB 21:1-5 + Otten 1957; Übers.: Beckman 1999, 82-88], dem Muwatalli II. und damit der Chattuschili-Zeit zu [316 f.]. Die richtige chronologische Zuordnung dieses neschili-sprachigen Textes ist schon deshalb von großer Bedeutung, weil inzwischen allgemein anerkannt wird, dass Wilusa mit Troia identisch war.

In diesem Vertrag machte Muwatalli die Unterstützung Alaksandus auch davon abhängig, dass Wilusa Truppen zur Verfügung stellt, wenn Chattuscha von Misr, Sanchara, Chanilgalbat oder Aschschur angegriffen werden sollte. Misr war natürlich Ägypten, „Sanchara“ gilt als Babylonien, „Chanilgalbat“ wird mit dem „Mitanni-Staat“ gleichgesetzt. Nach meiner Konzeption wurden Babylonien, das Mitanni-Reich und Assur erst von Murschili II./Nabopolas-

sar, einem Vorgänger von Muwatalli II., dem Hethiterreich angeschlossen, so dass dieser Vertrag nur von Muwatalli I. abgeschlossen worden sein kann. Meine frühe Zuordnung ist keineswegs ahistorisch; immerhin führte schon Chattuschili I. einen Feldzug gegen Arzawa [Starke in: *Troia* 2001, 35].

Irritieren könnte allenfalls die gleichzeitige Erwähnung von Chanilgabat und Assur. Wie ich im folgenden „Mitanni-Beitrag“ darlegen werde, wurde Assur erst recht spät von den „Ninive-Assyrern = Mitanni“ erobert, was ebenfalls meine Überzeugung von der Abfassung dieses Textes noch im „Althethitischen Reich“ bestätigt.

Interessant ist, dass Muwatalli *Siegel* mit zwei verschiedenen Stiltypen hinterlassen hat. Die „Ädikula-Siegel“, die für die frühen Junghethiter typisch waren, könnte man M. I., die „Umarmungssiegel“ [Beran Nr. 250-253; Abb. *Hethiter* 2002, 63, f.] aber M. II. zuordnen. Auf letzteren Siegeln wurde nicht nur der Thronname Muwatalli, sondern auch der Geburtsname Scharri-Teschup genannt [Dinçol in: *Hethiter* 2002, 91].

Die Problematik geht tiefer: Es gibt auch „Ädikula-Siegel“ eines Murschili III./Urchi-Teschup (zusammen mit der Tawannana Tanuhepa) und des Chattuschili III. (zusammen mit der Tuwannana Puduchepa), so dass Dinçol [ebd.] von einer „Rückkehr zu den Ädikula-Siegeln“ schrieb. Ich erwäge die Möglichkeit, dass die Urchi-Teschup-Siegel noch von Murschili II. stammen, da Tanuhepa als letzte Ehefrau des M. III. gut bezeugt ist und Urschi Teschup der Geburtsname des M. II. (dessen Geburtsname ansonsten nicht bekannt ist) gewesen sein könnte. Nur wegen der konventionellen Deutung dieser Siegel schrieben Brandau/Schickert [223], dass Tanuhepa „unter gleich drei Großkönigen insgesamt 30 Jahre lang Tawananna war“; sie behaupteten ohne weitere Begründung, dass Muwatalli II. Tanuhepa abgesetzt, Urchi-Teschup sie aber wieder als Tawananna eingesetzt habe [ebd., 258].

In der konventionellen Literatur wird *Urchi-Teschup*, Sohn des Muwatalli II. als Großkönig nach dem Tod seines Vaters bezeichnet. Über die Umstände seiner „Machtergreifung“ und seiner Regierung gab es viele Spekulationen. Ich halte mich an den Wortlaut des *Großen Textes*:

„[Als aber] mein Bruder [Gott] geworden war... [Es folgen einige unzusammenhängende Satzketten in einer Textlücke]. Als daher für meinen Bruder kein legitimer Sohn vorhanden war, nahm ich den Urchi-Teschup, den Sohn einer Haremsfrau und [setzte] ihn im Lande Chatti zur Herrschaft [ein]. Ganz [Chattuscha] legte ich ihm in die Hand, und er war [Textlücke] in den Ländern von Ch[atti]. Ich aber war König von Chak-pischscha“ [III.36 ff.].

Mit anderen Worten: Ch. III., der König von Babylon, setzte Urchi-Teschup zum (Unter-)König in Chattuscha ein! Nirgends wurde dieser im Text als

„Großkönig“ bezeichnet. Auch im bereits erwähnten Vertrag mit Benteschinu von Amurru bezeichnete sich Ch. III. als unmittelbaren Nachfolger seines Bruders Muwatalli III. als Großkönig [Ottens in: FWG 3:159]. Dass dieser Urchi-Teschub sich als „Großkönig“ Murschili (III.) bezeichnete, wird nur aus den bereits erwähnten Siegeln geschlossen, die, wie dargelegt, auch von Murschili II. stammen können; im *Großen Text* wird er jedenfalls nirgends so genannt.

Allerdings empörte sich Urchi-Teschub gegen Ch. III.; offensichtlich strebte er die Herrschaft im ganzen Reich an. Zeitweilig besetzte er sogar Chakpischscha [III:63 ff]. Schließlich wurde Urchi-Teschub besiegt und „wie ein Schwein im Kofen eingesperrt“ [IV:23]. Ch. III. ließ ihn aber am Leben: „Entsprechend der Hochachtung für meinen Bruder tat ich keinesfalls Böses“ [ebd.]. Er gab ihm sogar zeitweilig Besitzungen im Land „Nuhaschsi“ (östlich des Orontes). Trevor *Bryce* [1993, 213-222] vertritt die These, dass die Inschriften eines südanatolischen Herrschers von Urchi-Teschub aus dieser Zeit stammen. Dieser bereitete laut dem *Großen Text* [ebd.] danach einen Anschlag auf Ch. III. vor, woraufhin letzterer ihn „am Meeresufer hinabschickte“. Aus dem diplomatischen Briefwechsel ergibt sich, dass er Asyl in Ägypten fand [Ottens in FWG 3:162].

In der konventionellen Literatur wird die Regierungszeit des Muwatalli II. allgemein auf 18 Jahre geschätzt [Eder/Renger 68]; allerdings gibt es keine „hethitischen“ Belege für diese Annahme. Ich habe Zweifel. In einer Passage des *Großen Textes* heißt es: „Und in Anbetracht der Wertschätzung meines Bruders wurde ich überhaupt nicht tätig und fügte mich für sieben Jahre.“ Daraus wird geschlossen, dass Urchi-Teschub sieben Jahre regiert hat. Ottens [FWG 3:159] bezeichnete diese Angabe als „formelhaft“, nach seiner Ansicht war sie vielleicht „um vieles kürzer“. Nach der Auffassung Velikovskys [1983a, 141] betrug die Regierungszeit Muwatallis und Urchi-Teschubs zusammen sieben Jahre:

„Die Dauer seiner Loyalität gegenüber seinem Bruder und dessen Sohn wird mit 7 Jahren angegeben, wobei der größere Teil unter die Regierung seines Bruders fällt.“

Ich neige dieser Auffassung zu, zumal Ch. III. in seinen Texten Muwatalli gewissermaßen als Usurpator bezeichnete, er also auch unter dessen Regierung „sich fügen“ musste.

Aus dem *Großen Text* [III:1 ff.] ergibt sich, dass Ch. III. mit der Priester-tochter *Putuchepa* verheiratet war, die auch durch Landschenkungsurkunden und durch Siegel, in denen sie namentlich neben Ch. III. genannt wurde, gut bezeugt ist. Aus dem umfangreichen Briefwechsel mit Ramses II. ergibt sich, dass sie mit Ch. III. gleichrangig war; sie wurde stets zusammen mit diesem als Absender oder Empfänger genannt. Aus den „hethitischen“ Texten ergibt sich allerdings nicht, wie lange Ch. III. regiert hat.

Babylonische Identitäten

Nabopolassar und vor allem Nebukadnezar (Nabu-kudurri-usur) haben das durch Sanherib völlig zerstörte Babylon vollkommen neu aufgebaut, was sowohl durch zahlreiche Bau-Inschriften wie auch durch den archäologischen Befund eindrucksvoll bestätigt wird [Saggs 2005, 194-198; Koch 2006, 122-190]. Beide müssen somit in Babylon residiert haben; an ihrer Identität mit Murschili II. und Ch. III. habe ich, wie bereits dargelegt, keine Zweifel.

Velikovsky war der Auffassung, dass Muwatalli II. mit dem babylonischen Herrscher Neriglissar (Nergal-scharra-usur), den er auch Nergil nannte, identisch war. Er war so überzeugt von dieser Idee, dass er in wörtlichen Zitaten, natürlich wissenschaftlich unkorrekt, den Namen „Murschili III.“ durch den Namen „Nergil“ ersetzte. Hier ist anzumerken, dass Nergil kein Herrscher, sondern ein babylonischer Gott (der „Pestgott“), war. Nach babylonischen Texten regierte Neriglissar nicht vor, sondern nach Nebukadnezar. So wurde 1906 in Charran von Pritchard die Grabplatte der Adda-Gruppi, der Mutter des letzten „neubabylonischen“ Königs Nabonid, gefunden. In der Inschrift heißt es, dass Adda-Gruppi nacheinander Hofdame der Herrscher Nabopolassar, Nebukadnezar und Neriglissar war [vgl. Saggs 193]. In einer Inschrift von Nabonid selbst heißt es:

„Ich bin der mächtige Nachfolger von Nebukadnezar und Neriglissar, meiner königlichen Vorgänger“ [Dougherty 1929, 72; zitiert nach Velikovsky 123].

Nach den Herrscherlisten des Berossos regierten nacheinander „Nabukodrosoros“ (Nebukadnezar), „Amilmarudochos“ (Amel-Marduk), „Neglissaros“ und „Nabonedos“ (Nabonid) [Schnabel 52]. Velikovsky ignorierte diese und andere entsprechende Texte keineswegs; er zitierte auch aus ihnen. Er bezweifelte nicht die Existenz eines kurzzeitigen Herrschers Neriglissar nach Nebukadnezar, erwog aber, ob auch ein Herrscher mit diesem Namen schon vor Nebukadnezar regierte, der dann mit Muwatalli II. gleichzusetzen wäre. Von seinen Argumenten für diese These halte ich zwei für bedenkenswert:

Es gibt die Bau-Inschrift eines „Neriglissar“ [Langdon; nach Velikovsky 1979, 124, Anm. 8], wonach dieser sich als „Sohn des Belschumischkun, des Königs von Babylon“, bezeichnete. Dieser Königsname ist babylonischen Spezialisten nicht bekannt. Velikovsky machte darauf aufmerksam, dass Diodor [II:24] einen babylonischen König Belesys erwähnte, der nach dessen Beschreibung mit Nabopolassar identisch gewesen sein könnte. Er [124] setzte auch Belysis mit Belschumischkun gleich und schloss hieraus auf einen Sohn des Murschili II. mit diesem Namen, der mit Muwatalli II. gleichzusetzen ist.

Velikovsky [124-131] argumentierte auch archäologisch, indem er auf die Inschriften eines „Neriglissar“ über seine Instandhaltungsarbeiten am babylonischen Königspalast und am Esagila-Tempel in Babylon verwies, wobei er

sich ebenfalls auf Langdon stützte. Er verwies darauf, dass diese Bauwerke laut den Inschriften des Nebukadnezar von diesem völlig erneuert wurden, wofür auch spricht, dass die Ausgräber, wie Koldewey, diese in einem sehr guten baulichen Zustand fanden. Velikovsky hielt es für ausgeschlossen, dass sich diese Bauwerke schon zwei Jahre nach dem Tod des Nebukadnezar in einem solchen desolaten Zustand befanden haben, wie ihn „Neriglissar“ in seinen Inschriften beschrieb. Nach seiner Ansicht mussten die Instandhaltungsarbeiten von einem „Neriglissar“ vor Nebukadnezar erfolgt sein.

Ch. III. schrieb im *Großen Text* [1:9-21], dass er als Jugendlicher krank und so anfällig war, dass ihm kein langes Leben zugetraut und er ursprünglich zum Priester geweiht wurde. Auch Nebukadnezar berichtete in seinen Texten von seiner jugendlichen Krankheit und Genesung [Langdon nach Velikovsky 145 f.; dort auch weitere Argumente für seine Gleichsetzung mit Ch. III.]. In den babylonischen Texten werden seine späten Feldzüge gegen Syrien und Palästina beschrieben. Nach dem Berossos-Text [Iosephus 1:21, 156] zerstörte er Tyros, nach biblischen Berichten eroberte er zweimal Jerusalem; zuletzt zerstörte er die Stadt mit dem Tempel und führte die jüdische Elite ins „babylonische Exil“ [2. Kön. 24:10-16, 25:22-26]. Es gibt auch Hinweise auf einen Angriff gegen Ägypten in der Zeit des späten Königs Amasis [vgl. z.B. FWG 4:100], was für eine lange Regierungszeit spricht. Nach Berossos [Schnabel 47,269] regierte er 43 Jahre, als Regierungsbeginn gilt der Tod des Nabopolassar (=Murschili II). Auch wegen seiner umfangreichen Bautätigkeit sehe ich keinen Grund, diese Angabe zu bezweifeln.

Zu Tudchalija IV., Arnuwanda III. und Schuppiluliuma II.

Ich teile nicht die Auffassung von **Brandau/Schickert**, die ohne den Versuch einer Prüfung fast alle Tudchalija-, Arnuwanda- und Schuppiluliuma-Texte (mit Ausnahme der *Taten des Schuppiluliuma*) T. IV., A. III. und Sch II. zuschrieben und so im Dienst der konventionellen Chronologie die reale Chronologie Chattuschas um viele Jahrzehnte verlängerten. Wie meine Übersicht am Beginn dieses Beitrages zeigt, werden T. IV. konventionell 35 und seinen beiden Nachfolgern 25 bis 30 Regierungsjahre zugeschrieben.

Trotzdem habe ich keine Zweifel an der realen Existenz des T. IV. Im *Großen Text* [4:71-89] erwähnte Ch. III. ausdrücklich seinen zum Nachfolger auserkorenen Sohn **Tudchalija**. Eindeutig können diesem nur der erwähnte Vertrag mit Kurunta [Othen 1988] und die Landschenkungsurkunden eines Tudchalija zu Gunsten einer Schachurunija zugeordnet werden, die von seiner Mutter Paduchepa und einigen Zeugen, deren Namen auch aus Urkunden des Ch. III. bekannt sind, mitunterzeichnet wurden [FWG 3: 165 f.]. Diese Urkunden können aus der Spätzeit des Ch. III. (Nebukadnezar wurde nach Kap. 4 des

biblischen Daniel-Buches im Alter geisteskrank), aber auch aus einer folgenden Regierungszeit des T. IV. stammen. Diese setze ich allerdings sehr kurz an. Nach den babylonischen Chroniken folgten Nebukadnezar dessen Sohn „Amilmarudos“ (*Amel-Marduk*), der laut Berossos [Schnabel 52] 12 Jahre regiert hätte; aus zeitgenössischen Texten ergibt sich aber, dass er nach einer Regierungszeit von nur zwei Jahren durch den bereits erwähnten Neriglissar gestürzt und ermordet wurde [Saggs 198]; in der Bibel [2. Buch Könige 25-30] wurde er „Evil-Merodach“ genannt; er war offensichtlich mit T. IV. identisch.

Neriglissar, ein Schwiegersohn Nebukadnezars, regierte auch nur drei Jahre; nur neun Monate nach seinem Tod wurde dessen minderjähriger Sohn Labbaschi-Marduk gestürzt und ermordet. Der folgende letzte babylonische König *Nabonid* (Nabona-id) regierte nach Berossos [Schnabel 52] 17 Jahre bis zur Eroberung der Stadt durch Kyros; aus jüngeren Textfunden ergibt sich aber nur eine Regierungszeit von sieben Jahren [vgl. Eder/Renger 22].

Obwohl ich die meisten Schuppiluliuma-Texte aus guten Gründen nach wie vor Sch. I. zuordne (auf Detail-Untersuchungen muss ich hier leider verzichten), halte ich die These Laroches für richtig, dass es einen *Schuppiluliuma II.* gegeben haben muss. Dafür spricht der Treueschwur eines Oberholztafelschreibers (.....-Scharuma), den Laroche aus drei Textfragmenten [KUB 26:32; 23:44; 31:106] zusammengesetzt hat:

„Ich aber werde lediglich die Nachkommenschaft meines Herrn Schuppiluliuma schützen. Einem anderen Manne, aus der Nachkommenschaft Schuppiluliumas des Ersten, Nachkommenschaft Murschillis, Nachkommenschaft Muwatallis, [Nachkommenschaft] Tutchalijas, werde ich mich nicht anschließen [Laroche 1953, 72 f.; Otten 1963, 3].

Die Behauptung, dass Sch. II. ein Sohn des T. IV. war, ergibt sich nur aus der subjektiven Interpretation der Schuppiluliuma-Texte, ihrer Zuordnung zu Sch. II. Ich neige der Auffassung zu, dass Sch. II. mit Neriglissar, dem Schwiegersohn Nebukadnezars, identisch war. Auch der zitierte Sch. II.-Text geht von Machtkämpfen aus, wie sie aus der Spätzeit der „Neubabylonier“ bekannt sind. Chattuscha wurde bekanntlich 6 Jahre vor Babylon erobert. Nabonid, der nicht aus der Königsfamilie stammte, dürfte mit dem späten Chattuscha nichts mehr zu tun gehabt haben.

Laroche sprach sich auch für die Existenz eines *Arnuwanda III.* aus, wobei er sich auf den Text KUB 26:33 [Text: Otten 1963, 3 ff.] berief. Danach bestieg ein Schuppiluliuma erst den Thron, nachdem er sich vergewissert hatte, dass sein Vorgänger Arnuwanda keine Nachkommen hinterlassen hatte. Nach einem bereits von mir zitiertem Text war A. I. der Vater von Tudchalija des Jüngeren. Somit handelt es sich um ein Scheinargument, da T. d. J. schon vor der Thronbesteigung des Sch. I. ums Leben kam. Der erwähnte Text sagt

nicht, dass Arnuwanda kinderlos war, sondern nur, dass er nach seinem Tod keine Nachkommen mehr hatte! Wenig besagt auch die von Laroche angeführte *Anklageschrift gegen Madduwatta* (s. Folgebeitrag), weil in diesem Text überhaupt kein Arnuwanda erwähnt wurde [vgl. Otten 1963, 2].

Das Ende von Chattuscha

Ohne jeden Beleg behaupten die meisten konventionellen Historiker, dass Chattuscha (und damit das JHR) durch die „Seevölker“, deren Existenz ich stets bestritten habe [vgl. *Aeg.* I, 260 f.], zerstört wurde. Betont werden muss, dass schon Bittel [1983, 160] sich gegen diese Behauptung gewandt hat. Nach seiner Auffassung wurde Chattuscha wahrscheinlich durch „kleinasiatische Reichsfeinde von Norden und Westen her“ [ebd., 178] zerstört. Die Zerstörung selbst stellte er nicht in Frage: „Im Gegenteil, die Belege für einen gewaltsamen Eingriff durch Feindeshand sind so eindeutig, daß sie nicht übersehen werden können“ [ebd., 179]. Seeher, der jetzige Leiter der Ausgrabungen in Bogazköy, kam jedoch, ausdrücklich Bittel und Klengel widersprechend, zu einer anderen Auffassung:

„Jürgen Seeher widerspricht beiden, denn er interpretiert die Grabungsbefunde anders. Zweifelsohne habe es in der Endzeit der Stadt an den verschiedensten Stellen gebrannt, doch daß dies plötzlich und überall gleichzeitig geschah, sei archäologisch nicht nachzuweisen. Monate oder gar Jahre können zwischen den Bränden gelegen haben. Außerdem waren von den Tempeln in der Oberstadt weniger als die Hälfte betroffen, und in der Unterstadt wiesen Wohn- und Werkstätten direkt neben dem abgebrannten Großen Tempel keinerlei Spuren eines Feuers auf. Alle verbrannten Gebäude waren bis auf wertlose Scherben und ältere Tontafelarchive, die jetzt wohl keiner mehr brauchte, völlig leergeräumt. [...] In den Brandstätten fand sich jedoch so gut wie nichts von dem, was bei einer kriegerischen Plünderung, und sei sie noch so systematisch, zu erwarten wäre – auch keine Toten. Mithin wurden Tempel und Paläste erst leergeräumt, und gebrannt haben sie später“ [Brandau/Schickert 312].

Die zitierten Autoren ließen auch Seeher selbst zu Wort kommen:

„Hattusa ist nicht als blühende Hauptstadt umkämpft und belagert worden; die Stadt wurde nicht erobert, sondern nach und nach aufgegeben; sie wurde nicht zerstört; sie ist verfallen.“ [ebd., 312 f.].

Die Ausgräber machten sich natürlich Gedanken, warum die „Hethiter“ die Stadt gewissermaßen „besenrein“ [ebd., 292], d.h. ohne Zerstörungen, nach und nach aufgaben, ohne eine vernünftige Lösung zu finden. Ich sehe die Ursache darin, dass die Großkönige mit ihrem Hofstaat seit Murschili II. in Babylon residierten; das periphere Chattuscha wurde Provinzstadt, wie es auch Rom

nach der Verlegung der Hauptstadt des Römischen Reiches nach Konstantinopel wurde.

Die spätere „phrygische“ Stadt Pteria lag mit großer Wahrscheinlichkeit an der Stelle des „untergegangenen“ Chattuscha., was Bittel [1983, 12, 207 ff.] m. E. recht überzeugend belegt hat. Herodot [I:76] schrieb, der lydische König Kroisos (konv. 560–547) habe Pteria, den „stärksten Platz“ Kappadokiens, erobert und die Bewohner vertrieben. Kurz darauf stieß er aber „in der Landschaft Pteria“ auf das Heer des Perserkönigs Kyros; die Schlacht verlief zunächst unentschieden, bald danach wurde jedoch das lydische Reich durch Kyros vernichtet.

Velikovskij [1983a, 225] hat, m. E. zu Recht, diese Ereignisse zeitlich mit dem Untergang Chattuschas in Verbindung gebracht. Die letzten Grabungsergebnisse zeigen deutlich (auch wenn dies von konventionellen Historikern so nicht eingestanden wird), dass das „phrygische“ (tatsächlich wohl kaschkäische) Pteria stratigraphisch, ohne Hiatus, unmittelbar über dem „hethitischen“ Chattuscha lag [vgl. Zeller 1999, 192].

Chronologisch-stratigraphisches Fazit

Aus meinem „chronologischen Anhang“ ergeben sich für die Zeit des Jung-hethitischen Reiches von Schuppilulima bis zur Eroberung durch die Lyder und Perser entgegen der konventionellen Chronologie nur 96 Jahre. Diese Zeitspanne dürfte stratigraphisch den Schichten IVc-a, IIIb-a (Burgberg) entsprechen, für die Zeller [1998, 207] 120 Jahre angesetzt hat. Die „altheitische“ Zeit möchte ich den vorherigen Schichten Vb-a, IVd zuordnen, in der auch die „assyrische Handelskolonie“ bestand, für die ich etwa 100 Jahre angenommen habe, was bedeutet, dass das AHR in der Zeit um -666 entstanden ist. Den Brand zwischen IVd und IVc ordne ich nicht Anitta, sondern den Kaschkäern zu, die zu Beginn der Regierung von Tudchalija III., den ich, im Gegensatz zu *Hethiter* III [25] jetzt mit Sch. I. identifiziere, Chattuscha erobert und zerstört hatten [vgl. Bittel 1983, 28]. Eine solche Möglichkeit hatte übrigens schon Zeller [1998, 218] erwogen.

Stratigraphisch gehört nach meiner Konzeption die Zeit zwischen Tudchalija III. und Kyros zur „zweiten“, das AHR zur „dritten vorhellenistischen Schichtengruppe“. Der letzte, nicht von mir verfasste Satz des *Abstract* zu *Hethiter* III ist deshalb missverständlich. Ich datiere nicht das AHR, sondern das JHR ins -6./5. Jh.: letzteres fand mit den lydisch-persischen Eroberungen um -470 sein Ende.

Dr. Klaus Weissgerber
klaus_weissgerber@yahoo.de

Literatur

Siehe bei *Hethiter* I, II und III. Außerdem:

- AboT = Balkan, Kemal (1948): Ankara Arkeoloji Müzesinde bululan Bogazköi tabletleri. Istanbul (Bogazköi-Tafeln im Archäologischen Museum von Ankara)
- Alp, Sedat (1991): Keilschrifttafeln aus Meşathöyük. Ankara
- Beckman, Gary (Hg., 21999): Hittite Diplomatic Texts. Atlanta/USA
- Beran, Thomas (1967): Die hethitische Glyptik von Bogazköy. Die Siegel und Siegelabdrücke der vor- und althethitischen Perioden und die Siegel der hethitischen Großkönige. Teil I. Berlin (= Bd. 5 von *Bogazköy-Hattusa. Ergebnisse der Ausgrabungen*)
- Bryce, Trevor (1998): *The Kingdom of the Hittites*. Oxford
- (2003): *Letters of the Great Kings of the Ancient Near East. The Royal Correspondence of the Late Bronze Age*. London
- Doutherty, Raymond Ph. (1929): *Nabonidus and Belshazzar. A study of the closing events of the Neo-Babylonian*. New Haven · London
- DS = Güterbock 1956
- Ernst, Otto (1995): „Die Heimat Abrahams“, in *ZS* 7 (4) 424-431
- (1996a): „Zur Herkunft der Chaldäer“, in *ZS* 8 (1) 29-36
- (1996b): „Korrekturen und Ergänzungen zur Heimat Abrahams und zur Herkunft der Chaldäer“, in *ZS* 8 (4) 420-423
- Flavius Iosephus (1901): *Gegen Apion*. (Hg.: Heinrich Clementz). Halle/Saale
- Forrer, Emil O. (1926): *Geschichtliche Texte aus Boghazkoi II*. Leipzig
- Gadd, Cyril J. (Hg., 1923): *The Fall of Niniveh. The newly discovered Babylonian chronicle 21901 in the British Museum*. London
- (1955): *The Harran Inscription of Nasbonidus*, in: *Anatolian Studies* 8,35-92
- Goetze, Albrecht (Hg., 1925): *Hattusilis. Die Berichte über seine Thronbesteigung, nebst den Paralleltexten*. MVAG; Jg. 29
- (Hg.; 1930a): *Neue Fundstücke zum großen Text des Hattusilis*, in: *MVAG*, Jg. 3
- (Hg.; 1930b): *Das Pestgebet des Mursilis*, in: *Keilschrift-Forschungen* 1, 161-251
- (Hg.; 1933): *Annalen des Mursilis*. in: *MVAG*, Jg. 38 (Reprint Darmstadt 1967)
- Güterbock, Hans Gustav (1940/42): *Siegel aus Bogazköy. I-II*. Berlin (Reprint 1967)
- (Hg.; 1956): „The Deeds of Suppiluliuma as Told by His Son Mursili II.“, in: *Journal of Cuneiform Studies* (New Haven), 10, 41-68, 75-98, 107-130 (Separatum)
- Herbordt, Suzanne (2003): „Eine gesiegelte Tonbulle mit Hieroglyphenschrift des Kantuzzili, des „Prinzen von Groß-Hatti“, in: *Archäologischer Anzeiger* (Berlin), Heft 1/2003, 20-24
- Hethiter III = Weissgerber, Klaus (2006): „Die Hethiter III“, in: *ZS* 18 (1) 18-47
- Hethiterportal Mainz = www.hethiter.net
- Hittite Home Page = www.asor.org/HITTITE/HittiteHP.html
- Kleinasienvorlesung (2001) = „Geschichte Kleinasien in der Antike“.
www.hist.uni.zh.ch/ag/pub/lehre/Vorlesung%20Kleinasien_html
- Koch, Heidemarie (2006): *Königreiche im alten Vorderen Orient*. Mainz
- Landon, Stephen (1912): *Die neubabylonischen Königsinschriften*. Leipzig
- Laroche, Emmanuel (1953): „Šuppiluliuma II.“, in: *Revue assyriologique* 58, 70-78

- Lewy, Julius (Hg.; 1925): Forschungen zur alten Geschichte Vorderasiens. Die Neubabylonische Chronik. MVAG Jg. 29, 2
- Meyer, Eduard (1928): Geschichte des Altertums. Band II/1, Stuttgart · Berlin
- (2000): dass. (Nachdruck d. Ausgabe 1952/58). I-VII. Stuttgart
- MDOG = Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft (Berlin)
- MVAG = Mitteilungen der Vorderasiatisch-Ägyptischen Gesellschaft (Leipzig)
- Otten, Heinrich (1951): Die hethitischen „Königslisten“ und die altorientalische Chronologie, in: *MDOG* 83,47-71
- (1959): „Korrespondenz mit Tukulti-Ninurta I. aus Bogazköy“, in: Weidner (1959), 64-68
- (1961): „Das Hethiterreich“, in: Schmökel, Hartmut (Hg.): Kulturgeschichte des Alten Orient. Stuttgart. 313-447
- (1963): Neue Quellen zum Ausklang des hethitischen Reiches, in: *MDOG* 94,1-23
- (1968): Die hethitischen historischen Quellen und die altorientalische Chronologie (Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Geistes- und sozialwissenschaftliche Klasse. 1968, Nr. 3). Wiesbaden
- (1981): Die Apologie Hattusilis III. Das Bild der Überlieferung. Wiesbaden
- (1988): Die Bronzetafel aus Bogazköi. Ein Staatsvertrag Tudhalijas IV. (Bogazköy-Texte. Beiheft 1); Wiesbaden
- Schnabel, Paul (Hg.; 1923): Berossos und die frühhellenistische Literatur. Leipzig
- Soysal, Oguz (2003): „Kantuzzili in Siegelinschriften“, in: *Bibliotheca Orientalis* (Leiden/NL), 60, 41-56
- Struwe, Wassili (1959): Geschichte der alten Welt. Chrestomathie. Bd. I: Der Alte Orient. Berlin/DDR
- Sturtevant, Edgar H. / Bechtel, George (1935): Hittite Chrestomathy. Philadelphia
- Troia 2001* = Troia – Traum und Wirklichkeit. Stuttgart 2001
- Velikovskiy, Immanuel (1979): Ramses II. und seine Zeit; Frankfurt/M. (amer. 1978)
- Weidner, Ernst (1959): Die Inschriften Tukulti-Ninurtas I. und seiner Nachfolger. Mit einem Beitrag von Heinrich Otten. Graz
- Weissgerber, Klaus s. *Hethiter*
- Wiseman, Donald J. (Hg.; 1956): *Chronicles of Chaldaean Kings (626-556 B.C.) in the British Museum*. London

Zur absoluten Chronologie Vorderasiens (Asiatica VI)

Klaus Weissgerber

Die Rekonstruktion der wirklichen Chronologie Vorderasiens ist sehr schwierig; sie erfordert die Synchronisation von Daten verschiedener Länder. Ich arbeite an dieser Problematik seit vielen Jahren und beabsichtige, meine Erkenntnisse nach weiteren Analysen in einem gesonderten Beitrag zur Diskussion zu stellen. Die folgenden Überlegungen tragen deshalb nur vorläufigen Charakter; zum besseren Verständnis meiner Beiträge und damit meiner Konzeption halte ich es für angebracht, meine Auffassungen schon jetzt skizzenhaft vorzustellen.

Ich gehe von meiner These aus, dass das (real existierende) Achämenidenreich um 75 Jahre zu verkürzen ist, was bedeutet, dass Kyros (der Große) Chattuscha (= Pteria) kurz nach -470 (statt -545) und Babylon -464 (statt -539) und dass Kambyzes um -450 (statt -525) Ägypten erobert hat.

Schuppiluliuma I. regierte 26 Jahre [KUB 19,9, 17 ff.]. Wenn Velikovskys Konzeption über die Identität seiner Nachfolger mit neubabylonischen Herrschern richtig ist, kann aus den „neubabylonischen“ Texten die absolute Chronologie von **Chattuscha** wie folgt rekonstruiert werden:

- 566–540 Schuppiluliuma I.
- 540–519 Murschili II. (wurde -530 auch Herrscher von Babylon)
- 519–476 Muwatalli II. und (anschließend) Chattuschili III.
- 476–474 Tutchalija IV.
- 474–471 Schuppiluliuma II.
- 470 Eroberung Chattuschas durch Lyder, dann durch Perser.

Für **Babylon** selbst habe ich folgende Daten errechnet:

- 530 Murschili II. wird Herrscher von Babylon
- 530–519 Nabopolassar (= Murschili II.)
- 519–476 Nebukadnezar (= Chattuschili III.)
- 476–474 Amel-Marduk (= Tutchalija IV.)
- 474–471 Neriglissar (möglicherweise Schuppiluliuma II.)
- 471–464 Nabonid
- 464 Eroberung durch Perser unter Kyros (6 Jahre nach Chattuscha).

Ninive wurde nach meiner Berechnung um -526 von Murschili II. (= Nabopolassar) und den Medern unter Kyaxares erobert. Tuschratta (= Sanherib)

wurde noch zu Lebzeiten vor Schuppiluliuma I., also vor -540, ermordet. Für die Endzeit von Ninive stehen somit nicht einmal 20 Jahre zur Verfügung; im folgenden „Mitanni-Beitrag“ werde ich, auf Grundlage meiner Konzeption, versuchen, die absolute Chronologie des Mitanni-Staates zu rekonstruieren.

In *Aegyptiaca* I [259-264], *Aegyptiaca* III [213-222] und *Asiatica* I [466-471] habe ich meine Auffassungen zur Chronologie Ägyptens von Echnaton bis zur Eroberung durch Kambyses (nach meiner Konzeption -450) in groben Zügen dargelegt. Echnaton war ein Zeitgenosse sowohl von Schuppiluliuma I. wie auch von Tuschratta (= Tukulti-Ninurta I. = Sanherib). Sch. I. gratulierte Echnaton zum Regierungsantritt [EA 41], so dass Echnaton nach meiner Konzeption erst nach -566 ägyptischer Herrscher wurde. Nach neueren Erkenntnissen [Eder-Renger 39] regierte er nur 17 Jahre, ihm folgte Tutanchamun, der nur 4 Jahre regierte [Cornelius 351, Anm. 54] und nach dem anatomischen Befund im Alter von 18 Jahren starb. Wie in *Hethiter* IV dargelegt, erlebte Schuppiluliuma I. noch den Tod des Tutanchamun, was bedeutet, dass Echnaton vor -536 gestorben sein muss. Der „assyrische“ Einfall unter Sanherib [vgl. *Asiatica* I, 469 f.] erfolgte zur Zeit des „Äthiopiens“ Taharqa, also nach dem Tod Echnatons. Da Sanherib nach meiner Konzeption vor -540 ermordet wurde, muss Echnaton vor -544 gestorben sein. Wenn diese Annahmen richtig sind, muss er ca. 565–547 regiert haben.

In meinen Ägypten-Beiträgen legte ich weiterhin dar, dass die Übergangszeit zwischen Tutanchamun und Ramses II. nur einige Jahrzehnte betragen haben kann. In dieser Zeit regierten nach- und nebeneinander u.a. Haremhab und die „Äthiopiens“ Schabaka und Taharqa, während gleichzeitig die „Assyrer“ unter Sanherib und später Assarhaddon in Ägypten einfielen. Dabei ist zu beachten, dass Sanherib, wie dargelegt, vor -540 ermordet wurde. Schließlich einigte Sethos I. = Psammetich I., der Vater Ramses' II., wieder das Land.

Ramses II. war zunächst Mitregent seines Vaters; dann regierte er nach den Berechnungen Velikovskys [1983a, 274] 40 Jahre allein das Land. Die Schlacht bei „Kadesch“ erfolgte nach seinen Inschriften im 5. Jahr seiner Alleinregierung [ebd., 22], nach dem *Großen Text* des Chattuschili kurz vor dem Tod Muwatallis II. Nach wie vor gehe ich von der Identität der 19./20. mit der 26. Dynastie aus. Ich beabsichtige, die konkreten Regierungszeiten Ramses' II. (= Necho II.) und seiner Nachfolger bis zur persischen Eroberung auf Grundlage aller bekannten Quellen neu zu berechnen.

Antwort auf Gunnar Heinsohn [ZS 1/06, 16 f.]

Klaus Weissgerber

Zu „Sargon II.“:

In *Hethiter* II zitierte ich die bisherigen Auffassungen Heinsohns zu diesem doch recht mythischen Herrscher; Zitierfehler warf mir Heinsohn nicht vor. Natürlich bleibt es ihm unbenommen, seine Meinung zu ändern.

Ich selbst habe niemals die Existenz frühmesopotamischer Kleinstaaten bestritten, wobei ich es für weniger wichtig halte, ob man diese unter der Bezeichnung „Sumerer“ oder „Chaldäer“ zusammenfasst. „Kalam“ scheint mir eine gute Lösung zu sein. Ob es in dieser Frühzeit auch einen Kleinstaat „Akkad“ (dieser Ort wurde nie gefunden), u.U. auch einen „Sargon I“, gab, möchte ich offen lassen.

Betonen möchte ich aber, dass ich stets [so schon in *Aegyptiaca* III, 209 ff.] die historische Realität eines „Akkadischen Großreiches“ bestritten habe. In *Hethiter* I [341] schrieb ich unter Bezugnahme auf meine früheren Beiträge:

„Deren Grundlage bildet die Erkenntnis, dass überall im Alten Orient, nach Auflösung der Urgesellschaft, sich zunächst kleine Stammes- und Stadtstaaten bildeten: Die (vorachämenidischen) Großreiche entstanden erst viel später. [...] Genauso gab es in Mesopotamien zunächst nur kleine Stadtstaaten. In Babylonien gab es kein frühes Akkadisches Reich.“

Entsprechend stehe ich nach wie vor zu meiner in *Hethiter* II vertretenen Auffassung, dass niemals ein „Sargon I.“ Kleinasien beherrscht oder bekriegt hat!

Zu Sanherib („Sennacherib“):

Heinsohn kritisierte meine Gleichsetzung von Sanherib mit Tuschratta, wobei er von seiner Konzeption (*Assyrerkönige gleich Perserherrscher*) ausging, was natürlich sein gutes Recht ist. Seine Ausführungen zeigen aber, dass er mich irgendwie missverstanden hat. Ich teile eben nicht seine Gleichsetzung von Sanherib und Dareios II. und habe gerade deshalb nicht die Absicht, Dareios durch Tuschratta zu ersetzen. Tuschratta gehört, was sich aus dem Amarna-Archiv eindeutig ergibt, in die Zeit des Echnaton, Dareios aber in die m. E. viel spätere Achämenidenzeit, in der phönikische und griechische Söldner gut bezeugt sind. Aus meiner stratigraphischen Sicht, die ich in mehreren Beiträgen begründet habe, gehört Tuschratta in die zweite, Dareios in die erste vorhellenistische Schichtengruppe.

Aus dem Amarna-Archiv ergibt sich, dass Tuschratta Zeitgenosse des Schuppiluliuma I. war. In den Chattuscha-Texten dieser Zeit wird z.B. ein

Söldnerführer Attarsija, ein Mann aus „Achchawija“ (dem mykenischen Griechenland) erwähnt, der in Kleinasien verschiedenen Herren diente [Brandau/Schickert 143]. Forrer vermutete, dass es sich hierbei um Atreus von Athen handelte [Cornelius 207]. Obwohl es nach meiner Konzeption gar nicht darauf ankommt, halte ich es für durchaus möglich, dass der reale Tuschratta (= Sanherib) phönikische und griechische Söldner gedungen hatte.

Abgesehen von der m. E. unhaltbaren Gleichsetzung von Sargoniden und Achämeniden stehe ich voll zu Heinsohns genialer stratigraphischen Grundkonzeption. Ich bin der Auffassung, dass man sich trotz weiter bestehender Meinungsverschiedenheiten vor allem der Aufgabe widmen sollte, die konventionellen Geschichtsfälschungen durch konkrete wissenschaftliche Analysen zu widerlegen. Dies habe ich in allen meinen Beiträgen versucht.

Mediens Großkönig Kyaxares 'Phantom' oder fundreich belegt in Ägypten, Mesopotamien und Iran ?

Gunnar Heinsohn

Für Heleen Sancisi-Weerdenburg (1944–2000), weil sie von der herrschenden Lehre her als erste für ein Meder-Imperium in den Büchern mit allem Recht auch Schichten in der Erde verlangt hat. Nur ihre Chronologiehörigkeit hat sie dazu verführt, die Suche vorschnell aufzugeben und das Imperium ebenso eilig zu bestreiten.

I. Kyaxares in den Texten der altgriechischen Historiker und deren moderne 'Widerlegung'

Die Kernaussagen zu einem Großreich der Meder und zu Kyaxares aus der antiken Historiographie stehen im *Logos Medikos* des Herodot:

„Deiokes hatte einen Sohn Phraortes. Als er nach dreiundfünfzigjähriger Regierung starb, folgte ihm dieser auf dem Thron. Phraortes begnügte sich nicht mit dem medischen Reich, sondern zog gegen die Perser zu Felde. Die Perser waren die ersten, die er angriff und den Medern unterwarf. Mit diesen beiden mächtigen Volksstämmen unterjochte er dann ganz Asien, Volk für Volk, bis er endlich auch gegen die Assyrer zog, und zwar gegen den Teil der Assyrer, dessen Hauptstadt Ninus ist und der früher über ganz Assyrien die Macht hatte, jetzt aber seine Bundesgenossen verloren hatte und allein stand, jedoch für sich allein noch kräftig genug war. Bei diesem Zug aber fiel Phraortes nach zweiundzwanzigjähriger Regierung und mit ihm ging ein großer Teil seines Heeres verloren. /

Nach Phraortes' Tode folgte ihm sein Sohn Kyaxares. Es heißt, er sei noch weit kriegereischer gewesen als seine Vorfahren. Er war der erste, der asiatische Heere in einzelne Abteilungen gliederte und sie getrennt aufstellte: Lanzenträger, Bogenschützen und Reiterei. [...] Er war es auch, der jene Schlacht gegen die Lyder [unter Alyattes; *Historien* I:16; G.H.] schlug, wo während des Kampfes plötzlich der Tag zur Nacht wurde. Ganz Asien jenseits [östlich] des Halys verleibte er seinem Reiche ein. Mit allen unterworfenen Stämmen gemeinsam zog er dann gegen Ninus, um seinen Vater zu rächen und die Stadt dem Erdboden gleichzumachen. [...] Schon hatte er die Assyrer im Felde geschlagen und belagerte die

Stadt, da kam ein großes Skythenheer in sein Reich gezogen, das der König der Skythen, Madyas, Protohyas' Sohn, selber befehligte. [...]

Dort stießen die Meder und die Skythen aufeinander; die Meder unterlagen, ihr Reich löste sich auf, und die Skythen nahmen ganz Asien in Besitz. Dann zogen sie weiter gegen Ägypten. Auf dem Wege dahin, im palästinischen Syrien, kam ihnen Psammetichos, der König von Ägypten, entgegen und bewog sie durch Geschenke und Bitten nicht weiter vorzudringen. [...]

Achtundzwanzig Jahre waren die Skythen die Herren Asiens. [...] Kyaxares und die Meder aber luden eine Menge Skythen zu sich zu Gaste, machten sie trunken und erschlugen sie. Dadurch gewannen die Meder die Herrschaft aufs neue und ihr Reich war wieder so groß wie ehemals. Sie eroberten Ninus [...] und unterjochten Assyrien mit Ausnahme des Gebietes von Babylon. Darauf starb Kyaxares. Er hatte, wenn man die skythische Zeit mitrechnet, vierzig Jahre regiert. [...]

Es folgte sein Sohn Astyages. [...]

Wie uns die Alten erzählen, haben wir Perser nie Friede gehalten, seitdem die Oberhoheit von den Medern auf uns übergegangen ist und Kyrus dem Astyages die Herrschaft entrissen hat“ [Herodot, *Historien*, I: 102-107; VII: 8].

Moderne 'Widerlegung' der klassischen Historiographie zum medischen Imperium:

„Bis vor etwa 20 Jahren galt die Existenz eines medischen ‚Großreiches‘, das unmittelbar auf den Fall Assyriens gefolgt sei und etwa ein halbes Jahrhundert große Teile Vorderasiens beherrscht habe, bis der angebliche Vasall des letzten Mederkönigs Astyages, Kyrus, seinen Oberherrn überwunden und dessen Imperium geerbt habe, als gesichertes historisches Faktum. Erst drei grundlegende Studien der viel zu früh verstorbenen Heleen Sancisi-Weerdenburg [1988; 1994] machten auf die vielfältigen Probleme dieser Rekonstruktion aufmerksam. [s.a. Henkelman/Kuhrt] [...]

Ein im Jahre 2001 in Padua abgehaltenes internationales Symposium war bemüht, einen Überblick über alle relevanten Quellen zu bieten und auf dieser neu gewonnenen Basis eine einigermaßen gesicherte Rekonstruktion der historischen Ereignisse zu ermöglichen [Lanfranchi/Roaf/Rollinger 2003]. Zwar wurden in beeindruckender Weise die unterschiedlichen Quellenkreise vorgeführt und analysiert, jedoch führten der heterogene Charakter der erhaltenen Quellen und ihre partiell schmerzhaft lückenhaftigkeit zu keinem allgemein akzeptierten Konsens, was Auswertung und Einschätzung der Zeugnisse betraf. Sehr wohl Übereinstimmung wurde jedoch bezüglich einer Problematisierung eines ‚medischen Großreiches‘ erzielt, das nicht mehr als historisch gesichertes Faktum, sondern bestenfalls als



Ausdehnung des Mederreiches (Kerngebiet um das Südkaspische Meer) mit Ausdehnung im Westen bis an den Halys und im Südwesten bis an die zwischen Medern und Ägyptern vorgenommene Teilungslinie des Dominanzraumes der nach 28 Jahren geschlagenen Skythen. Eingezeichnet durch GH auf der Karte des besten altorientalistischen Fachbuchs der Zeit vor 1880



[Maspero 1877, Karte]. „Sumerer“, „Hethiter“, „Mitanni“, „Hurriter“ etc. sind noch unbekannt. Chaldäer (frei von Medien), Katpatuka/Chatti (Kappadokien in Konkurrenz mit Medien), sowie die Armenier/Urartäer und die Meder selbst sind die anerkannten Mächte.

Hypothese eines historischen Rekonstruktionsversuchs zu gelten habe. [...].

Die medische Sprache als vermeintlicher Reflex auf ein imperiales Medien konnte in diesem Zusammenhang nicht mehr als Begründung namhaft gemacht werden. Im Gegensatz dazu wurden für die Negierung eines solchen Imperiums – das strukturell mit dem neuassyrischen oder achaimenidischen Imperium vergleichbar wäre – folgende Argumente angeführt:

1. Die erhaltenen Keilschriftquellen – sowohl die relativ umfangreichen neuassyrischen, als auch die weniger umfangreichen neubabylonischen – lassen keine medische Reichsbildung erkennen. [...]

2. Auch die archäologische Hinterlassenschaft bietet nicht den kleinsten Hinweis auf eine medische Reichsbildung. Diesbezüglich als medisch beanspruchte ‚imperiale Zentren‘ können einer kritischen Prüfung nicht standhalten, sondern erweisen sich als von der vorgefaßten Meinung der Existenz eines medischen Imperiums ausgehende Konstrukte. Dies gilt sowohl für Anatolien (Kerkeses) als auch für den westlichen Iran (Hamadan).

3. Das von der klassischen Überlieferung – in erster Linie von Herodot – gebotene Bild einer medischen Reichsbildung darf durch die neuassyrischen Quellenzeugnisse als widerlegt gelten und keine historische Glaubwürdigkeit beanspruchen. [...]

4. Die Meder haben nicht nur keine imperialen Zentren, sondern auch keine Archive hinterlassen, die uns über ihr Herrschaftsgebaren Auskunft geben könnten. Aus ihrem angeblichen Herrschaftsbereich hat sich kein einziges schriftliches Dokument erhalten. Auch dafür namhaft gemachte Zeugnisse erwiesen sich letztendlich als Chimäre. Die Meder hätten somit in der 3000-jährigen Geschichte des Alten Orients das einzige bekannte schriftlose Imperium hervorgebracht“ [Rollinger 2005, 1-3].

II. Meder und Kat (Kappadokier) in der Amarna-Korrespondenz

Zur Erinnerung an die bisherigen Ergebnisse der Rekonstruktion [Heinsohn/Illeg 1999; Heinsohn 2000] werden die Identifikationen von Königen der Meder aus den griechischen Texten mit solchen der Mitanni aus der keilschriftlichen Amarna-Korrespondenz in Erinnerung gerufen. Alle Daten indizieren den jeweils angenommenen Beginn der Herrschaft [nach Helck 1971, Endsynopse] (siehe Folgeseite).

Vom Autor bisher nicht behandelt wurden die Lyder, die vor der Niederlage gegen Cyaxares am Halys das „hethitische“ Kerngebiet um Hattusa beherrschen und damit zu den Medern in derselben Gegnerschaft *stehen* wie

Griech. Überlieferg. mit „klass.“ Daten	Amarna-Keilschrift-Briefe mit Sothis-Rückrechng.	Pharaonen-Partner Sothis-Daten
Phraortes (-675) =	Paratarna (Parasatar) (-1470)	Thutmosis II. (-1494) Thutmosis III. (-1490)
Ardys (-682) Sadyattes (-624) =	Aluwannas ("Hethiter") Zidantas ("Hethiter")	Thutmosis III. (-1490)
Kyaxares (-624; Ägyp.: Psammetich, -665) =	Saustatar (Schauschatra) (-1440)	Amenophis II. (-1438) Thutmosis IV. (-1412)
Alyattes (-605) [Syennesis] =?	Tudhalijas ("Heth.", -1400) [Suppiluliuma]	Thutmoses IV. (-1412) Amenophis III. (-1403)
Astyages (-584) =	Tusratta (Tuschratta etc.) (-1380)	Amenophis III. (-1403) Amenophis IV. (-1364)
Kyrus (559–530) = (geboren -601) Babylon-Eroberer	Aziru* (-1345) als Adad-Nirari I. auch Babylon-Eroberer	Echnaton (-1364) Tutanchamun (-1344)
	Mursilis („II.“, -1325)** 1. Babylon-Eroberer	Haremhab (-1330)

* Aziru ist hier noch kein Großkönig, sondern der aufsteigende und von allen Seiten gefürchtete Star der Martu/Amoriter, die vom Autor mit den Mardern/Amardern (Stamm des Kyrus) gleichgesetzt werden [Heinsohn 2000, 108-130].

** Heute wird dieser Mursilis als der „Zweite“ geführt. Der „Erste“ (-1620), über den man ansonsten gar nichts wüsste, wurde eingeführt, um ihm die Babyloneroberung zu einem Zeitpunkt zuschreiben zu können, der nahe bei Samsiditana am Ende des „Altbabylonischen“ Reiches der Hammurabi-Dynastie liegt (dazu informativ auch Weissgerber [2006, 32 f.]). Diese – nach Abraham datierte – Dynastie der Martu/Amoriter aber **folgt** stratigraphisch dem sothisdatierten Mitanni=Mederreich und geht ihm nicht etwa vorher. Das Altbabylonertum ist das Babylonertum der Darius-Satrapie Babylonien.

die Mitanni zu den „Hethitern“. Ob der „Kilikier“ Syennesis, der gemäß Herodot [Historien I:74] nach einem halben Jahrzehnt mit vielen Schlachten zwischen Astyages' Medern und Alyattes' Lydern endlich Frieden stiftet, mit Suppiluliuma identisch ist, der die „Hethiter“ in der Spätzeit von Astyages=Tuschratta kurzfristig groß macht, aber sich auch da schon mit Aziru bzw. dem jungen Kyrus arrangieren muss, bleibe einstweilen dahingestellt. Stifter

von Staatsverträgen sind beide. Syennesis setzt durch, „daß der Friedenschwur getan und ein verwandtschaftliches Band geschaffen wurde“ [*Historien* 1:74]. Von Suppiluliuma ist ein Vertrag mit Aziru sogar ausgegraben worden [Goetze 1980, 12]. Rein sprachlich ähnelt der griechisch überlieferte Syennesis eher dem Schuppiluliuma-Sohn Sannansa (Zannanza). Womöglich ist hier das griechische Wissen um einen lydischen Herren über Katpatuka („Hethitien“), der als Friedensstifter aktiv ist, mit einem anderen lydischen Namen verbunden worden, oder Sannansa hat im Auftrag seines Vaters verhandelt.

Die berühmte Verwirrung über die Eroberung Babylons, die nach den *Historien* [1:191] durch eine von Kyrus geführte Armee erfolgt (-539), zu der auch Truppen der Kat gehören, die aufgrund des sothisdatierten *Telepinu-Dekrets* aber einem „Hethiter“ Mursilis zugeordnet wird, lässt sich dadurch entwirren, dass bei Mursilis eben die Kyrus zugeschlagene Eroberung aus Sicht seiner Kat=Hethiter-Kommandeure beschrieben wird [Heinsohn 2000, 127].

Die „Hethiter“ nach Mursilis („II.“) sind die mächtigen und oft unzuverlässigen Könige des Gebietes, das noch keineswegs unter Kyrus, sondern erst unter Darius irgendwann nach -500 Satrapie wird, aber auch danach rebellische Herrscher behält, die den Achämeniden zwar als Satrapen gelten, daheim aber Könige heißen. Bei den Rebellionen gegen ihre achämenidischen Kaiser ergreifen sie die Initiative für Bündnisse, die dann die großen Satrapenaufstände bewerkstelligen. Deshalb ist die Vorstellung von stets eng an persischer Kandare hängenden Herren Katpatukas [Weissgerber 2006, 23] nicht einfach nachvollziehbar. Dasselbe gilt dann für Schichten in Katpatuka („Hethitien“), die keineswegs deshalb *vor* der Perserzeit liegen müssen, weil dort Achämenidisches kaum ins Auge stäche [Weissgerber 2005, 2006 gegen Zeller 1998]. Zellers [1998] weitere Kürzung der Chronologie des Autors [Heinsohn 1988, 110] für das kappadokische Kanesch/Neschas mag gleichwohl das letzte Wort nicht sein. Nur wenige Ausgrabungen sind unbefriedigender dokumentiert als die von Kanesch. Da sein Ausgräber Tahsin Özgüç überdies im letzten Jahr verstorben ist, kann kaum auf eine Besserung des Zustandes gerechnet werden.

III. Kyxares und die Stratigraphie für Alt-Akkader und Mitanni

Etliche Ausgrabungsstätten Vorderasiens – z.B. Billa, Gawra, Chagar Bazar, Nuzi etc. – zeichnen sich dadurch aus, dass Schichten mit Chabur-Keramik, die *sowohl* für die Alt-Akkader (-23. Jh.) *als auch* für die in gleicher stratigraphischer Tiefe liegenden Hyksos (-17. Jh.) typisch ist, direkt unterhalb von Schichten liegen, die den Mitanni (-16. Jh.) zugeschlagen werden. In Tell Brak haben die Ausgräber die Chaburkeramik der Schichten 9–8, die – nach einer unklaren Zwischenschicht 7 – direkt unter den Mitanni-Schichten 6–2

liegen (1 dann „mittelassyrisch“), als „altbabylonisch“ verbucht [Oates et al. 1998]. Das hat natürlich rein chronologische Gründe. David und Joan Oates haben – wie alle anderen auch – gelernt, dass die Alt-Babylonier den Mitanni chronologisch vorhergehen. Also haben sie sich gesagt, dass dann Schichten direkt unten den mitannischen eben „altbabylonische“ sein müssen. Sie verfahren also durchaus logisch, wenn sie Braks Chabur-Schicht weder den Hyksos noch den Altakkadern, sondern jetzt einmal den Altbabyloniern zuschlagen.

Obwohl Wehschichten für eine Besiedlungslücke zwischen altakkadischen bzw. Chaburkeramikschichten und den Mitannischichten fehlen und die materielle Kultur der unteren Schicht in der oberen fortgesetzt wird, schieben die modernen Chronologen zwischen Alt-Akkader und Mitanni eine Siedlungslücke von etwa 700 Jahren. Sie tun das nicht, wenn die Chabur-Keramik in einer Hyksossschicht gefunden wird. In diesem Fall lassen sie die Hyksoszeit direkt in die Mitannizeit übergehen.

Die Lücke zwischen Alt-Akkadern und Mitanni resultiert daraus, dass erstere nach dem Stammvater Abraham biblisch datiert sind, während man für die Mitanni ein ägyptologisches Datum verwendet, das durch dubiose astronomische Rückrechnungen gewonnen wird [Heinsohn 1993a; Heinsohn/Illig 1999, 20 ff.]. Da die Hyksos – nicht aber die Alt-Akkader – von der Ägyptologie datiert werden, gibt es zwischen ihnen und den ebenfalls ägyptologisch datierten Mitanni keine Lücke [Heinsohn 1991].

Der „König Amraphel“ aus der *Genesis* [14:1], wo auch Abraham erwähnt wird, ist bis in die 1960er Jahre mit Hammurabi gleichgesetzt worden. Dass dessen Regierungszeit bei allen Variationen bis heute um das Jahr -2000 oszilliert, rührt immer noch aus dieser Anbindung. Von ihm nun wird nach rückwärts in die Vergangenheit gezählt. Nach vorne hin aber gibt es Schwierigkeiten, die mit den ganz anders gewonnenen Daten der modernen Ägyptenforschung gelöst werden. Zwischen dem +2. Jh. und ca. 1960 wird Abraham in den chronologischen Übersichten direkt erwähnt [Heinsohn 1988, 20, 27]. Seitdem jedoch verstanden ist, dass die Abrahamsagen aus der Achämenidenzeit des -6./5. Jhs. stammen, wird der Stammvater aus den Texten getilgt. Hätte man den an ihn gebundenen Hammurabi ebenfalls in das -6./5. Jh. gezogen, gäbe es keine chronologischen Probleme. Er läge *nach* der Mederzeit und damit in jedem Falle auch *nach* der wie immer datierten Mitannizeit und nicht – wie jetzt – *vor* ihr. Da das unterblieb, hängt die weiterhin an Hammurabi geknüpft Geschichte aus der Zeit vor -1700 chronologisch in der Luft, hat also keine stringente Anbindung Richtung Gegenwart.

Die Mitanni sind niemals direkt über Abraham datiert worden. Da der Löwenanteil aller zu ihnen gehörenden Texte aus Briefen besteht, die man im ägyptischen Amarna ausgegraben hat, ist ihnen die Datierung des „Neuen Reiches“ verordnet worden, was sie in die zweite Hälfte des -2. Jtsds. bringt.

Ganz generell ist dieses -2. und das -3. Jtsd. aber auch wegen des Abrahambesuches in Ägypten eben dorthin und nicht ins -4. oder -1. Jtsd. datiert worden. Von einem rein archäologischen Standpunkt gehen die Alt-Akkader genau so direkt in die Mitanni über wie die Hyksos. Die materiellen Funde in der unteren Schicht werden – angeblich sieben Jahrhunderte später – in der oberen weiter verwendet. Selbstverständlich gibt es Innovationen wie die herrliche – und uns noch interessierende – Nuzi-Keramik, die als neues Leitfossil anzeigt, dass eine fremde Kultur in den Herrschaftsraum der Alt-Akkader eingedrungen ist. Ansonsten aber dominiert Kontinuität.

Der Autor identifiziert seit 1989 die Alt-Akkader Naram-Sin und Scharakalischarri mit Ninos und Scharakos der altgriechischen Historiographie. Das Volk zu diesen Herrschern bezeichnen die Griechen als Assyrer:

„Die Assyrer beherrschten das obere Asien fünfhundertundzwanzig Jahre lang. Da fielen [ca. -630; G.H.] zuerst die Meder von ihnen ab“ [Herodot, *Historien* I: 95].

Ninos heißt bei den Hebräern Nimrod: „Die Assyrer nannten Nimrod Ninos“ [*Chronicon Paschale* (7. Jh.), 50:1; Dindorf-Ausgabe von 1832]. Dem frühesten Großkönig werden folgende Territorien zugeordnet:

„Der erste, von dem uns die Geschichte erzählt, dass er große Taten verrichtet, ist Ninos, König der Assyrer. / Da nun dem Ninos alles so trefflich gelang, so überkam ihn große Begierde, ganz Asien [Gebiet zwischen dem Tanais (Don) und dem Nil] seinem Szepter zu unterwerfen. Über Medien ließ er deshalb einen seiner Freunde als Statthalter zurück und ging dann selbst daran, sich die Völker Asiens zu unterwerfen, und in der Tat wurde er in 17 Jahren aller Herr“ [Ktesias nach König 1972, 133 f.].

Wenn Ninos wirklich das *Alter Ego* von Naram Sin ist, kann die klassische Historiographie zu Ninos von der modernen Assyriologie nicht mehr ohne weiteres als „Machwerk“ oder „Erfindung“ abgetan werden [typisch Vlaardingebroek 2005, 232]. Denn von Naram Sin heißt es in den keilschriftlichen Quellen:

„Naram Sin, der Mächtige, König der vier Weltgegenden [erste Verwendung diese Titels], Sieger in neun Schlachten in nur einem Jahr. / Eroberer von Armanum [Armenien], Ebla [Syrien] und Elam [Iran]. / [Er führte Krieg] im Lande Subartum [Kleinasien] an den Küsten des oberen Meeres und in Magan [Ägypten] mit allen seinen Provinzen“ [Frayne 1993, 112, 167, 163; Ergänzungen G.H.].

Da die Hyksos archäologisch im selben vormitannischen Horizont liegen wie die Alt-Akkader, liefern sie die materiellen Beweise für die Eroberung Ägyptens („Magan“) durch die Alt-Akkader. Dass Hyksos und Alt-Akkader dieselben Siegel, Schrifttypen, Waffen, Befestigungsmauern, Keramikprodukte und Stadttore verwenden, ist früh gesehen worden [Literatur s. Heinsohn 2000, 226-240].

Wenn also die *Alt-Akkader* (bzw. die *Hyksos*) die direkt vormedischen *Assyrer* der griechischen Historiker sind, dann müssen die ihnen stratigraphisch direkt folgenden Mitanni die bisher archäologisch nicht auffindbaren Meder sein. Denn es ist ja das Bündnis aus Elam, „Sumer“ und den wilden Guten/Quthen, das nach keilschriftlichen Quellen die Alt-Akkader endgültig besiegt. Bei Gleichsetzung von Naram Sins Alt-Akkadern mit den Assyrern des Ninos wären die Sieger aus dem iranischen Elam die ebenso iranischen Meder der griechischen Quellen. Die mitsiegenden „Sumerer“ müssen die mitsiegenden Chaldäer der griechischen Quellen sein und entsprechend heißen sie in Keilschrift ja auch das Volk von „Kalam“ [Heinsohn 2006, 4 ff.]. Die Guten/Quthen wiederum müssen die angeblich archäologisch unauffindbaren und ebenfalls mitsiegenden Skythen der griechischen Quellen sein.

Der formalisierte Aufriss (s. Folgeseite) soll diese Ergebnisse der in zahlreichen Studien erarbeiteten Rekonstruktion der Altertumsgeschichte zu Assyrien in einen Schnellüberblick bringen. Dabei stehen rechts die Aussagen der klassischen Quellen (griechisch, römisch und armenisch), während links ihre durchaus korrekt ergraben, aber chronologisch und terminologisch heillos verzerrten Bestätigungen aus der modernen Assyriologie und Ägyptologie zu finden sind.

IV. Kyaxares als Schauschatra in Ägypten

In der Amarnakorrespondenz werden die Namen der Herrscher der Mitanni (auch Maitani) nicht übersetzt, sondern lediglich nach Hörensagen der „hurrischen“ Schreiber in Keilschrift transkribiert. Daher ist es für die Forschung relativ einfach, sie als indoarische Könige zu identifizieren. Dass sie überdies ausgezeichnete Pferdezüchter sind, weiß man aus der in Kappadokien (Hattusa) ausgegrabenen hippologischen Anleitung eines gewissen Kikkuli [Raulwing 1996]. Indoarier und berühmte Pferdezüchter sind auch die Meder, deren Reich nunmehr als „Phantom“ griechischer Skribenten abgetan wird [Rollinger 2005], so dass auch dunkel wird, welches Reich die Achämeniden eigentlich übernommen haben, deren eigenes Imperium den Assyriologen ebenfalls wie ein Phantom vorkommt bzw. als „flüchtig“ [Sancisi-Weerdenburg 1990, 254] gilt.

Die Herrscher multinationaler Imperien amtieren notgedrungen als „König der Könige“ bzw. Kaiser. Deshalb kennt man sie unter verschiedenen Namen und Titulaturen in verschiedenen Sprachen und Alphabeten. So werden etwa die Namen der österreichisch-ungarischen Kaiser auf Deutsch, Latein, Italienisch, Ungarisch sowie in fünf slawischen Sprachen wiedergegeben. Die wörtliche Bedeutung ihres Namens bzw. ihrer Titel kann dabei in die anderen Sprachen übersetzt werden. Namen und Titel können aber auch wie gehört in die anderen Idiome übertragen und dabei so angepasst werden, dass sie keine

Formalisierte Stratigraphie von Assyrien/Syrien

Assyriens drei vorhellenistische Schichtengruppen (ergraben seit ~1840)

Assyriens drei Perioden nach Kenntnis der antiken Autoren des -5. bis +2. Jhs. (Die Schichtengruppen I- III links werden hier als empirischer Beleg für die drei Epochen der griechischen Autoren gewertet.)

Hellenismus/Parther
-4./3. Jh.

=

Hellenismus/Parther
-4./3. Jh.

[I] Mittel- bis Spätassyryer* =
(Keilschriftquellen, Sothisdaten und biblische Daten [Spät-Assyryer])

1300–600

[I] Achämeniden-Satrapie Athura (Assyrien), angeblich ohne Schichten biblische Daten [Spät-Assyryer] Altgriechische Quellen und Daten
550–330

* Nirgends gibt es in einem Tell Schichten mit Kulturgütern der Achämeniden etliche Schichten oberhalb der Schichten mit typisch spätassyrischen Funden. Die „spätassyrischen“ und oft rebellischen Meder sind die aufständischen Meder der Persersatrapie Medien.

[II] Mitannis Schauschatra von Ninive** (Hurrische Keilschriftquellen und Sothisdaten) **-1500 bis -1300** oder Schamschi-Adad von Ninive** = Assy. Keilschriftquellen und bibl. Abraham-Hammurabi-Datum, -1800

[II] Mediens König Kyaxares

620–550

in der medischen Satrapie Assyrien angeblich ohne Schichten Altgriechische Quellen und Daten

** In keinem Tell gibt es Schichten mit materiellen Kulturgütern der Mitanni etliche Schichten oberhalb Schamschi-Adads' „altassyrischen“ Fundstücken.

[III] Alt-Akkader*** des Naram Sin = Keilschriftquellen und Bibeldaten **2350–2200** oder Hyksos*** mit Scharek/Salitis Ägyptische Quellen u. Sothisdaten 1650–1500

[III] Assyrien des Ninus/Nimrod angeblich ohne Schichten

750–620

Altgriechische Quellen und Daten

550–330

*** Nirgendwo gibt es in einem Tell Schichten mit materiellen Kulturgütern der Hyksos etliche Schichten oberhalb von Schichten mit alt-akkadischen Fundstücken.

negativen Assoziationen provozieren. Bei solcher Umformung verlieren die Namen in den anderen Sprachen den wörtlichen Sinn aus ihrer Herkunftssprache. Zukünftige Ausgräber Wiens könnten also auf zahllose Herrschernamen in ganz unterschiedlichen Sprachen stoßen. Wüssten sie nicht um die Geschichte der Donaumonarchie, könnten sie dazu verführt sein, die ethnisch unterschiedlichen Namen ein und desselben Herrschers in eine chronologische Abfolge unterschiedlicher Herrscher aus divergierenden Völkerschaften umzuwandeln. Würden solche Archäologen überdies in Nebenmetropolen der Donaumonarchie graben, könnten sie zu dem Schluss kommen, dass nur deutsch klingende Kaisernamen dem jeweiligen Kaiser zugehörten und in der deutschen Bevölkerung etwa von Prag, Budapest oder Triest Verwendung fanden, während ein Name desselben Kaisers in der jeweiligen Lokalsprache für andere Herrscher und Epochen stünde.

In der Stadt eines Vielvölkerimperiums müssen die Forscher den Namen des obersten Herrschers also nicht nur in seiner Heimatvariante suchen, sondern nach demselben Herrschernamen zusätzlich in seinen lokalen Anpassungen oder Übersetzungen fahnden. Wer immer mit den Vielvölker-Imperien der Meder, Perser, Makedonen oder Parther zu tun hat, muss in ein und derselben Metropole – etwa Ninive, Babylon oder Uruk – nicht nur den medischen oder persischen oder griechischen Namen des Reichsherrn ermitteln, sondern auch dessen ortsgebundene Varianten. Wird beispielsweise in Babylon ein Darius-Dokument gefunden, ist damit keineswegs ausgeschlossen, dass der Achämenide in derselben Stadt nicht auch unter anderen Namen bekannt war und für eben diese dann auch die Bauschichten vorliegen, die für seinen persischen Namen mysteriöserweise fehlen.

Bei Götternamen entstehen vergleichbare Deutungsprobleme. Ohne Kenntnis der Christentums ist es schwierig, eine „Madonna“, eine „Heilige Jungfrau“, eine „Himmelskönigin“, eine „Mutter Gottes“, eine „Mutter Jesu“, eine „Mater dolorosa“ oder eine „Maria lactans“ etc. als ein und dieselbe Jüdin Miriam zu identifizieren. Unversehens kann mithin eine einzige Figur zu einem kompletten Pantheon aufgeblasen werden.

Wenn nun die Mitanni die angeblich fehlenden Meder sein sollen, dann ist es noch relativ einfach, die obersten Mederherrscher Kyaxares und Astyages in den Amarna-Briefen dingfest zu machen. Schauschatra klingt nicht nur ähnlich wie Kyaxares, sondern beide machen auch dasselbe, wenn sie die Stadt Assur erobern, ausplündern und die Beute in ihre – unauffindbare – Hauptstadt Washukanni bzw. in das längst zu Hamadan gefundene Ekbatana überführen. Wie Tuschratta die tückische Erosion seines Imperiums durch den aufsteigenden Amoriter Aziru hinnehmen muss, so widerfährt Astyages dasselbe durch den jungen Amarder Cyrus [dazu schon Heisohn 1988, 108 f.; 1998 passim; 2000, 108-130].

V. Kyaxares als „Altassyrer“ Schamschi-Adad in Assyrien

Wie aber heißen die medischen Kaiser in ihrer assyrischen Kernprovinz? Was weiß man von ihnen im so mühsam eroberten Ninive („Ninos“)? Will man sie dort verorten, so muss man nach Fundstücken Ausschau halten, die direkt auf die altakkadischen Schichten folgen, wenn die Naram Sin-Akkader die medisch besiegten Ninos/Nimrod-Assyrer sind. Da die Alt-Akkader durch Rückrechnung des abraham-verankerten Hammurabi datiert werden, stellt sich die Frage nach einem mächtigen Herrscher mit einer Residenz in Assyrien, der gleich nach den Alt-Akkadern herrscht und demselben Datierungsschema unterliegt. Gibt es also einen assyrischen Großkönig auf dem Thron Ninives, der als Eroberer aus der Fremde kommt, sich aber ausdrücklich als Erbe der altakkadischen Herrscher bezeichnet und auch ihre durchaus kaiserlichen Titel übernimmt?

Schauschatra=Kyaxares und Tuschratta=Astyages sind überaus mächtige Könige. Mit den Pharaonen stehen sie auf gleichem Rang und gelegentlich auch darüber, wie der Amarna-Korrespondenz und den gleichzeitigen Quellen aus Ugarit und Hattusa zu entnehmen ist. In ihren assyrischen Gebieten kontrollieren sie nicht nur Ninive, sondern unstrittig auch die zweite Metropole Assur [Dereksen 2004, 157]. Und dennoch verstören diese übermächtigen Herren Assyriens die Assyriologen durch das totale „Fehlen mitannischer Königsinschriften“ [Charpin 2004, 378].

Die in Assur und Ninive gescheiterte Suche nach solchen Texten richtete sich natürlich auf keilschriftliche Inschriften eines Schauschatra oder eines Tuschratta in der hurrischen Keilschrift der mitannischen Amarna-Briefe. Es wurde also nicht nach anderen Kronnamen dieser Großkönige in Idiomen ihrer wichtigsten Untertanen gefahndet – einmal mehr die Todsünde der Forschung über Vielvölkerstaaten. Der Autor identifiziert das Hurrisch/Hurritische als Frühform der Sprache des Ararat/Armenien-Partners der Meder [Heinsohn 1993c]. Auch die Armenier („Armanum“) – und nicht nur die Meder („Elam“) – waren ja von Ninos/Naram Sin unterjocht worden. Entsprechend werden die Armenier nicht nur ein Herrenvolk im Mederverband, sondern überdies die führende indoarische Bildungsschicht innerhalb des indoarischen Mederreiches. Wir wissen, dass Kyrus das Mederreich des Astyages erst durch das Herüberziehen der Armenier auf seine Seite sturmreif machen kann.

Nun ist in Erinnerung zu behalten, dass die Meder als Mitanni sothisdatiert sind. Wenn man nun ihnen zugehörige Texte in der Sprache und Stratiographie Assyriens finden will, muss dort nach einem Hammurabi-datierten König gesucht werden, der den besiegten Ninos-Assyriern (=Alt-Akkadern) unmittelbar folgt. Es gibt nur einen Herrscher, der dieses Kriterium erfüllt: Es

ist Schamschi-Adad (auch Schamschi-Addu), der Gründer der so genannten altassyrischen Dynastie. Von ihm wissen wir, dass er kein Assyrer ist und dennoch über sie die Herrschaft erlangt [Grayson 1985, 9 ff.; Yamada 1994, 11 ff.], dann aber den babylonischen Dialekt des Akkadischen bevorzugt [Edzard 2004, 118]. Nicht nur Ninive untersteht ihm, sondern auch Assur und Mari [ebd., 118f.]. Wir wissen auch etwas über seine Abstammung: „Shamshi-Addu war amoritischer Herkunft“ [Charpin 2004, 375].

Die Martu/Amoriter, die zuerst als gefürchtete „Nomaden“ [Edzard 2004, 91] in Erscheinung treten, sind niemals eindeutig identifiziert worden. Obwohl sie über 40.000 Tafeln in semitischer Keilschrift (Akkadisch) hinterlassen haben, sei ihre eigene Sprache unbekannt [Haldar 1971, 1 ff.]. Seit bald zwei Jahrzehnten betrachtet der Autor die Martu/Amoriter als mesopotamische *pars pro toto*-Bezeichnung für die Iraner, unter denen vor allem die überlegenen Bogenschützen der Marder/Amarder Eindruck machen [Heinsohn 1988, 68 ff.]. Sie siedeln um Susa herum, das die Meder vor ihrem Angriff auf Assyrien erobern und sie sind berühmt für ihre exzellenten Metallprodukte [Lenormant/Chevallier 1871, 69]. Nach herrschender Lehre seien sie in den Keilschrifttexten niemals erwähnt worden. In Wirklichkeit gehören zu ihnen nicht nur besagte 40.000 Tafeln, sondern auch die zahllosen Hinweise in den chaldäischen („sumerischen“) Texten auf Martu und in den semitischen auf Amoriter oder Amurru.

Erst während der abrahamdatierten UR-III-Zeit (2100–2000) direkt nach den Alt-Akkadern werden die Martu/Amoriter zu einer Macht innerhalb Mesopotamiens [Streck 2004, 313]. Dieses „Sumerien“ – Kalam in der eigenen Schrift – wird mit den Chaldäern des späten -7. Jhs. identifiziert, die – zusammen mit den wankelmütigen Skythen – den Medern bei der Niederwerfung der Ninos-Assyrer=Alt-Akkader helfen und auch danach nicht zum medischen Reich gehören [Heinsohn 1988]. Wichtig für unsere Suche nach den assyrischen Texten der Mederherrscher ist nun, dass auch die UR-III-Zeit archäologisch ganz unstrittig unmittelbar auf die Alt-Akkader folgt. Beide sind ja Abraham-datiert. Die Mitanni hingegen werden 600–700 Jahre später angesetzt, weil sie sothisdatiert sind. Stratigraphisch aber folgen sie auf altakkadische Chabur-Keramik genau so unmittelbar wie die UR-III-Schichten auf die Akkad-Schichten.

Stratigraphisch folgt nun auch Schamschi-Adad innerhalb Assyriens unmittelbar auf die altakkadischen Schichten, wie das die UR-III-Leute in Südmesopotamien tun. Er muss deshalb mit der UR-III-Zeit der chaldäischen Mitsieger über Naram Sin-Akkader=Ninos-Assyrer gleichzeitig sein. Deshalb kann nicht überraschen, dass die Martu/Amoriter – eine mesopotamische Bezeichnung erst einmal für die medischen Herren Irans und danach für die persischen – erst in der UR-III-Zeit in Mesopotamien prominent werden.

Kommen wir bei Schamschi-Adad weiter mit einer Gleichsetzung seiner amoritischen Herkunft mit einer iranischen? Seine eigene Hauptstadt liest sich keilschriftlich als Ekallatum. Diese Stadt ist niemals ausgegraben oder in Assyrien auch nur als Ruinenhügel identifiziert worden, obwohl man sie auf assyriologischen Karten gelegentlich irgendwo zwischen Assur und Ninive eingezeichnet finden kann. Nachdem Hunderte von Archäologen fieberhaft nach Ekallatum gesucht haben, blieb das Ergebnis gleichwohl null. Könnte Ekallatum eine semitische Schreibweise für Ekbatana sein, also für die Hauptstadt von Kyaxares engerer Heimat vor seiner Eroberung von ganz Iran einschließlich Susas? Längst ist ja gespürt worden, dass Schamschi-Adad die Stadt Assur als „religiöse Hauptstadt“ nutzte, wohingegen Ekallatum als „politisches“ Zentrum diente [Charpin 2004, 381]. Eine solche Kennzeichnung würde auf Ekbatana passen.

Obwohl Schamschi-Adad kein Assyrer ist, nennt er sich ausdrücklich „König von Akkad“ [Charpin 1984, 44 f.]. Überdies trägt er den kaiserlichen Titel „König des Alls“ ([Edzard 2004, 118], auch „König der Gesamtheit“ gelesen). Dieser Titel kommt unter den Alt-Akkadern in Gebrauch und wird zuerst von Sargon verwendet. Der allerdings habe ein halbes Jahrtausend vor Schamschi-Adad regiert.

Nun aber werden Schamschi-Adads Daten (gegenwärtig -1809 oder -1813 bis -1781) ohne jeden Bezug zur Stratigraphie ermittelt. Ein indirekter und niemals wirklich glaubhaft gemachter Synchronismus mit dem abrahamdatierten Hammurabi bringt ihn an den Beginn des -2. Jtsds. [Röllig 1965]. Der König selbst weiß von solch einem Kontakt nichts: „Persönlich betrachtete sich Schamschi-Adad als Nachfolger des Reiches von Akkad und seiner universal-imperialen Herrschaft“ [Westenholz 2005, 14].

Wo steht nun Schamschi-Adad stratigraphisch? Um Kyaxares im Gewand seiner assyro-babylonischen Untertanen zu sein, sollte er dem letzten Alt-Akkader Scharakalischarri (2217–2193) so unmittelbar folgen wie Kyaxares auf Scharakos als letztem vormedischen König Ninus-Assyriens [Berossos, *Babyloniaka* 48]. Und in der Tat lässt Schamschi-Adad in Ninive den altakkadischen Tempel Émenuè im heiligen Distrikt Émashmash reparieren. Die unterste von sechs Schichten (Stratum VI) aus der Grabung in Ninives Ischtartempel (90 x 45 m) wird von den Ausgräbern Manishtusu von Akkad (2269–2255) und Schamschi-Adad zugewiesen, ungeachtet der verbreiteten Überzeugung, dass die beiden 450 Jahre auseinander liegen [Thompson/Hamilton 1932, 58; Tenu 2005, 28]. Auch im 1983–1995 freigelegten Palast von Tall Bi'a (Tuttul) liegt zum Erstaunen der Münchner Ausgräber Keramik Schamschi-Adads direkt auf der altakkadischen Endschicht der Frühbronzezeit [Einwag 2001].

Stratigraphisch folgt Schamschi-Adad den Alt-Akkadern in Ninive also auf dieselbe direkte Weise, wie die Schichten der mitannischen Ninive-

Beherrscher weiter nördlich in ihrem Staatsgebiet auf altakkadischen liegen. Von Herodot hören wir, dass Kyaxares in Ninive den Ninos-Assyrem ebenso folgt wie Schamschi-Adad den Altakkadern von Ninive: Die Meder

„eroberten Ninos [...] und unterjochten Assyrien mit Ausnahme des Gebietes von Babylon. Darauf starb Kyaxares“ [Historien I:106].

In Ninive sollen aber Schichten, Funde und Inschriften sowohl für die Mitanni wie für die Meder fehlen. Dort also werden nicht nur die Meder, sondern auch die Mitanni zum Phantom.

Aber in Ninive gibt es den allbeherrschenden Amoriter Schamschi-Adad aus Ekallatum (sein Siegel s. S. 394). Moderne Assyriologen verwünschen ihn wegen seiner „offensichtlichen Falschheit“ und „schamlosen Fälscherei“ [Westenholz 2005, 12, 14]. Seine Platzierung in die Nachfolge der akkadischen Großkönige gilt als besonders gerissen:

“Die direkte königliche Linie von Akkad zu Shamshi-Addu wird aufdringlich vorgetragen und erfüllt natürlich einen cleveren doppelten Zweck. Denn zusammen mit der Herleitung aus der akkadischen Idee des Königtums geht ja allemal der Anspruch auf den Thron von Assur“ [Michalowski 1993, 86].

Aber ist Schamschi-Addads Anspruch auf Assurs Thron wirklich nur eine „fromme Fälschung“, die erst heutige Assyriologen so stolz aufzudecken vermögen [typisch Westenholz 2005, 14]? Solche Vorwürfe könnten auf ihre Erzeuger viel besser passen als auf Schamschi-Adad. Denn wenn er Kyaxares in assyrischem Gewande ist, dann hat er – ganz wie das mitannische *Alter Ego* Schauschatra – Assur eben nicht nur geplündert, sondern vorher auch in Besitz genommen. Überdies ist es nicht Schamschi-Addad, der sich vier Jahrhunderte nach Scharkalischarri datiert. Diese aberwitzige Streckung zwischen dem letzten Alt-Akkader und dem ersten amoritischen „König des Alls“ ist einzig und allein das Werk der modernen Assyriologie, die ihre eigene Konfusion in eine plumpe Fälschermentalität des Königs verkehrt.

Va. Mysteriöse Lücken in der Stratigraphie Ninives

Obwohl die Grabungen in Ninive 1842 durch Paul-Émile Botta (1802–1870) begonnen werden, dauert es noch 156 Jahre, bis erstmals eine Komplettsatigraphie für diese Metropole vorgelegt wird [McMahon 1998].

Für Schamschi-Addad kämen die Schichten VII oder VIb in Frage, ohne dass zu ihm darin etwas gefunden worden wäre. Gleichwohl bestürzt der *Kuyunjik Gully* einmal mehr durch die rätselhafte Knappheit von Schichten für die 2.000 Jahre zwischen -2000 und 0. Bei zehn Schichten (XIII bis VIa) für ein Maximum von 400 Jahren bzw. für das „spätere 3. Jahrtausend“ [Wilkinson/Tucker 1995], hätte man vierzig bis fünfzig Schichten für die folgenden

Ninive: Stratigraphie des "Kuyunjik Gully" (KG) [McMahon 1998]

(McMahon gibt lediglich die Periodennamen sowie die zugehörigen Jahrtausende oder Halbjahrtausende. Feindaten nach assyriologischer Standardchronologie durch G.H.)

I	Parthisch	+1./2. Jh.
II	Parthisch	± 0
III	Parthisch	-2. Jh.
IV	Teils parthisch <i>und</i> teils „mittel-assyrisch“	-3. Jh. -13. Jh. *
V	Bemalte, also späte Chabur-Keramik	2000–1400
VIA	Späte Ur III-Zeit	2030–2000
Vib	Ur III-Zeit	2070–2030
VII	Alt-Akkadisch bis Früh-Ur III	2120–2070**
VIII	Alt-Akkadisch	2150–2120**
IX	Früh-Alt-Akkadisch	2200–2150**
XA	Spät-Frühdynast. III, Früh-Alt-Akkadisch, Ninevite V	ca. -2240**
XB	Spät-Frühdynastisch III, Ninevite V-Keramik	ca. -2280**
XI	Frühdynastisch, Ninevite V-Keramik	ca. -2320**
XII	Frühdynastisch, Ninevite V-Keramik	ca. -2360**
XIII	Frühdynastisch, Ninevite V-Keramik	ca. -2400**

* Obwohl man vor den Parthern (ab -250) eigentlich die Achämeniden erwartet und nicht nur ein paar „mitteleassyrische“ Funde, die in derselben Schicht liegen, aber 1.000 Jahre älter datiert werden, verrät die Ausgräberin keine besondere Überraschung. Hingegen ist sie fast bestürzt über die Abwesenheit einer Schicht für die Zeit Sennacheribs (704–681). Denn der hinterlässt immerhin einen der prachtvollsten Paläste des gesamten Altertums in Ninive:

“Das offenbare Fehlen von mittel- und vor allem neoassyrischen Resten

im Bereich unserer Ausgrabung ist seltsam. Immerhin liegt der Bereich KG eindeutig in den Grenzen [*well within the limits*] des neoassyrischen Hügels und nahe bei anderen ergrabenen Bereichen innerhalb bekannter neoassyrischer Überreste. Es ist unwahrscheinlich, dass dieser Bereich während dieser Periode ungenutzt blieb. Es könnte stattdessen so scheinen [*it would seem instead*], dass die anschließende parthische Besiedlung tiefe Fundamentgräben und Oberflächenplanierungen einschloss, welche die neoassyrischen Reste in unserem Ausgrabungsgebiet eliminiert hat" [McMahon 1998, 19].

Des Autors Vorschlag, die Mittel- bis Neo- bzw. Spätassyryer als Assyrer der achämenidischen Satrapie Athura und Sennacherib als Darius II. anzusehen [Heinsohn 1993b; 2000, 39-59, 131-169], befreit von Vorstellungen einer chirurgisch genauen Beseitigung durch spätere Erbauer oder gar – wie im beliebten Wikingerbeispiel – fremde Eroberer.

** Augusta McMahon [1998, 16, Fn 38] vermeidet präzise Daten wegen der „Schwierigkeit, historische Epochenbezeichnungen auf archäologische Befunde zu übertragen. Der Übergang zwischen der altakkadischen und der UR III-Zeit ist archäologisch nicht weniger schwierig festzulegen als derjenige zwischen Frühdynastik und Alt-Akkadern. [...] Einen anderen Zugang zu diesen Problemen exemplifiziert der rein beschreibende Terminus von Wilkinson & Tucker [1995], die den ganzen Zeitraum von Ninevite 5- bis Chaburkeramik als 'späteres 3. Jahrtausend' zusammenwerfen.“

2.000 Jahre erwarten dürfen. Und dennoch konnte man nur drei ergraben (IV bis II).

Für den Autor erklären sich die fehlenden Schichten daraus, dass Ninives Schichten XIII bis V abrahamdatiert sind. Die mittelassyrischen Bestandteile aus Schicht IV sind sothisdatiert. Die Daten für das parthische Material aus IV wiederum folgen der antiken Historiographie von Griechen und Römern. Die Schichten VIa bis IV (Teil mit den mittelassyrischen Funden) gehören zur Achämenidenherrschaft über Assyrien. Sennacherib (704–681) als Darius II. (423–404) im Gewand seiner mächtigsten Satrapie hat also eine Schicht:

„Man sieht also, dass das assyrische Reich ein Drittel ganz Asiens einnimmt. Es ist bei weitem die reichste von allen persischen Provinzen“ [*Historien* I:192].

Eben deshalb heißt auch bei den Juden der achämenidische König der Könige, wenn man ihn in größter Macht bezeichnen will, schlicht „König von Assur“ [*Esra* 6:22].

Außerhalb von Ninive, Assur, Schubat Enlil (Tell Leilan), Mari und einigen anderen Städten scheinen distinkte Schichten für die Jahrzehnte Schamschi-Adads zu fehlen. Wenn dieser Amoriter aber ein *Alter Ego* von Kyaxares=Schauschatra ist, dann gehören auch die Mitanni-Schichten Nordmesopo-

tamiens und Syriens zu diesem „König des Alls“, und in eben diesen Gebieten „fehlen“ dann Schamschi-Adad-Schichten, da ja unter den Mitannifunden, wo sie chronologisch gesucht werden, die altakkadischen und/oder diejenigen mit Chaburkeramik liegen. In Ninive und Assur wiederum, wo die Mitannischichten „fehlen“, gehören zu diesen Meder-Amoritern die Schichten, die zeitlich mit denjenigen von UR III gleichauf liegen, also chronologisch von Mediens Bündnispartner „Sumer“=Kalam=Chaldäa bestimmt werden.

Vb. Mysteriöse Gleichzeitigkeiten von mitannischen Funden der Schaschatra-Zeit und altassyrischen Funden der Schamschi-Adad-Zeit in den Stratigraphien Assurs

Das Fehlen von Mitanni-Schichten im „altassyrischen“ Kernraum bedeutet keineswegs, dass es dort keine materiellen Hinterlassenschaften gäbe, die weiter nördlich als mitannisch bezeichnet und vier Jahrhunderte später datiert werden. In den letzten Grabungskampagnen in der Stadt Assur vor dem aktuellen Irakkrieg haben deutsche Ausgräber in den Jahren 2000 und 2001 Funde geliefert, die nicht nur die Verblüffungen aus Ninive bestätigen, sondern mit einem mitannischen Siegel und mit Nuzi-Keramik mitten ins mitannische Milieu führen (Tableau s. Folgeseite).

Für die Lücke von vier Jahrhunderten zwischen Schicht II und Schicht I offerieren die Ausgräber nicht einmal den Versuch einer Erklärung. Nachdem die Stratigraphien von Ninive oder Nippur (siehe unten) kaum anders anschauen, wird das als unergründliches Schicksal ergebnis hingegenommen. Das Zusammenliegen von mittelassyrischen und neoassyrischen Funden in Schicht Va verwundert die Archäologen dann aber doch. Denn schon im Grabungsabschnitt 1/2000 stoßen sie auf Merkwürdigkeiten:

„Im Fundament des Grabbaus und darunter liegendem Verfallschutt des spätneuassyrischen Hauses [ca. -620; GH] lagen z.T. gestempelte Tontafeln. Zwischen den Fundamenten fanden sich viele Bruchstücke beschrifteter und gestempelter Ziegel des Adad-nirari I. (1307–1275 v. Chr.) [...], die [...] sekundär oder vielleicht sogar in dritter Verwendung verbaut waren. Ähnliche Backsteinplatten mit einer Inschrift desselben Königs fand man nämlich bereits 1990 im spätneuassyrischen Raum 1C1, wo sie wohl zum ersten Mal wieder verwendet worden waren“ [Bär/Hausleiter 2006].

Diese gewundenen Konstruktionen mit „wohl“ und „vielleicht sogar“ sind den vielen Jahrhunderten geschuldet, die zwischen „Mittel“- und Spätassyryer gelegt werden. Niemand hat die Ausgräber darüber informiert, dass die Mittelassyryer sothisdatiert werden (mit Zählung von Amarna hin zur Gegenwart), während die Neoassyryer biblischen Daten folgen (mit Zählung von Nebukad-

Assur: Stratigraphie in Grabungsabschnitt 2/2000 [Bär/Hausleiter 2006]

I Parthisch frühestens -250

Rätselhafte chronologische Lücke trotz archäologischer Kontinuität (dasselbe gilt für die Areale 1/2000, 3/2000, 1/2001, 3/2001 und 4/2001)

II Neoassyrisch (spät) -620

III Neoassyrisch (spät) -650

IV Neoassyrisch -700

V Neoassyrisch (früh) -800

Va Neoassyrisch und rätselhafterweise auch mittelassyrisch, obwohl beide Epochen ohne direkte chronologische Verbindung sind -1100 / -900

VIa Mittelassyrisch

VIb

VIc -1300

VII Mittelassyrisch. Beide Schichten von denselben Bauten bestritten. -1400

VIII Mysteriöserweise aber auch Streifenkeramik der altassyrischen Shamschi-Adad-Zeit sowie (in Gräbern) Nuzi-Keramik und/oder
der mitannischen Schauschatra-Zeit -1800

IX Unklare Lehmziegelmauer [„mittelassyrisch (?)“]

nezar und/oder Sargon zurück in die Vergangenheit). Beide Systeme sind also nicht nur wissenschaftsfremd, sondern überdies auch inkompatibel. Weil in chronologischer Richtung nach Aufklärung nicht gesucht wird, muss der archäologische Sachverstand, der beide Epochen ganz nahe aneinander findet, negiert werden. Der mittelassyrische Großreichsbegründer und Babyloneroberer Adad-Nirari I. aus dem sothisdatierten -14./13. Jh. war als persischer Großreichsgründer und Babyloneroberer Kyrus in seiner Kernprovinz Assyrien zu identifizieren (mit griechischen Daten im -6. Jh.). Adads Eroberung der kleinasiatischen Metropole Taidu erwies sich entsprechend als Eroberung

von Hyde (Sardes) durch Kyrus [Heinsohn 2000, 130]. Die Spätassyrier wiederum liegen deshalb direkt unter dem -3. Jh. der Parther, weil sie die letzten Achämeniden im Gewand ihrer assyrischen Satrapie sind.

Vc. Mitannische und altassyrische Gold-Ishtar von Ninive

Von Schamschi-Adads Ninive führt ein weiterer immer mit Verblüffung registrierter Strang zu den mitannischen Niniveherrschern der Amarnakorrespondenz. Es geht um die berühmte „Ishtar von Ninive“ [Amarnabrief 23]. Dabei handelt es sich um eine „Statue [...] aus reinem Gold“ [Amarnabrief 24]. Im sothisdatierten Assyrien des -14. Jhs. bzw. in der mitannischen Assyrienzeit hat man keinerlei Hinweise auf solche Goldstatuen gefunden. Lediglich der über vier Jahrhunderte früher datierte Schamschi-Adad ist geradezu berühmt dafür, eben solche Statuen in Auftrag gegeben zu haben. In einem dazu erhaltenen Brief ruft er sogar in Erinnerung, dass er für die Herstellung einer entsprechende Skulptur der Bêlet-Agade für die Stadt Assur „20 Minen Gold geschickt [...] und] selbst im ‚Assurtempel‘ die Abrechnungen für jene Statuen vorgenommen“ habe [Charpin 2004, 380].

Die Statue der Ninive-Ishtar, die vom mitannisch-medischen Tuschratta, Sohn des Schauschatra=Kyaxares, nach Ägypten geschickt wird, damit ihre Heilkraft an Amenophis III. ihre Wirkung entfalte, stammte mithin von Tuschratta in Gestalt seines altassyrischen *Alter Ego* Ischme-Dagan, Sohn des Schamschi-Adad. Diese Schlussfolgerung wird sehr einfühlsam bereits geahnt, wenn Schamschi-Adads Ishtar von Ninive als „Prototyp (*prefigurati-on*) der großen mitannischen Göttin Ishtar von Ninive“ betrachtet wird [Westenholz 2005, 16]. Schamschi-Adads Altassyrier und Schauschatras Mitanni haben also nicht nur den stratigraphischen Horizont, Streifenkeramik und Nuzi-Töpfe gemeinsam, sondern auch die meisterlichen goldenen Statuen.

Ischme-Dagan ist der letzte Herrscher aus Schamschi-Adads Linie. Noch während der Herrschaft seines Vaters wird er König von Ekallatum. In dieser rätselhaften Stadt verliert er Stück für Stück seine assyrische Provinz an einen anderen Großen aus dem Gebiet der Martu/Amoriter. Darin ähnelt er Mediens letztem König Astyages, der im iranischen Ekbatana mit ansehen muss, wie er seine Satrapie Assyrien, die ihm der junge Kyrus erst so erfolgreich verteidigt, an eben diesen Perser verliert (*Kyropädie* des Xenophon [Heinsohn 2000, 113 ff.]). Ebenso ähnelt Ischmes Ende dem Untergang des mitannischen Großkönigs Tuschratta, der seinem letzten Getreuen, dem Martu/Amoriter Aziru, das Feld räumen muss. Wo aber ist das medische Großkönigtum im Iran selbst? Denn erst wird ja dieses Gebiet einschließlich seiner persischen Bewohner unterworfen. Und doch soll selbst dort niemals auch nur ein Topf oder ein Ziegel gefunden worden sein, der auf Kyaxares verweisen könnte.

VI. Kyxares als Kutik-Inschuschinak im Iran

Im Iran finden sich einige der genauesten Stratigraphien des Alten Orients. Aber auch sie verstören die Chronologen immer wieder von neuem. Die Archäologen präsentieren ihnen zahlreiche Schichten für die Zeit vor -2000, können aber nur unbegreiflich wenig für die beiden Jahrtausende von -2000 bis 0 vorweisen. Und gerade für diesen Zeitraum, vor allem für das -1. Jtsd., erwartet man sich doch die reichsten Funde. In der wichtigsten chronologischen Veröffentlichung überhaupt – *Chronologies in Old World Archaeology: Third Edition* [Ehrich 1992] – wird der Leser mit Kapitelüberschriften wie „Die Chronologie Mesopotamiens, ca. 7000-1600 v. Chr.“ [Porada et al. 1992, 77], oder „Die Chronologie Irans, ca. 8000-2000 v. Chr.“ [Voigt et al. 1992, 122] überrascht.

Da etwa im iranischen Susa (Ville Royale) die beiden Jahrtausende von -2000 bis zur Partherzeit nur karge zwei Schichten aufweisen, während das gute Jahrtausend von 3100–2000 mit sechzehn Schichten prunken kann, mag das Publikum einsehen, dass eine so kurze Stratigraphie kein besonders Kapitel im Hauptwerk der Chronologie verdient. Aber es will doch auch wissen, warum die viel näher an unserer Zeit liegenden zwei Jahrtausende so alarmierend wenig hinterlassen. Und gerade darüber geben die 1.103 Seiten des zweibändigen Werks im Lexikonformat keine Auskunft.

Hier aber sind die Autoren der Folianten – immerhin die besten Experten der Welt – in Schutz zu nehmen. Nirgendwo gibt es Studiengänge oder wenigstens Fachinstitute, die sich mit den Grundannahmen und Kontroversen aus den Zeiten der Erstellung der heute gelehrten Chronologie befassen. Standardvorlesungen über die Geschichte der Chronologiebildung werden fast nie angeboten. Selbst Blicke auf einzelne Aspekte der Chronologie durch so genannte Hilfswissenschaftler bilden die seltene Ausnahme. Zentralprobleme wie die Diskrepanz zwischen Menge und Länge der historischen Epochen in den Lehrbüchern und den stratigraphisch wirklich ergrabenen Stufen der Geschichte in der Erde bleiben ohne systematische Behandlung.

Auch die Fachautoren wissen deshalb nicht, dass die Zeit vor -2000 nicht nach Tiefe der zugehörigen Funde in der Erde, sondern nach Bibeltexten über den Stammvater Abraham datiert wurde, während die Parther den Daten der griechischen Geschichtsschreiber folgen. Dieselbe Unaufgeklärtheit plagt die Ausgräber vor Ort. Sie wissen schon, welche Schichten direkt untereinander liegen. Aber wenn die untere nun einmal Texte oder Artefakte enthält, die seit Äonen – genauer: seit dem +2. Jh. – uralte datiert werden, dann schreibt der Grabungsleiter eine Besiedlungslücke zwischen den beiden Schichten in seinen Bericht. Denn der macht schon Arbeit genug und wird mit heißer Nadel immer auf Termin getrimmt, damit es Geld für die nächste Saison gibt. Mehr-

jährige Ausflüge in die Mysterien der Chronologiebildung sind dabei so gut wie ausgeschlossen.

Wie kann nun im iranischen Reichskern des Kyaxares nach Beweisen für seine Existenz als Großkönig gesucht werden? Nicht anders als in Ägypten oder Assyrien. Was stratigraphisch direkt auf die Zeit der Alt-Akkader folgt, die Iran („Elam“ aus Naram Sins Inschriften) beherrschen, ist auf einen entsprechenden Herrscher abzuscanen. Wer folgt nun in derselben stratigraphischen Sequenz wie Schamschi Adad in Ninive – oder die Mitanni weiter nördlich – direkt auf die altakkadische Zeit im Iran? Dafür ist auf die am intensivsten untersuchte Metropole Susa zu schauen. Dort heißt der in Frage kommende Herrscher Kutik-Inschuschinak. In Akkadisch wird er auch als Puzur-Inschuschinak geführt.

Kutik-Inschuschinak stammt nicht aus Susa. Ihm gelingt aber die Eroberung dieser strategisch wichtigen Stadt. Allerdings wird er bei dieser Eroberung schwer behindert durch eine rätselhafte Macht, die in den Keilschriften als Guti, Guten oder auch Quthen gelesen werden. Immer wieder wird das von Kutik arrondierte Gelände entweder von den absinkenden Alt-Akkadern oder eben von diesen aufsteigenden Guten angegriffen. Erst nach der Eroberung von Anshan im Gebiet der Marder/Amarder kann Kutik die Guti unterwerfen, das Joch der Alt-Akkader abschütteln und über ganz Iran seine Herrschaft aufrichten. Dabei zwingt er – so lässt er später schreiben – mehr als 70 Städte „unter seine Füße“ [Hinz 1983, 388].

Mit diesen Konflikten und Erfolgen ähnelt Kutik dem Kyaxares, der während seiner einigenden Unterwerfung des Iran gegen die Ninos-Assyrer noch Niederlagen erleidet, ja seinen Vater Phraortes verliert und sich immer wieder mit den verräterischen Skythen herumschlagen muss:

„Am Ende von Phraortes Regierung erlebte der West-Iran eine große Invasion durch skythische Nomaden, die danach die Region zwischen 653 und 624 v. Chr. BC. beherrschten. Herodot berichtet darüber, wie Kyaxares (625–585 v. Chr.) die Skythen vertrieb und die Königsmacht Mediens von neuem aufrichtete“ [Cuyler Young Jr. 1980, 147].

Die Guti/Quthen, gegen die Kutik den Iran einigt, hat der Autor vor bald zwei Jahrzehnten mit den Skythen der griechischen Überlieferungen identifiziert [Heinsohn 1988, 110].

Nach der Einigung Irans bleibt Kutik lediglich zwei Jahrzehnte in Susa (biblisch-abrahamisch datiert zwischen 2240–2220, aber auch bei -2100). Dann unternimmt er plötzlich einen Schritt, der für die moderne Assyriologie ganz unbegreiflich ist. Er beschreibt sich als Eroberer Mesopotamiens und lässt die Welt in einer akkadischen Inschrift wissen, dass nun er Herr über die „vier Weltgegenden“ ist [Hinz 1983, 388], Der altakkadische Titel „König der vier Weltgegenden“ – erstmals verwendet von Naram Sin – deutet auf Herr-

Iranische Stratigraphien für Tepe Yahya (links; unterste Schicht ist VIID [dazu Voigt et al. 1992; mit leicht differierenden Daten Potts 2004] und Susa (Ville Royale; in der Mitte; unterste Schicht ist 18 [Voigt et al. 1992])

Als Vergleich dient Babyloniens größter Ruinenhügel Nippur mit der Stratigraphie des Inanna Tempels (rechts; unterste Schicht ist XX [Hansen/Dales 1962; Gibson/Hansen/Zettler 2001]. (Biblische Abrahamdaten wurden bis zu den Schichten IVA, 3, bzw. III verwendet, [sothische in rechts II])

Tepe Yahya	Susa	Nippur*
		Parther (bis +100)*
I (+200)		"Hiatus"
II (-275) 1		Esarh. I (-680)
III (-500) 2	Frühachämenidisch	(-500) II (-1300)
Rätselfhafter Hiatus in allen drei Stratigraphien		
IVA (-1900) 4-3	Susa VB = Spät UR III	(-1900) III (-1900)*
IVB1 (-2300) 6-5	Susa VA Kutik-Inschuschinak	(-2200) IV (-2100)
IVB4-IVB2 (-2400) 8-7	Susa IVB = Alt-Akkader	(-2400) V (-2300)
IVB5 (-2500) 12-9	Susa IVA = Frühdynastisch III	(-2700) VI (-2500)
IVB6 (-2700) 15-13	Susa IIIC = Frühdynastisch II	(-2800) ...
IVC (-3100) 18-16	Susa IIIB	(-3100) XII(-3000)
		...
		XX (-3300)

VA1-VA2 (-3800)		
VB (-4250)		
VC (-4300)		
VIA-VIB2 (-5100)		
VIIA-VIID (-5300)		

* Keall und Ciuk [1991] haben gezeigt, dass Keramik aus Nippurs altbabylonischer Schicht III und Keramik der Partherzeit nicht nur kontinuierlich, sondern teilweise sogar identisch ist, obwohl ca. 1.700 Jahre zwischen ihnen liegen sollen. Stratigraphisch gehören Nippurs Schichten III bis I – jetzt auf 1.800 Jahre gestreckt – zur Periode der Achämeniden, deren Nippur-Aktivitäten (Bankwesen etc.) ganz unstrittig, schichtenmäßig aber nicht „achämenidisch“ zu verorten sind.

** Nippurs Schicht I gehört eindeutig zu Esarhaddon, den der Autor als persischen Großkönig Arsakes/Artaxerxes II. in assyrischem Gewande identifiziert. Esarhaddons Mutter Sakutu (Keilschriftquellen) ist das *Alter Ego* von Artaxerxes' Mutter Par-Syatis (Griechische Quellen). Esarhaddons Zypernvasall Eresusar (Keilschrift) ist das *Alter Ego* von Artaxerxes' Zypernvasall Euagoras (Griechisch). Esarhaddons ägyptischer Opponent Tachos (Keilschrift) ist das *Alter Ego* von Artaxerxes' ägyptischem Opponenten Tacharka (Griechisch [dazu Heinsohn 2000, 83-91]).

schaft über ein gewaltiges Territorium. Die Assyriologie hat keine Vorstellung darüber, wo das liegen könnte und aus welcher Stadt es von Kutik regiert wurde. In keinem Fall ist es Susa oder Anshan im Amardergebiet. Denn dort verstummen die Quellen zu Kutik nach seiner „Welteroberung“. Seine ‚Angeberei‘ nimmt ihm deshalb keiner ab. Wenn die Aussagen der Griechen über Kyaxares uns aber auch zu Kutik weiterhelfen, dann muss man in Assyrien nach seiner imperialen Hauptstadt Ausschau halten. Und eben dort finden die Assyriologen einen weiteren ‚Angeber‘ in der Nachakkadzeit, der den Titel „König des Alls“, eine andere Variante für „König der vier Weltgegenden“, führt. Es ist der amoritische Eroberer mit dem assyrischen-babylonischen Thronnamen Schamschi-Adad.

Bevor er Susa für immer verlässt, schöpft Kutik eine Linearschrift [Vallat 1978, 194]. Man nennt die ihr zugehörige Sprache „Elamisch“, weil im selben Territorium bereits das „Proto-Elamische“ und das keilschriftliche Elamisch gefunden worden ist. Nur das keilschriftliche Elamisch kann gelesen werden. Linear-Elamisch besteht aus achtzig Symbolen, die von oben nach unten und von links nach rechts in vertikalen Zeilen geschrieben wird. Die Schrift bleibt nur etwa zwei Jahrzehnte in Gebrauch. Nach der Abreise Kutiks in sein Reich der vier Weltgegenden wird die neue Schrift nicht mehr weiter entwickelt und stirbt ab.

Die moderne Sprachwissenschaft ist überzeugt, dass im „angeblichen Herrschaftsbereich [der Meder] sich kein einziges schriftliches Dokument erhalten“ hat [Rollinger 2005, 3]. Falls Kutik jedoch das iranische Original des Meders Kyaxares ist, würden die Analphabetismusvorwürfe schnell zusammenfallen. Immerhin schreibt er Briefe und publiziert er Inschriften als Schamschi-Addad in assyro-babylonischer und als Schauschatra in hurrischer Keilschrift. Obendrein modernisiert er die Schrift Irans. Was will man noch von einem Eroberer verlangen, der den Nahen Osten zugegebenermaßen als kriegerischer Eindringling erobert?

Wurde in Kutiks Linear-Elamisch womöglich medisch geschrieben? Die Sprache der Meder gilt als nahezu unbekannt [Schmitt 2003]. Ob das bisher nicht akzeptabel lesbare Linear-Elamisch mit Avest-Sprachen [McAlpin 1975]

Kyaxares in Geschichtsschreibung und Stratigraphie

Antike Historiker	Ägyptische Quellen und Schichten	Assyrische Quellen und Schichten	Iranische Quellen und Schichten
Makedonen Diadochen	Ptolemäer	Hellenismus/ Parther	Hellenismus/ Parther
(I) Achämeniden	Ramessiden*	Mittel- bis Spät-** Assyrer	Achämeniden
(II) Kyaxares „Ohne Schichten“	Schauschatra „Mitanni“- Schichten (auf Akkad- Schichten) Sothisdaten	Schamschi-Adad Post-Akkad- Schichten	Kutik-Inschuschinak Post-Akkad- Schichten
625–585		Biblische Daten	Biblische Daten
(III) Ninos-Assyrer „Ohne Schichten“	Hyksos mit Schichten	Alt-Akkader mit Schichten	Alt-Akkader in Elam mit Schichten
...

* Sechste Achämeniden-Satrapie Mudraya=Ägypten;

** Neunte Achämeniden-Satrapie Athura=Assyrien. Die immer wieder unruhigen Meder aus den mittel- bis spätassyrischen Quellen sind die Meder aus der immer wieder rebellischen zehnten Achämeniden-Satrapie Medien („Ekbatana, das übrige Medien, die Parikanier und Orthkorybantier“).

oder mit Skythisch verwandt ist, gilt als noch nicht entscheidbar. Deshalb mag es vorschnell sein, das Linearelamische – anders als das Protoelamische und das Keilschriftelamische (von den Achämeniden Seite an Seite mit Persisch und Akkadisch verwendet) – ebenfalls als Elamisch anzusehen.

Man vergesse dabei nicht, dass zu Beginn der Keilschriftentzifferung das keilschriftliche Elamisch von Grotefend, Rawlinson, Westergaard etc. als „Medisch“ bezeichnet wurde. Erst 1874 hat Archibald Henry Sayce (1845–1933) „Elamisch“ vorgeschlagen. Noch aber hat niemand bewiesen, dass Linearelamisch dieselbe Sprache ist wie Keilschriftelamisch. Erst nach einem

solchen Beweis ist Medisch aus dem Rennen. Solange aber Kutik gegen -2100 datiert wird, kann nicht einmal gefragt werden, ob er sich als der originale Kyaxares an der Verschriftlichung des Medischen versucht hat.

VII. Die Rehabilitierung von Kyaxares als Großkönig mit einem medisch geführten Imperium

Die Meder und ihre imperialen Dimensionen werden gegen die Versuche, sie aus den Geschichtsbüchern zu löschen, entschieden verteidigt. Sobald die unwissenschaftlichen Datierungsideen der Assyriologen aufgegeben werden, der stratigraphische Befund ernst genommen wird und die vielen Sprachen eines Großreichs in das Quellenstudium einbezogen werden, steht das Imperium der Meder in der gebotenen Deutlichkeit und Größe vor uns. Überall außerhalb Chaldäas („Sumers“) stecken ihre materiellen Hinterlassenschaften und Texte in den unmittelbar nachakkadischen Schichten. Was wiederum darüber folgt, „Mittelassyrier“ im Norden oder „Altbabylonier“ weiter südlich, gehört nicht nur stratigraphisch, sondern auch inhaltlich zum Reich der Achämeniden. Die weit fortgeschrittenen Versuche, ihre imperialen Dimensionen ebenfalls aus der Welt der Geschichte zu tilgen, werden bei Einkehr wissenschaftlicher Kriterien in die Rekonstruktion Altvorderasiens ebenfalls sehr schnell aufgegeben werden.

Die ca. 1.500 Jahre, die Kutik-Inschuschinak in Tepe Yahya oder Susa von den Achämeniden trennen, bilden einen Pseudo-Hiatus. Stratigraphisch folgen sie so unmittelbar aufeinander, wie die Historiker des Altertums es immer geschrieben haben. Die Übersicht auf S. 389 misst noch einmal das gewaltige Territorium zwischen Ägypten und Iran aus, in dem Kyaxares oberster Herrscher war.

Literatur

- Assur.de (2006), „Assur 2001: Grabungsabschnitt 4“, in:
http://assur.de/Themen/Ausgrabung/Assur2001/Abschnitt_4/abschnitt_4.html
- Bär, J., Hausleiter, A. (2006), „Assur 2000: Grabungsabschnitt 2“, in:
www.miglus.de/Themen/Assur/Assur_2000/Grabungsabschnitt_1/Grabungsabschnitt_2/grabungsabschnitt_2.html
- Beckman, G. (1998), „Istar of Nineveh Reconsidered“, in: *Journal of Cuneiform Studies*, 50, 1-10
- Charpin, D. (1984), „Inscription votives d'époque assyrienne“, in: *M.A.R.I.*, 3, 41-81
- (2004), „Mari und die Assyrer“, in: J.-W. Meyer, W. Sommerfeld, Hg., 2000 v. Chr.: Politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung im Zeichen einer Jahrtausendwende. 3. Internationales Colloquium der Deutschen Orient Gesellschaft 4. - 7. April 2000 in Frankfurt/Main und Marburg/Lahn, Saarbrücken, 371-382
- Cuyler Young Jr, T. (1980), „Persia“, in: Cotterell, A., Hg., *The Penguin Encyclopedia*

dia of Ancient Civilizations, London: 147-154

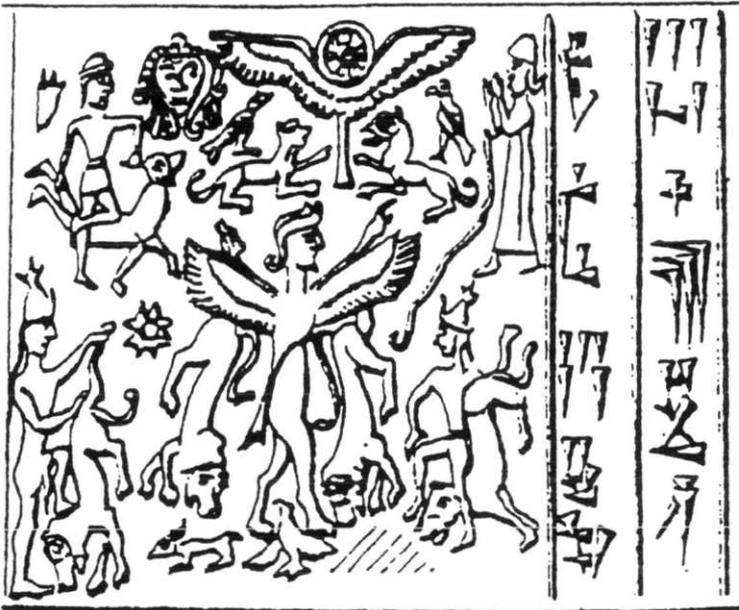
- Dercksen, J.G. (2004), „Die Stadt Assur als Wirtschaftsmacht“, in: J.-W. Meyer, W. Sommerfeld, Hg., 2000 v. Chr.: *Politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung im Zeichen einer Jahrtausendwende. 3. Internationales Colloquium der Deutschen Orient Gesellschaft 4. - 7. April 2000 in Frankfurt/Main und Marburg/Lahn*, Saarbrücken: Saarbrücker Druckerei und Verlag, 155-169
- Dindorf, L., Hg. (1832), *Chronicon Paschale*, Bonn
- Edzard, D.O. (2004), *Geschichte Mesopotamiens: Von den Sumerern bis zu Alexander dem Großen*, München: Beck
- Einwag, B. (2001), „The early Middle Bronze Age in the Euphrates Valley: The evidence from Tuttul/Tell Bi'a“, in www.sciem2000.info/MBAC/AbsEinwag.html
- Frayne, D.R. (1993), *The Royal Inscriptions of Mesopotamia. Early Periods. Volume 2: Sargonic and Gutian Periods (2334-2113 BC)*, Toronto et al.
- Gibson, M., Hansen, D.P., Zettler, R.L. (2001), „Nippur B. Archäologisch“, in: *Reallexikon der Assyriologie und vorderasiatischen Archäologie: Neunter Band. Nab – Nuzi*, Berlin & New York: Walter de Gruyter, 546-565
- Goetze, A. (1980), „Anatolia from Shuppiluliumash to the Egyptian War of Muwatallah“, in: *The Cambridge Ancient History. Volume II: History of the Middle East and the Aegean Region c. 1380-1000 B.C., Third Edition*, Cambridge et al., S. 117 ff.
- Grayson, A.K. (1985), „Rivalry over Rulership at Assur: The Puzur-Sin Inscription“, in: *ARRIM* [Annual Review of the RIM (Royal Inscriptions of Mesopotamia) Project], 3, 9-14
- Haldar, A. (1971), *Who Were the Amorites?*, Leiden
- Hansen, D.P., Dales, G.F. (1962), „The Temple of Inanna, Queen of Heaven, at Nippur“, in: *Archaeology*, 15, 75-84
- Heinsohn, G. (1988), *Die Sumerer gab es nicht: Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in der „Zivilisationswiege“ Südmesopotamien*, Frankfurt am Main
- (1989), „Are the -8th/-7th Century Assyrians Mentioned by Herodotus (Histories I:95, 102, 103, 106) Really Identical with the Sargonids from -721 to -612?“, Vortrag vor der *Society for Historical Research*, New York, City Hall, 28. Oktober
 - (1991), „Who were the Hyksos?“, in: *Organizing Committee/ S. Curto et al., Hg., Sesto Congresso Internazionale di Egitologia. Abstracts of Papers*, Torino, 208-209
 - (1993a), „Astronomical Dating and Calendrics“, Vortrag vor dem *22nd Annual Meeting of the INTERNATIONAL SOCIETY FOR THE COMPARATIVE STUDY OF CIVILIZATIONS (ISCS)*, University of Scranton/Pennsylvania, 3. - 6. Juni
 - (1993b), „Where Are the Houses of Assyria's Akhaemenid, Medish and Ninos-Assyrian Periods? An Evidence Based Look at the Archaeological Strata of Post-Mitanni, Mitanni and Old-Akkadian Assyria“, Poster auf dem *40e Rencontre Assyriologique Internationale*, Leiden, 5. - 8. Juli
 - (1993c), „How Is the Archaeology of Urartu and Armie [9th to 7th c.] Related to the History of Alarodia and Armenia [6th to 4th c.]?“, Vortrag vor der *Armenian Academy of Sciences*, Erivan, 16. September
 - (1998), „Why Were Ancient Greek, Latin and Armenian Historiographers [from the

- 5th century BCE to the 5th century CE] So Wrong About the Pre-Hellenistic Periods of the Ancient Near East, And How Did We Arrive at Our Present Understanding of These Periods?'' Poster auf dem XLV^e *Rencontre Assyriologique Internationale*, Cambridge/Mass. (Harvard University) und New Haven (Yale University), 5. - 8. Juli
- (2000), *Assyrikerkönige gleich Perserherrscher! Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich* (1996), Gräfelting
 - (2005), „Phantom Periods and Astronomical Retrocalculation“, Vortrag beim *Toronto Meeting*, 28. bis 30. Juni
- Heinsohn, G., Illig, H. (1999), *Wann lebten die Pharaonen? Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt* (1990), Gräfelting
- Helck, W. (1971), *Die Beziehungen Ägyptens zu Vorderasien im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr.*, Wiesbaden
- Henkelman, W., Kuhrt, A., Hg. (2003), *Achaemenid History XIII: A Persian Perspective. Essays in Memory of Heleen Sancisi-Weerdenburg*, Leiden
- Hinz, W. (1983), „Kutik-Inshushinak“, in: *Reallexikon der Assyriologie und vorderasiatischen Archäologie: Sechster Band. Klagegesang – Libanon*, Berlin & New York, 387 f.
- Jarol, R.E. (1986), *A Reconstruction of the Contributions of Mitanni to the Ancient Near East*, Ph.D. Dissertation, Wilfrid Laurier University (Waterloo/Ontario)
- Keall, E., Ciuk, K. (1991), „Continuity and change in the pottery from Parthian Nipur“, in: Schippmann, K., Herling, A., Salles, J.-F., Hg., *Golf-Archäologie*, Buch am Erlbach, 57-70.
- König, F.W. (1972), *Die Persika des Ktesias von Knidos*, Graz
- Lanfranchi, G.B., Roaf, M., Rollinger, R., Hg. (2003), *Continuity of Empire (?) Assyria, Media, Persia*, Padova, *History of the Ancient Near East Monographs* 5
- Lenormant, F., Chevallier, E. (1871), *A Manuel of the Ancient History of the East to the Commencement of the Median Wars. Vol. II: Medes and Persians, Phoenicians, and Arabians*, Philadelphia
- McAlpin, D. (1975), „Elamite and Dravidian, Further Evidence of Relationships“, in: *Current Anthropology*, 16, 105-115
- McMahon, A. (1998), „The Kuyunjik Gully Sounding. Nineveh, 1989 and 1990 Seasons“, in: *Al-Rafidan: Journal of Western Asiatic Studies*, 19, 1-32
- Michalowski, P. (1993), „Memory and Deed: The Historiography of the Political Expansion of the Akkad State“, in: M. Liverani, Hg., *Akkad, The First World Empire*, Padova, 69-90
- Oates, D., Oates, J., McDonald, H. (1998), *Excavations at Tell Brak - Vol. 1: The Mitanni and Old Babylonian periods*, Cambridge
- Pfälzner, P. (1995), *Mitannische und mittelassyrische Keramik: eine chronologische, funktionale und produktionsökonomische Analyse*, Berlin
- Porada, E. et al. (1992), „The Chronology of Mesopotamia, ca. 7000-1600 B.C.“, in: Ehrich, R.W., Hg., *Chronologies in Old World Archaeology: Third edition*, Chicago and London, 77-121
- Potts, D.T. (2004), „Tepe Yahya“, in: www.iranica.com/articles/ot_grp5/ot_tepe_yahya_20040901.html

- Raulwing, P. (1996), „Zur etymologischen Beurteilung der Berufsbezeichnung assusanni des Pferdetrainers Kikkuli von Mittani“, in: P. Anreiter et al., Hg., *Man and the Animal World: Studies in Archaeozoology, Archaeology, Anthropology and Paleolinguistics in memoriam S. Bökönyi*, Budapest, 1-57.
- Richter, T. (2004), „Die Ausbreitung der Hurriter bis zur altbabylonischen Zeit: eine kurze Zwischenbilanz“, in: J.-W. Meyer, W. Sommerfeld, Hg., *2000 v. Chr.: Politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung im Zeichen einer Jahrtausendwende. 3. Internationales Colloquium der Deutschen Orient Gesellschaft 4. - 7. April 2000 in Frankfurt/Main und Marburg/Lahn*, Saarbrücken, 263-311
- Röllig, W. (1965), *Materialien zur Chronologie Vorderasiens im 2. Jahrtausend v. Chr.*, Münster (Habil.-Schrift)
- Rollinger, R. (2005) „Das Phantom des Medischen ‘Großreichs’ und die Behistun-Inschrift“, für E. Dabrowa, Hg., *Ancient Iran and Its Neighbours* [Electrum 10], Krakau)
- Sancisi-Weerdenburg, H. (1988), „Was there ever a Median Empire?“, in: Kuhrt, A., Sancisi-Weerdenburg, H., Hg., *Achaemenid History III. Method and Theory*, Leiden, 197 ff.
- (1990), „The Quest for an Elusive Empire“, in: Sancisi-Weerdenburg, H., Kuhrt, A. (Hg.), *Achaemenid History IV: Centre and Periphery*, Leiden
- (1994), „The Orality of Herodotos’ *Medikos Logos* or: The Median Empire Revisited“, in: Sancisi-Weerdenburg, H., Kuhrt, A., Root, M.C., Hg., *Achaemenid History VIII: Continuity and Change*, Leiden, 39 ff.
- Schmitt, R. (2003), „Die Sprache der Meder – eine große Unbekannte“, in: Lanfranchi, G.B., Roaf, M., Rollinger, R., Hg., *Continuity of Empire (?) Assyria, Media, Persia*, Padova: History of the Ancient Near East Monographs 5, 23-36
- Streck, M.P. (2004), „Die Amurriter der altbabylonischen Zeit im Spiegel des Onomastikons: Eine ethno-linguistische Evaluierung“, in: J.-W. Meyer, W. Sommerfeld, Hg., *2000 v. Chr.: Politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung im Zeichen einer Jahrtausendwende. 3. Internationales Colloquium der Deutschen Orient Gesellschaft 4. - 7. April 2000 in Frankfurt/Main und Marburg/Lahn*, Saarbrücken, 313-355
- Stronach, D. (1994), „Village to Metropolis: Nineveh and the Beginnings of Urbanism in Northern Mesopotamia“, in: Mazzoni, S., Hg., *Nuove fondazioni nel vicino oriente antico: realtà e ideologia. Actes du colloque de Pise 4-6 décembre 1991*, Pisa, 85-114
- Tenu, A. (2005), „Ninive et Assur à l’époque médio-assyrienne“, in: Collon, D., George, A., Hg., *Nineveh: Papers of the XLIX^e Rencontre Assyriologique Internationale, London 7-11 July 2003*, London, 27-33
- Thompson, R.C., Hamilton, R.W. (1932), „The British Museum Excavation on the Temple of Ishtar at Nineveh“, in: *Annals of Archaeology and Anthropology*, 19, 55-116
- Vallat, F. (1978), „Le matériel épigraphique des couches 18 à 14 de l’Acropole“, in: *Paléorient*, 4, 193-195
- Vlaardingerbroek, M. (2005), „The Founding of Nineveh and Babylon in Greek Historiography“, in: Collon, D., George, A., Hg., *Nineveh: Papers of the XLIX^e Rencontre Assyriologique Internationale, London 7 - 11 July 2003*, London, 233-241

- Voigt, M.M. et al. (1992), „The Chronology of Iran, ca. 8000-2000 B.C.“, in: Ehrich, R.W., Hg., *Chronologies in Old World Archaeology: Third edition*, Chicago and London, 122-178
- Weissgerber, K. (2005), „Die ‘Hethiter’ II (Asiatica IV/2b)“, in: *Zeitensprünge* 17 (3) 558-586
- (2006), „Die ‘Hethiter’ III (Asiatica IV/2c)“, in: *Zeitensprünge* 18 (1) 18-47
- Westenholz, J.G. (2005), „The Old Akkadian Presence at Nineveh: Fact or Fiction?“ (2003), in: Collon, D., George, A., Hg., *Nineveh: Papers of the XLIX^e Rencontre Assyriologique Internationale, London 7 - 11 July 2003*, London, 7-18
- Wilkinson, T.J., Tucker, D. (1995), *Settlement Development in the North Jazira, Iraq*, British School of Archaeology in Iraq, Iraq Archaeological Reports 3
- Yamada, S. (1994), „The Editorial History of the Assyrian King list“, in: *Zeitschrift für Assyriologie*, 84, 11-37
- Zeller, M. (1998), „Assyrica V“, in: *Zeitensprünge* 10 (2) 203-225

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum
<gheins@uni-bremen.de>



Aus Assyrien stammendes Zylindersiegel des Mitanni=Meders Schauscha-
tra=Kyaxares mit Flügelnscheibe [Beran 1957, 202; vgl. Heinsohn 2000, 194]

Von Harappa nach Aratta

Andreas Birken

Bei Lektüre der verbesserten 2. Auflage der *Geschichte Indiens* von Kulke/Rothermund [1998] fiel mir auf, dass sich in den letzten Jahren auch bei den Vertretern der konventionellen Geschichtsschreibung die Perspektive etwas geändert hat – nicht zuletzt unter dem Einfluss neuerer Erkenntnisse der Archäologie. Dieses ist auf dem Gebiet der indischen Geschichte leichter möglich als bei der vorderorientalischen, weil die Chronologie des frühen Indiens immer noch sehr 'freischwebend' ist. Selbst von Ären, die noch im 20. Jh. in Gebrauch waren, ist das Startjahr ausgedrückt in A.D. nicht klar.

Die neueren Grabungen haben jedenfalls die Erkenntnisbasis bezüglich der Indus-Kultur sowohl in der geografischen Breite als auch in der zeitlichen Tiefe erweitert. Trotzdem [Kulke 38]

„weiß man über die Entstehung der spezifischen «Harappa-Kultur» immer noch wenig. Die Zeit ihrer Entstehung bleibt unumstritten. Hier hat auch die neuere Forschung die Angaben der ersten Ausgräber (ca. 2600 bis 2500 v. Chr.) nicht wesentlich korrigiert, auch wenn Forscher heute die Periode der Blüte dieser Kultur auf die Zeit von etwa 2300 bis 2000 v. Chr. beschränken. Wo und wie diese Kultur begann, ist dagegen noch ein Rätsel.“

Die Theorie Heinsohns, wonach diese Kultur in die Meder- und Perserzeit gehört, wird natürlich nicht angesprochen. Aber [Kulke 46]:

„Der zeitliche Abstand von etwa einem halben Jahrtausend zwischen dem Untergang der Indusstädte und dem Kommen der Indo-Aryas und damit auch der vermutete tiefe kulturelle Bruch zwischen beiden Kulturen wird heute in zweifacher Hinsicht in Frage gestellt. Zum einen lassen archäologische Grabungen immer deutlicher das Fortbestehen kultureller Elemente der Harappa-Kultur bis in die frühvedische Zeit erkennen, während zum anderen archäologische Befunde in spätharappazeitlichen Grabungsstätten neue, der Harappa-Kultur nicht zuzuordnende Elemente («intrusive traits») aufweisen, die Forscher nun zunehmend als Zeugnisse frühere, vorvedischer Aryas deuten.“

Die leere Lücke schließt sich also offenbar. Allerdings wurde daraus nicht die Konsequenz gezogen, die Indus-Kultur später zu datieren; das war wegen des Festhaltens an der vorderorientalischen Chronologie unmöglich. Statt dessen begann man die Veden zu veralten und sie von der Zeit 1300–1000 in die Mitte des -2. Jtsd. zu rücken. Entsprechend wird die Graue Bemalte Keramik [Heinsohn 56 f.] vom 500–200 nach 800–400 hochgeschoben. Immerhin ist man

bezüglich der Einwanderung der Aryas realistischer geworden. Während Weissgerber [S. 189] die herrschende Lehre noch so zusammenfasst, dass „diese Invasion um -1500 im wesentlichen abgeschlossen gewesen sei“, geben Kulke/Rothermund [468] nun folgendes Datengerüst:

- 2. Jtsd. Einwanderung der Indo-Aryas in Nordwestindien.
- 1400–900 Frühvedische Zeit (Rigveda), Sesshaftwerdung der Aryas im Panjab und westlichen Ganges-Yamuna-Tal.
- ca. -1000 Eisennutzung in Nordwestindien.
- 900–600 Spätvedische Zeit, Ausbreitung der vedischen Zivilisation im östlichen Gangestal.
- 800–400 «Bemalte Graue Keramik» im vedischen Siedlungsgebiet.
- ab -600 Beginn früher Urbanisierung im östlichen Gangestal.
- um -518 Gandhara und Sind werden unter Dareios persische Satrapien.
- 5. Jh. Buddha.

Die Bemühung den Geschichtsablauf zu spreizen, um einerseits die Aryas an Harappa anzuschließen und andererseits Buddha, den der *Große Ploetz* noch um -480 sterben lässt, vorsichtig zu verjüngen, ist überdeutlich. Wir dürfen gespannt sein, was passiert, wenn der Desinkarnierte im -4. Jh. angekommen ist, wie Illig, Weissgerber und vor ihnen bereits Andere mit guten Gründen vorgeschlagen haben.

Auf einen anderen Komplex, der offensichtlich auch in Zusammenhang mit der Induskultur steht, stieß ich durch einen Fernsehbeitrag in ARTE über Ausgrabungen im südostpersischen Jiroft, wo man das antike Königreich **Aratta** wiedergefunden hat [Covington 2004]. Es ist aus „sumerischen“ Texten bekannt und wird deshalb konventionell wie die Blütezeit von Harappa in die 2. Hälfte des -3. Jtsd. datiert. Im Jahre 2000 legte eine Überschwemmung des Halil-Flusses antike Gräber frei, in denen man antike Gefäße aus Chlorit, die mit künstlerisch hochwertigem Schnitzwerk verziert waren, wie man sie auch an anderen Stätten der „sumerischen“ Zeit gefunden hatte, aber nie in solcher Menge – die Angaben unserer orientalischen Kollegen reichen von 1.000 bis mehreren 100.000. Die Fundstätte wurde von Raubgräbern völlig verwüstet, bis die Behörden eingriffen. Dann wurde Yousef Madjizadeh (den Lesern der *Aramco*-Zeitschrift wurde der Name so verdeutlicht: mad-zhid-zah-day). Dieser war bis zur islamischen Revolution Direktor der Archäologischen Abteilung der Universität Teheran gewesen und schon immer überzeugt, dass Aratta im Südosten Irans zu suchen sei. Diese Meinung wird nicht von allen Archäologen geteilt; und auch mit der Annahme, alle Chloritgefäße des Alten Orients stammten aus Jiroft, steht Madjizadeh ziemlich allein. Aber man war in jedem Fall auf etwas Bedeu-



Abb. 1: Geschnitzter Chloritbecher aus Jiroft [aus Covington/Madjidzadeh]

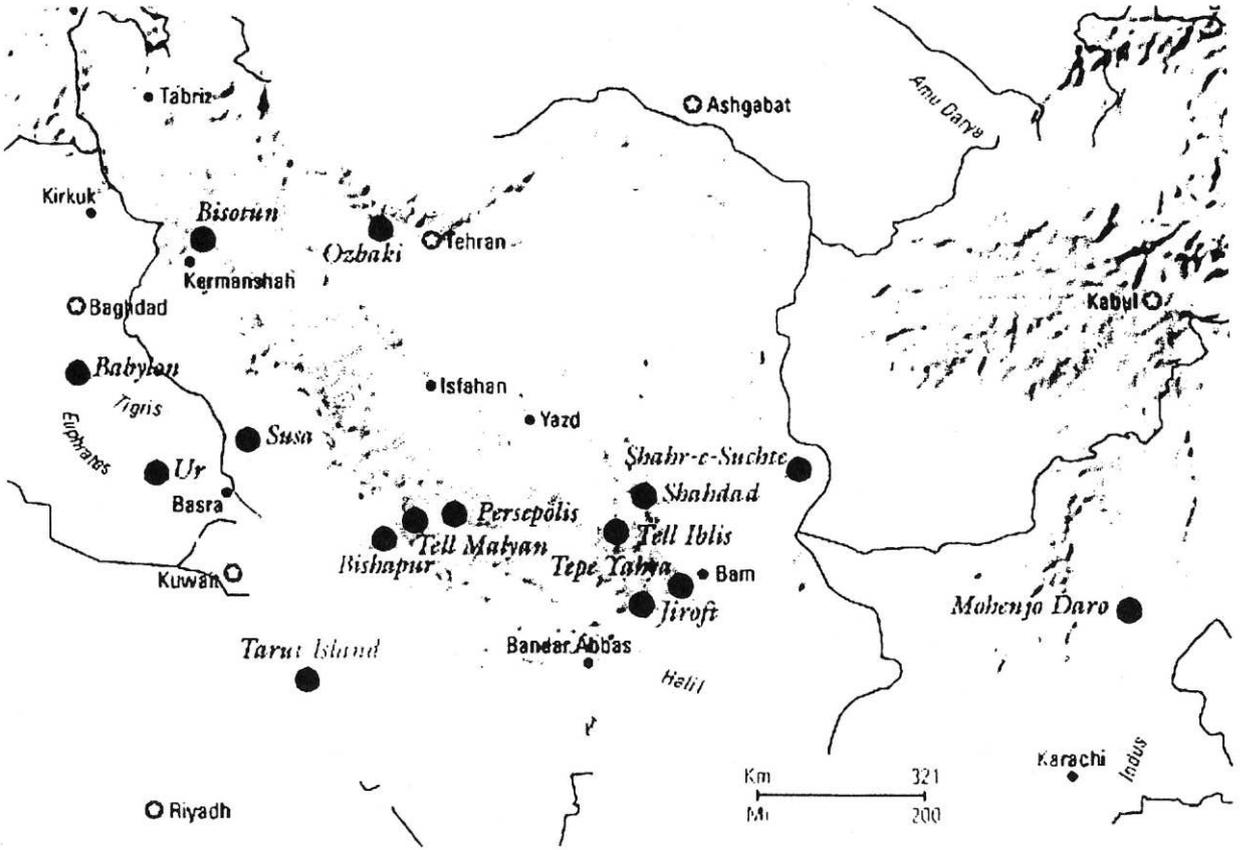


Abb. 2: Verbreitungskarte der Chlorit-Ware [aus Covington/Madjidzadeh]

Zeitensprünge 2/2006 S. 398

tendes gestoßen. Die Ausgrabungen in Jiroft förderten nämlich eine große Stadt mit einem riesigen Zikkurat zu Tage, und man fand sogar ein Schriftfragment mit deutlichen Anklängen an die Indus-Schrift. Es gibt aber einiges, was sehr merkwürdig ist. Nie wurde von Archäologen in Gräbern nach Kunstobjekten gegraben. Alle Objekte, die entweder in den internationalen Kunsthandel oder in das Museum von Jiroft geraten sind, stammen aus behördlichen Konfiskationen. Von keinem Stück kennt man die Fundlage. Ein Kenner der Materie [Muscarella 2005] hält einen großen Teil der Stücke für Fälschungen und einige der besten für zweifelhaft. Tatsächlich hat ein verhafteter „Schmuggler“ sich damit verteidigt, dass er Künstler sei; er habe nur undekorierte antike Stücke bearbeitet. Im Übrigen ist bislang das Chloritvorkommen, das die Steine lieferte, noch nicht gefunden worden.

Literatur

- Covington, Richard / Madjidzadeh, Yousef (2004): What was Jiroft?, in: *Saudi Aramco World*, Vol 55/5 (September/Oktober 2004), 2 ff.
- Illig, Heribert (1992): Wann starb Buddha? Indien am Beginn der Eisenzeit, in: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (2) 7-15
- Heinsohn, Gunnar (1997): Wer herrschte im Indus? Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser, Gräffelfing
- Kulke, Hermann / Rothermund, Dietmar (1998): Geschichte Indiens, München
- Muscarella, Oscar White (2005): Jiroft and „Jiroft-Aratta“, A Review Article of Yousef Madjidzadeh: Jiroft, The Earliest Oriental Civilization, in: *Bulletin of the Asia Institute*, Bloomfield Hills, Jg. 15, 183-214
- Weissgerber, Klaus (2004): Zur indischen Chronologie. Grundprobleme. Erster Teil, in: *Zeitensprünge* 16 (1) 183 ff. Zweiter Teil, in: 16 (2) 369-399

Internetadressen

- www.harappa.com/har/har0.html
www.harappa.com/script/indusscript.pdf
www.saudiaramcoworld.com/issue/200405/what.was.jiroft..htm
www.bulletinasiainstitute.org/Muscarella_BA115.pdf
www.mohenjodaro.net/

Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3
A.Birken@t-online.de

Wiederholter C14-Unfug

Erneut Geistes- gegen Naturwissenschaften bei Santorin, St-Odile und Kruzifixen

Ein Pamphlet von Heribert Illig

Seit Jahren wogt der Streit um die Synchronisation zwischen vorderasiatischer, griechischer und ägyptischer Chronologie zur Mitte des -2. Jtsds. konv. Rechnung [vgl. Illig 2001]. Den Ausgräbern der verschiedenen Regionen gelingt es einfach nicht, ihre verschiedenen Fundhorizonte aufeinander abzustimmen. Um die Sache noch schwieriger zu gestalten, mischen sich immer wieder Naturwissenschaftler ein, denen geschichtliche Zusammenhänge oder stilistische Abfolgen schlicht irrelevant sind. So meldeten sich die Eisbohrkernspezialisten Grönlands und postulierten kurz hintereinander, dass der Ausbruch von **Santorin** in der Ägäis genau -1645, nein genau -1628 stattgefunden habe [Bojanowski]. Das liegt 19 Jahre zurück und schien vergessen.

Nun aber treten Forscher um Walter FRIEDRICH von der Universität Aarhus auf den Plan; sie hebeln die Chronologie mit Hilfe eines alten Olivenastes aus. Der zugehörige, damals noch lebende Baum wurde beim Santorin-Ausbruch eingeeäschert. C14-Datierer fixieren seinen Tod zwischen -1627 und -1600 [Friedrich]. Andere Forscher, die sich um Sturt MANNING scharen (jetzt Cornell University, Ithaca), haben 127 andere Holzproben aus der Ägäis mit C14 datiert. Für sie liegt der Vulkanausbruch zwischen -1660 und -1630 [Bojanowski].

Dagegen protestieren lautstark die Geisteswissenschaftler, allen voran der Ägyptologe Manfred BIETAK, Wien. Für den Archäologen hat der Vulkanausbruch in Akrotiri, Santorin, Keramik des Typs Spätminoisch IA gegen -1540 verschüttet. Dieser Typ wird in Ägypten stets im Neuen Reich gefunden, das konv. -1550 begonnen hat. Demnach gibt es hier eine Diskrepanz von 90 bis 100 Jahren. Sie als real anzusehen, ist für BIETAK „nicht akzeptabel“, weil die C14-Daten im -14. Jh. zur ägyptischen Chronologie 'passen' [Rauchhaupt]. BIETAK oder auch LOHMANN können abschätzen, was zu geschehen hätte, wenn die Naturwissenschaftler recht hätten: Dann müsste die heilige Kuh 'ägyptische Chronologie' geschlachtet und rund 100 Jahre ägyptischer Geschichte nachproduziert werden, die bislang nicht in den Lehrbüchern stehen.

Bezeichnenderweise hat ein Berichterstatter [Zick] das grundsätzlich missverstanden und von einem „geraubten Jahrhundert“ gesprochen. Es wäre jedoch ganz im Gegenteil ein geschenktes Jahrhundert, für das nun Handlung zu erfinden wäre. Das erinnert an einen Verlag am Rhein, der ein neues Buch

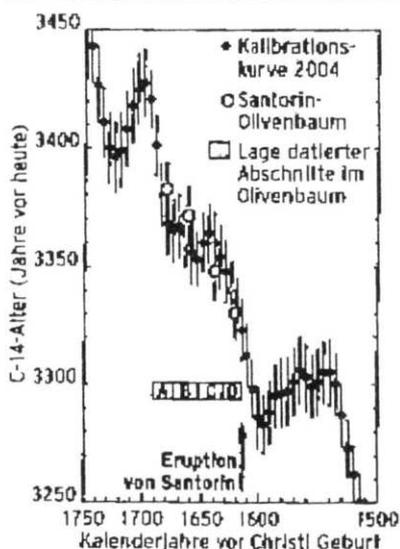
„verschwundenes Mittelalter“ nennen wollte, obwohl es darin nicht um geraubte Zeit, sondern um das Streichen erfundener Zeit ging. Dem Verfasser ist es damals gerade noch gelungen, mit „erfundenes Mittelalter“ einen klanglich gleichwertigen Titel mit besserer Aussage zu finden. Heute schnell mal 100 Jahre Geschichte dazu erfinden, wäre zwar reizvoll, aber problematischer, als 300 Jahre bereits erfundener Geschichte als solche zu erkennen und auszumustern.

Doch zurück nach Santorin: Der ebenfalls beteiligte Paläobotaniker Michael FRIEDRICH von der Uni Hohenheim hat bereits Luthers Talar umgeworfen: „Wir können nicht anders, das Datum steht“ [Zick]. Der Heidelberger Physiker Bernd KROMER zieht das Fazit: „In dem historischen Kalender stimmt etwas nicht“ [Zick]. Und der Mann aus dem amerikanischen Ithaca sieht bereits peinliche Defizite in Mitteleuropa:

„Im deutschsprachigen Raum ist die Archäologie noch sehr ihrer Herkunft aus der Kunstgeschichte verpflichtet“, sagt Manning – naturwissenschaftliche Befunde gälten da im Zweifelsfall weniger“ [Rauchhaupt].

Aus unserer Sicht streiten hier zwei Blinde um das Aussehen der Historie – und das leider nicht zum ersten Mal: Es ist ein déjà-vue-Erlebnis. Dazu muss ich meine Sätze von 2001 wiederholen:

„Zu diesen überaus präzisen Daten gehört auch der berühmte *Santorin*-Ausbruch, der über vergleichbare Keramik auf Zypern auf -1530 datiert wird. Nun gibt es US-Forscher, die sich mit Wachstumsanomalien fossi-



Die Graphik aus dem *Science*-Artikel [FAZ, 30.4.06] zeigt sehr deutlich die Problematik von C14. Der Olivenast liegt in einer Zone der Mehrdeutigkeit: Das C14-Alter für die 50 Jahre zwischen 3320 und 3270 vor heute entspricht ziemlich genau 100 Kalenderjahren zwischen -1620 und -1520. Die Suche nach dem besten Kurvenabschnitt wird „wiggle-matching“ genannt. Die Tatsache, dass nur 60 Jahre früher bereits das nächste wiggle-matching notwendig würde, zeigt die Schwächen der Kalibrationskurve überdeutlich.

lierter Bäume beschäftigen und aus dendrochronologischen Extrembefunden das Jahr -1628 für den Ausbruch errechnet haben – 100 bis 130 Jahre früher als in der Standardchronologie. Sie werden unterstützt von den Eisbohrkernforschern im grönländischen Inlandeis, die ebenfalls für -1628 plädieren.

Bietak veranschaulicht die Diskrepanz zwischen den Disziplinen: ‚Wir müßten 100 bis 130 Jahre ägyptische Geschichte neu füllen, wenn das stimmt. Das ist unmöglich.‘“ [Illig 2001, 5]

Mit *Science* und anderen, der Aktualität verpflichteten Medien im Rücken ist es also durchaus möglich, im Fünfjahresabstand dieselbe ‚Sau‘ durchs minoische Dorf zu treiben, damit die physikalisch bestimmte Weltsicht endlich durchgesetzt wird. Natürlich bestätigen sich die C14-/Dendro-Datierungen bei gleichen Voraussetzungen, also auch bei gleicher Kritiklosigkeit, doch muss irgendwann die Kalibrierung eine ganz andere werden.

Die Ägyptologen werden wohl auch in diesem Jahrhundert nicht begreifen, dass die von ihnen erstellte Chronologie schlicht und einfach falsch ist und zu Recht kritisiert wird [Illig 2001]. Sie werden auch nicht verstehen, dass sie einst mit ihren ach so sicher datierten Holzstücken LIBBY instand gesetzt haben, eine an ägyptischen Daten geeichte C14-Chronologie aufzubauen. Weil sie mehrfach kalibriert werden musste, da sie keineswegs Absolutwerte und -daten liefert, hat sie sich mittlerweile soweit von der ägyptischen Chronologie entfernt, dass es wieder einmal hörbar knirscht.

Es sei daran erinnert, wo das Katastrophen-Duo C14 und Dendro markante Missweisungen produziert, aber gleichwohl den Primat vor der Kunstgeschichte einfordert. Größter ‚Flopp‘ war die ‚Heidenmauer‘ von **St-Odile** im Elsass. Hier wurde im Handumdrehen aus einer vorzeitlichen Megalithmauer eine frühmittelalterliche Befestigung – 90.000 Kubikmeter unbehauene Riesenquadern 90 Jahre vor der Aachener Pfalzkapelle und ihren fein behauenen Steinquadern! Auch hier prallten völlig falsche naturwissenschaftliche mit falschen kunsthistorischen Datierungen aufeinander [Illig 2004].

Besonders emsig sind die Naturwissenschaftler bei **Kruzifixen**. Der Reigen wurde mit dem *Volto Santo di Sansepolcro* eröffnet. Seine 2,70 m große Figur des Gekreuzigten galt vor C14 als Werk des 12. Jhs., in der Nachfolge des *Volto Santo di Lucca* stehend. Doch nach seiner Restaurierung von 1984 bis 1989 wurden die Jahre 679 bis 845 als Entstehungszeitraum festgelegt – „das älteste derzeit bekannte monumentale Kruzifix“ war kreiert und machte Sensation ([Schüppel 2005, 207]; ein dankenswerter Hinweis von Franz Siepe). Da das nächste Großkreuz erst bei 970 geführt wurde, brauchte es nun karolingische Zwischenglieder in der Evolutionslinie, die aber leider nur auf Pergament existierten. Die physikalisch Datierenden leisteten ihre Arbeit conse-

quent. Es folgte der *Udenheimer Kreuzifixus*, der falsch von 1150 bis ins 7./8. Jh. veraltet wurde, um allerdings durch stilistische Vergleiche auf 1070 [vgl. Illig 1996] und später auf „um 1100“ [Schüppel 2005, 208 f.] weitgehend zurückgenommen zu werden. Zuletzt [vgl. Illig 2005, 111] gab es einen C14-‘Doppelschlag’: Das *Enghausener Kreuz* wurde aus der Zeit um 1200 in die Zeit um 900 verfrachtet; gleichzeitig ‘sprang’ das *Schafilacher Kreuz* von 1200 auf 970 [ebd., 113]. Von Widerrufen ist nichts bekannt, so dass in diesem Genre kunsthistorische Vergleiche und Befunde nichts mehr gelten. Hier hat sich MANNINGS Anliegen bereits durchgesetzt! Da spielt es auch gar keine Rolle, dass ein führender C14-Datierer mehr als 30 Jahre lang als Scharlatan ein entsprechendes Institut leitete [ebd., 122] und seine Kollegen ihn wider besseres Wissen gewähren ließen. Sie haben sich damit gleichfalls disqualifiziert – doch niemand sagt es ihnen.

Es bleibt ein Kreuz mit dem Zusammenwirken von Natur- und Geisteswissenschaftlern. Die Kunsthistoriker sehen sich in immer mehr Fällen an die Wand gedrängt – und beim Santorin-Ast wirkt es einmal mehr so, als müssten die Archäologen ein Stück zurücktreten, was angesichts ihres ohnehin letzten Platzes im Gänsemarsch der sich wechselseitig Kompetenz Zuschreibenden keine Degradierung wäre. So lange sie, die Verwalter des entscheidenden Materials, sich nicht emanzipieren, so lange wird der Datierungsunfug fröhliche Urständ feiern.

Literatur

- Bojanowski, Axel (2006): Die Antike dauerte 90 Jahre länger. Naturforscher datieren den Vulkanausbruch von Santorin neu – auf 1630 vor Christus; in: *SZ*, 28.4.06
- Friedrich, Walter u. a. (2006): Santorini Eruption Radiocarbon Dated to 1627-1600 B.C.; in: *Science*, 28.4.06 DOI:10.1126/science.1125087
- Illig, Heribert (2005): Alte Kreuze, alte Throne und Byzanz. Bestätigungen in der Mittelalterdebatte; in: *ZS* 17 (1) 111-124
- (2004): Die Tyrannei des Trivialen. Zum Mittelalterdiskurs; in: *ZS* 16 (2) 258-271
- (2001): Ägypten – neue chronologische Zweifel; in: *ZS* 13 (1) 4-13
- (1996): Gezerre um ein Kreuz; in: *ZS* 8 (2) 245
- Rauchhaupt, Ulf von (2006): Die hundert Jahre von Thera; in: *FAZ*, 30.4.06
- Schüppel, Katharina Christa (2005): Silberne und goldene Monumentalkreuzfixe. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Liturgie- und Kulturgeschichte; Weimar
- Zick, Michael (2006): „Geraubtes Jahrhundert“. Wann ging Santorin unter? Der Ast eines Olivenbaums bringt die antike Zeitrechnung durcheinander; in: *Tagesspiegel* www.tagesspiegel.de/wissen-forschen/archiv/28.04.2006/2496847.asp

Von der Geschichte, die nie geschah

nach Ludwig Anton Haßler, aufgespürt von Peter Hahn

Im Jahre des Herrn 1819 veröffentlichte D. Ludwig Anton Haßler, ehemaliger Professor, Stadtpfarrer und Dekan, damals Bischöflicher Generalvikariats-Rath zu Rottenburg, seine Chronik der Königlichen Württembergischen Stadt Rottenburg und Ehingen am Neckar durch die letzten sechs Jahrhunderte von 1200 bis 1819. Nebst einem immer fortlaufenden Hinblick auf auswärtige merkwürdige Begebenheiten. In seiner Vorrede ringt er mit dem Anspruch auf Wahrheit, in der Einleitung mit den Quellen für die früheste Zeit [Haßler XIII-XVI, 1-3, 10-15, 82].

„Was ist aber recht, was ist wahr??“

Seit uns jener Pilatus den Streich gespielt, die Beantwortung seiner Frage: Was ist Wahrheit? von der ewigen Wahrheit nicht abzuwarten, wird es oft ein saures Ding, diese Wahrheit haarscharf, und winkelrecht aufzufassen. Oft ist sie ein asiatischer Despot, von einer Menge Hofschranzen umgeben, die den Zugang erschweren; oft wirbelt sie wie ein flimmerndes Goldkörnchen mitten in einer Staubwolke vorüber. **Beinahe noch immer treffen wir in ihrem Gefolge, Irrthum, Aberglaube, Lüge – an.**

Wie kann man eine wahre Geschichte schreiben? Giebt es nicht Geschichten, die nie geschahen? -- Fabeln, Romane, Dramen, Märchen, Mythen, Legenden, Novellen zc.? Geschichten, die uns zu ferne, oder auch zu nahe liegen. Nicht viele können die Geschichte ihrer Zeit schreiben, wie Friderich der II. Es giebt Geschichten, die man nacherzählen darf; andere: die man lieber verschweigt. – Es giebt pragmatische Geschichten, die uns die Reihe der Handlungen, mit ihren Ursachen, Wirkungen, Absichten, und Umständen wie ein Korps in grosser Parade darstellen, wobei alles haarklein entdekt wird, bis auf die wahre Quelle des Faktum. Es giebt eine rasonnirende, und eine derasonnirende Geschichte – eine Philosophie der Geschichte, wie eine Geschichte der Philosophie.

Aber hilf Himmel! wer wird denn von einem Chronick-Schreiber alle diese Dinge fordern können? wollte man auch noch überdieß für jede Thatsache einen stringirenden Beweis? Das wäre zu viel – Tunc

Demitto auriculas, ut iniquae mentis asellus,
Cum gravius dorso subiit onus. Hor. I. Sat. 9.19
Senk ich die Ohren herab, wie ein übellauniger Esel,
Ueberbürdet man ihn mit unerträglicher Last.

Es sollte ja genügen, wenn ich meine Hilfsquellen, Naucerus, Martinus Crusius, die allgemeine Weltgeschichte, die Traditionenbücher von St. Moritz, und St. Martin, die Actensammlungen des fleißigen Herrn Registrators Gärth, die Stadt- und Wappenbücher von hier, die Seelbücher der 3. Kirchen mit Einschluß der P.P. Karmeliten, und sonst alles redlich angebe, was sich in meiner gelehrten Hausapotheke zu diesem Zwecke dienliches befand.

Warum sollte ich dann wegen der zu strengen Forderungen einiger Conversations-Brillen (gesagt mit allem, den Conversations-Brillen schuldigem Respekt [auf der allerletzten Buchseite Conservation zu Conversation korrigiert; P.H.]) eine Last tragen, die dem Author wie dem Setzer, dem Verleger wie dem Leser zu schwer fallen muß?

Ich erzähle, was ich finde, was ich glaube,
Ohne daß ich mir zu oft erlaube,
Lob und Tadel zu verschwenden,
Laß es nur beim Wunsch bewenden,
Daß es hier mit uns auf Erden
Immer möge besser werden!

1. Abtheilung.
Geschichte der Stadt Rottenburg vor ihrer Erbauung
§. I. Die älteste Orts-Geschichte

Diese ist überall Fabel, Mythos, Erdichtung, Nebel, Dunkelheit, Chaos; mit Ausnahme der Geschichte, welche von der milden Fabel einer höhern Belehrung umstrahlet wird.

Und doch wie beinahe übereinstimmend, und recht *con amore* gehen die meisten *Chronikschreiber* zu Werke, den Anfang ihrer Geschichte in die entferntesten Zeiten der *grauen Vorwelt* hinauszurücken, verlieren sich dabei in dunkle undurchdringliche Wälder, gehen eigentlich mit Sir *Robert Flood* auf eine Irrwischjagd, legen muthig ihre morschen Lanzen mit weil[and] dem *Ritter von der traurigen Gestalt* auf Windflügel von Zweiflern und Widersprechern ein, machen mit verbundenen Augen, wie die alten *Andabaten* Luftstreiche, und beschäftigen sich am liebsten mit der Geschichte, *die nie geschah*.

Somit wäre ich ja bei jedem billig denkenden Leser entschuldiget, wenn auch ich die Geschichte *einer Stadt vor ihrer Erbauung* schreibe. Alle jene ehrenwerthen Chronik-Schreiber, meine Vorgänger, ruhten nicht, bis sie ihre Erzählung *gemino ab ovo* anfangen konnten, z.B. daß die Grafen von *Altdorf* und *Weingarten* wirklich bis ins 8te Jahrhundert über Karl den Großen, und dessen Vater Pipin den Kurzen, hinauslangen, schien ihrem Geschichtschreiber eine Kleinigkeit. Er wußte sie über die christliche Zeit-Rechnung, über

Roms Erbauung, bis zur Eroberung Trojas hinauszuschieben, und läßt sie von jenen Franken herkommen, welche unter Anführung der Herzogen *Francio* und *Turcus* von Troja an den Isterfluß, die Donau, von da nach Sicambrien in Westphalen, darauf in das Allgöw nach Altdorf zogen. *Hoc credat Judaeus Apella, non ego!* Selbst Martinus Crusius getraut sich nicht diese verwickelte Frage aufzulösen. T. I. F. 215.

Das mag immer hingehen, dürfte hier Mancher denken, den Ursprung eines Ortes so weit hinauszusetzen, als nur immer möglich ist, aber die Geschichte einer Stadt erzählen, *bevor sie ist*, die erst ihr Daseyn erhalten, mit ihren Schicksalen kämpfen muß — das ist baarer Unsinn!

Doch sachte: sachte meine theuersten Herren Recensenten! Nicht wahr! Ich will die Geschichte der alten Stadt *Landskron*, heut zu Tage *Rottenburg* genannt, einer großen, mächtigen, weltbekannten (?) Stadt beschreiben, die, wie ein alter Chronikschreiber sich ausdrückt, ein so großes Schloß hatte, welches den sogenannten Hofstaat des römischen Kaisers, und des römischen Pabstes einige Wochen lang verpflegen und bequem hätte beherbergen können. [...]

Die Stadt *Landskron* sei von den Römern bewohnt gewesen! Römer und Alemannen oder Schwaben! Wer kann dieses zusammenreimen; und dann der erzdeutsche Name: *Landskron!* Nicht einmal *Corona provinciae?* [...]

Aus gänzlichem Mangel glaubwürdigen Urkunden läßt sich also nicht beweisen, daß die alte *Landskron* von den Römern bewohnt gewesen. Zwar vor tausend Jahren, ward wenig geschrieben, wenig gelesen, wenig gedacht, wohl auch wenig Ersprießliches gethan! [...]

Ein anderes Hinderniß der Urkunden jenes Zeitalters war das Aussterben der feinen *lateinischen* Weltsprache, und das Amalgamiren der rauhen unbildsamen Sprachen des hereinströmenden Westens, Nordens und Ostens. Da vergehen Jahrhunderte, bis das vieleckige Fremde sich abschleift und fügt.

Ein nicht minder großes Hinderniß, der in diese so gesegnete Gauen Schwabens widerkehrenden Ordnung, war die durch den Feueereifer des Bruder Peter Eremiten, oder Cucus-Peters von Amiens angefachte Wuth zu den *Kreuzzügen* nach dem heil. Grabe zu Jerusalem, der seine Zeitgenossen mit hinreißender Beredsamkeit nach dem Orient trieb, und um einen Flek im neuen Lande zu erwerben, sein altes Vaterland um 6 Millionen Menschen entvölkerte, ihm tiefe Wunden schlug, die nur die Zeit mit ihrem Wunderbalsam heilet, und die holden Künste, nebst manchen unsrem Schwaben bisher fremdgebliebene heilsame Erfindungen wieder dahin zurückführte. [...]

Nach der ziemlich allgemeinen Sitte meiner ehrenwerthen Herren Kollegen, der Chronikschreiber, sollte ich doch mit dem Alter dieser Stadt recht weit hinausfahren; ich thäte es ganz gewiß; allein die Schuld ist meiner nicht, daß ich so ganz und gar keinen Beweis dafür anzuführen im Stande bin.

Ich war doch so glücklich in meinen *Materialien* zur Geschichte des Landkapitels Rottweil (Herderer 1808) das Alter der kleinen hohenbergischen Stadt Oberndorf am Neckar aus dem oben angeführten Schenkungsbrief des Ritters Wolfhart vom 11. Jan. 782. in den St. Blasianischen Archiven bis ins 8te Jahrhundert mit Gewißheit zurückzuführen.

Ebenso hatte ich das Vergnügen, die älteste mir bekannt gewordene Urkunde für das Alter der ehemaligen Reichsstadt *Rottweil* in dem Freiheitsbrief K. Karls des Dicken, für das Obermünster von Regensburg, welchen derselbe den 16. Febr. 886 im Dorf Rottvile (Rottunvilla) ausgefertigt, zu finden.

Nach Wolfgang Jobst im kleinen Schauplatz der Städte, soll Tübingen bereits im J. 497. erbauet worden seyn; Einer der ältesten Pfalzgrafen, *Chuno*, soll auf dem Schlosse zu Tübingen, der dortigen Pfalzgrafen Residenz, im J. 1080. gelebt haben.

Allein, *wann Landskron* erbauet worden? davon findet sich nirgends auch nur die geringste Spur. Laßt uns nun untersuchen, wann sie durch Erdbeben zu Grunde gegangen ist?

Aber da möchten wir wohl vom Regen in die Traüfe gekommen seyn, so dunkel, verwirrt und widersprechend ist, was uns die Chronikschreiber davon zu sagen wissen, so daß man zuletzt aus Verzweiflung sich zur Parthei desjenigen schlagen möchte, welcher zu Merians *Topographie Sueviae*, Frankfurt am Main, 1643 am Rande hinschrieb, jenes Erdbeben sey eine Fabel, und er wolle dieses in *additionibus* zur Lutzenhardtischen Beschreibung von Rottenburg gründlich beweisen. Das hieße nun freilich den gordischen Knoten zerhauen, nicht lösen! Ich hätte diesen Beweis lesen mögen! [...]

Ich unterschreibe das Erdbeben von Landskron mit gemüthlichem Sinne: Aber, *wann* ereignete sich dieses? Eine neue Frage: Eine neue Noth!

Die Stadt besitzt davon ein immer daurendes Denkmal. Dies wollen wir zuerst besuchen. Es ist ein vor Ehingen hinter der Kapelle auf der Altstadt auf einem Bühl stehendes *Stück Mauer*, 2 Klafter breit, 3 Klafter hoch, und an der Basis eine Klafter dick, aber sich in die Höhe hinauf immer verschmälernd. Sie wurde 1602. reparirt, und enthält folgende Inschrift:

„Anno Christi 1112 den triten des Jenners bei Lebzeiten Bapsts *Benedicti* des achten, und Kayser Heinrichen des fünften, ist die Stadt Landsort, oder Landts Cron genannt, durch Erbidem und Gewäßer untergegangen, und a. 1271. von Grafen Albrecht von Hohenberg wieder aufgebauet, und Rottenburg genannt, und diese Mauer also zum Gedächtniß 1602. wieder erneuert worden.“

Die Unechtheit dieser Nachricht springt schon deßwegen in die Augen: daß Pabst *Benedikt der 8te* im Jahr 1012. gelebt hat, und Kaiser Heinrich V. erst hundert Jahre darauf, nämlich im J. C. 1111. zum Römischen Kaiser gekrönet

ward. Doch da wüßte man sich schon zu helfen. Man setze anstatt Heinrich V. *Heinrich II.*: dann kommt alles in den schönsten Einklang. Pabst Benedikt VIII. bestieg den päpstlichen Stuhl im Jahr 1012. und verließ denselben im J. 1024. wieder; und Heinrich II. starb im J. 1024.

Aber da stoßen wir an eine andere Klippe: von 1112. bis 1271. zur Ausbaung von Rottenburg, welch' ein Zeitraum von 159 Jahren! Wie so ganz unwahrscheinlich! Werden die durch die Flucht geretteten, oder aus der Fremde zurückgekehrten Landskroner — werden die benachbarten Edelleute, die ihre Wohnung in der unglücklichen Stadt verloren hatten, die *Ehinger*, die *Amman*, die *Herter*, die *Stahler* zc. so lange zugewartet haben? Wären die Besitzer der Grafschaft Hohenberg so lange unthätig geblieben, und hätten sie die Stadt 159 Jahre lang in Schutt vergraben liegen lassen? Ganz gewiß nicht!

Wie *Nauclerus*, Probst, Professor und Canzler zu Tübingen, in *Chronicis Commentariis memorabilium omnis aetatis* a. 1500 behauptet, so gieng Landskron erst im J. 1112. unter. Die damals Zurückkehrenden oder Heimreisenden legten die Hand an's Werk. Man grub anfänglich den Grund zu einigen Häusern, auf Antrieb des edlen Ritters von Ehingen, welcher seine Wohnung auf dem Schlosse zu Niedernau, dem heut zu Tage so berühmten Badeort bei Rottenburg, hatte. Daher der frühere Ursprung vom Dorfe Ehingen. Nachher wetteiferten die obengenannte Edelknechte von Amman, die Ueberbleibsel der alten Bürgerschaft zc., bis die Stadt unter Albrecht dem Aeltern im J. 1271. [verbessert aus 1771; P.H.] gänzlich ausgebaut war. [...]

Um nicht länger im Gebiete der Muthmaßungen über ein höheres Alter herumzuirren, das man mit Wahrscheinlichkeit ins 8te Jahrhundert wohl hinausetzen, aber nicht mit überzeugenden Beweisgründen belegen kann, so halte ich mich in der Sache an das Gewiße, an die noch nirgends bezweifelte Zeit der Existenz der Grafen von Hohenberg, die man vom J. 1180 — 1381 und nach dem Verkauf der Grafschaft, noch bis zum J. 1486. mit Gewißheit annehmen darf, und setze die gänzliche Wiedererbaung beider Städte in den Zeitraum von 1220 bis 1271. Innerhalb 51 Jahren ließe sich denn nun eine solche Stadt schon bauen.“

Heutiger Forschungsstand

Mittlerweile gibt es in und um Rottenburg Fundstellen des Mesolithikums, des Neolithikums und der Hallstattzeit. Rottenburgs römische Wurzel darf nun als Sumolocenna mit allgemeiner Zustimmung im Jahre +98 ausschlagen; die Stadt gilt als eine der bedeutendsten Römerstädte im heutigen Baden-Württemberg, war sie doch im Südwesten neben Ladenburg und Bad Wimpfen die einzige ummauerte Ansiedlung der mediterranen Besatzer. Während der Völkerwanderungszeit gibt es keinen Hinweis auf anhaltende Siedlungen, schon gar nicht auf Siedlungskontinuität. Die alamannische Siedlung wird mit

Sülchen identifiziert. Die einzelnen Stadtteile werden zu ganz unterschiedlichen Zeiten erstmals erwähnt:

- 777 Ergenzingen (Corgozsinga)
- 1093 Hailfingen (Hadelvinga)
- 1100 Wurmlingen
- 1120 Eckenweiler, Hemmendorf (Hemmindorf) und Schwalldorf
- 1127 Bad Niedernau
- 1145 Obernau (Owa)
- 1180 Wendelsheim (Winolfsheim)
- 1182 Seebronn (1263)
- 1204 Kiebingen (Chubingen)
- 1213 Sülchen, Kirche (angeblich seit 1118)
- 1244 Weiler (Wilaere)
- 1258 Basingen (Bözzingen) und Frommenhausen (Frumhusen)
- 1275 Biringen (Bühringen) und Dettingen
- 1292 Oberndorf [Quelle: Wikipedia → Rottenburg am Neckar]

Gerade der einzige Fixpunkt für Haßler, die Erwähnung von Oberndorf zum 11. 1. 782, ist als Fälschung ausgemustert worden, während damals die anderen urkundlichen Nennungen unbekannt waren. Das Erdbeben wird von Joseph Zeller [1913] auf den 3. 1. 1117 datiert. Nach der obigen Liste kann es nicht viel zerstört haben.

Nun steht ein einsames 777 (Nennung von Ergenzingen) für 316 Jahre angeblicher Besiedlung. Die beiden weiteren Ankerpunkte waren ebenfalls in Treibsand gegründet. Rottweils Vergangenheit beginnt nicht mehr 886, sondern 771 als Rotuvilla, weil so aus der Gallus-Vita abgeleitet. Tübingens Anfänge konnten sich dagegen nicht im 5. Jh. halten; heute wird von einer Alamannenansiedlung im 6./7. Jh. ausgegangen. Immerhin blieb es bei der Nennung für das 11. Jh.: Der Ortsname wird erstmals 1078 berichtet.

So wird klar, wie mühselig sich die ersten ernstzunehmenden Chronisten durch ein höchst widersprüchliches Lockermaterial hindurchkämpfen mussten, um ganz allmählich festeren Boden unter den Füßen zu gewinnen. Die frühesten urkundlichen Nennungen erwiesen sich auch hier als irreführend.

Immerhin hat sich die Arbeit des aus Wien stammenden Bischöflichen Generalvikariats-Rates Haßler gelohnt. Zwei Jahre nach Erscheinen seines Buches ist 1821 das Bistum Rottenburg begründet worden (seit 1978 Bistum Rottenburg-Stuttgart). Vielleicht lag dies zusätzlich an seinem 1806 in zweiter Auflage erschienenem Buch *Einzig und unumstößlicher Beweis der Gott- und Menschheit Jesu Christi in Gesprächen wider die Ungläubigen und Gottesläugner unserer Zeit. Ein nützliches Lesebuch für Prediger, Seelsorger und Familienväter...*

Ein Schreiben des Leo von Vercelli

Hans-Erdmann Korth

„Unter der Macht des Kaisers reinigt der Papst die Jahrhunderte.“

Da stand der Beleg für die Phantomzeitthese! Die Protagonisten selbst hatten demnach ihr Vorhaben einst schriftlich festgehalten! Es war kaum zu glauben! Der merkwürdige Satz findet sich als Zitat in dem 1951 erschienenen historischen Roman *Der Kaiser Otto III.* von Henry BENRATH (Pseudonym für den Schriftsteller Albert H. RAUSCH, 1882–1949, dem die Fachwelt nicht verzeihen hat, die wahre Abstammung Kaiserin Theophanus aufgedeckt zu haben). Das Buch hatte ich beim Ordnen des Nachlasses meiner Schwiegermutter erstmal zur Seite gelegt.

„Unter der Macht des Kaisers reinigt der Papst die Jahrhunderte.“ So übersetzt BENRATH [163] die Zeile

„Sub caesaris potentia purgat papa saecula [secula]“

aus einem als *Versus de Gregorio et Ottone Augusto* bezeichneten gereimten Text, der Leo von Vercelli zugeschrieben wird und der dem historischen Kontext nach um die Mitte des Jahres 998 entstanden sein dürfte.

BENRATH zufolge enthält dieses kleine Werk nichts, was die Zeitgenossen nicht schon gewusst hätten. Er vermag in ihm

„nur den seelenlosen höfischen Kommentar einer Politik zu sehen, welche schon durch Taten gezeigt hatte, wohin sie steuerte. ‚Dichtung‘ kann ich diese Ansammlung von Reimen nicht nennen“ [ebd., 162].

Nur wenige Zeilen heben sich aus einem Schwall von Worten hervor, wie BENRATH weiter anmerkt.

Auch andere Historiker tun sich schwer damit diesen Text einzuordnen: Während H. DORMEIER [106 f.] ihn als „Triumphlied“ und „Huldigungsgedicht“ ansieht, geht es nach K. GÖRICHs Interpretation in diesen Versen vor allem darum, die Befreiung des Papstes aus stadtrömischen Bindungen und die Schutzfunktion des Kaisers für den Papst zu feiern. Dieser Ansicht schließt sich auch der Tübinger Historiker L. KÖRNTGEN an (dem ich die genannten Quellen durch persönliche Nachricht danke). Jan BEAUFORT wies mich darauf hin, dass die fragliche Zeile traditionell auf die Gewaltenteilung zwischen Kaiser und Papst bezogen wird: Der Kaiser ist für die weltliche Macht, der Papst für die geistige und sittliche Reinheit zuständig.

All diese Befunde deuten auf eine gewisse Ratlosigkeit der Experten hin. Es lohnt sich daher, sich die kritische Ausgabe dieses Textes in den *Monumenta Germaniae Historica* einmal anzuschauen. K. STRECKER beschreibt dort

Christe, preces intellege, Romam tuam respice,
Romanos pie renova, vires Rome excita.
Surgat Roma imperio sub Ottone tertio.

- | | | | |
|---|--|----|---|
| 1 | Salve, papa noster, salve, Gregori dignissime!
Cum Ottone te Augusto tuus Petrus excipit.
Consurgis ad sublimia, ipse te humilia. | 7 | Vetusta Antiochia te colit per omnia,
Antiqua Alexandria tibi currit anxia,
Omnes orbis ecclesiae sunt in tua serie. |
| 2 | E domo sponsae exiens, sicut sponsus rediens,
Antiqui patris munera repetis quam dulcia.
S..... firmiter ut fidelis filius. | 8 | Babilonia ferrea et aurata Graecia
Ottone magnum metuunt, collis flexis serviunt.
Mundoto imperat, quem rex regum liberat. |
| 3 |rum sequeris, laudes Petri erigis,
Romana iura recreas, Romae Romam reparas,
.....it Otto efficit gloria imperii. | 9 | Exulta, papa nobilis, maiestate nominis;
Sedem primam condecoras, secundam iam relevas.
.....ua claret prudentia in Gerberti dextera. |
| 4 | In totum Otto valeat, semper bene habeat,
Qui Galliae te abstulit teque Romam attulit;
..... fecit maximum, inaltavit brachium. | 10 | Gaude papa, gaude caesar, gaudeat ecclesia.
Sit magnum Romae gaudium, iubilat palatium.
Sub caesaris potentia purgat [surgit?] papa secula. |
| 5 | es in ecclesiis, in sanctis misteriis.
Tu es magister omnium, tu componis populum;
.....as reddis varias, ligas, solvis animas. | 11 | Vos duo luminaria, per terrarum spacia
Illustrate ecclesias, effugate tenebras,
Ut unus ferro vigeat, alter verbo tinniat. |
| 6 | Imperat Otto tertius pervigil et strenuus,
Qui secundum apostolum curam habet corporum.
Ad vindictam peccantium fert invictum gladium. | 12 | S..... domne, erige, donum dei perspice,
Te deus fecit maximum et Petri vicarium.
Tuos et tuam gloriam habe in memoria. |

den stark abgegriffenen, teils unleserlichen Text, der sich auf der Rückseite eines Heftes aus vier Pergamentblättern fand (sie wurden später zusammen mit anderen Fragmenten eingebunden). Dieses Heft enthält ansonsten ältere Niederschriften, wobei die Schlussseite zunächst frei geblieben war.

Unser Text besteht demnach aus zwölf dreizeiligen, gereimten Strophen. Über diesen befindet sich ein weiterer Dreizeiler in wesentlich größerer Schrift, der als Refrain verstanden wurde. Neben dem Text findet sich eine Vertonung in Neumen, deren Melodie jedoch nicht rekonstruiert werden konnte. Schließlich wird darauf hingewiesen, dass das Wort „purgat“ am ersten, sowie an den beiden letzten Buchstaben Spuren von Rasuren zeigt.

Wurde etwa das Schlüsselwort des Textes verändert? Welchen Sinn kann denn eine Rasur sonst haben? In diesem Falle wäre es nun aber nicht schwer, das ursprüngliche Wort an dieser Stelle zu bestimmen. Der verbleibende Wortrest „_urg_“ lässt da nur eine einzige weitere Möglichkeit in der durch den Kontext vorgegebenen Präsensform zu: „surget“. Die Zeile lautete dann:

Sub caesaris potentia surget papa secula,

was etwa mit „Unter der Macht des Kaisers lässt der Papst die Jahrhunderte erstehen“ zu übersetzen wäre. Da das Verb „surgere“ auch schon am Beginn des Pergaments erscheint (wenn auch in der Aktivform), ist seine Bedeutung eigentlich klar. Auch die Abänderung des Textes wäre schlüssig, da sie die ursprüngliche Aussage abschwächt, aber nicht verfälscht.

Worum ging es bei diesem Text? Wenden wir uns zunächst dem Verfasser zu: Der spätere Leo von Vercelli gehörte zu jener Zeit als „Logothet“ zum innersten Kreis um Kaiser Otto III, bevor er im Jahre 999 Bischofsamt und Bistum Vercelli übernehmen durfte. Er wurde als hoch intelligent und rational beschrieben, ein hervorragender Redner und Jurist. Die von ihm für den Kaiser verfassten Urkunden sind bekannt dafür, dass sie oft gezielt doppeldeutig angelegt sind (BENRATH nennt Beispiele). Dies gilt auch für die von Leo selbst verfasste Urkunde zu seiner Einsetzung als Bischof von Vercelli. Leo dürfte einer der Initiatoren der „renovatio imperii romanum“ gewesen sein. Zumindest scheint er einer ihrer eifrigsten Verfechter gewesen zu sein. Nach Ottos allzu frühem Tod mit noch nicht 22 Jahren setzte er sich für die Interessen Kaiser Heinrichs II. in Italien ein – und für seine eigenen. Zur Stützung der Ansprüche des Klosters Vercelli präsentierte er dem Kaiser im Jahre 1007 eine gefälschte Urkunde aus der Karolingerzeit.

„Unter den vorgelegten Vorurkunden befand sich auch ein echtes Diplom Karls III. für Bischof Liutward von Vercelli (882), das Leo wohl für diese umfangreiche Bestätigung verfälscht hatte.“ [Dormeier]

Offenbar hatte er als einer der Ersten die Möglichkeiten erkannt, die das erfundene Frühmittelalter für solche Vorhaben bot.

Sollte also einer der führenden Staatsdiener einen praktisch inhaltsleeren Hymnus zur allgemeinen Erbauung verfasst haben? Das ist kaum vorstellbar. Und schon ein flüchtiger Blick auf das Dokument weist in eine andere Richtung. Die erste Zeile des Textkörpers stellt eine formal korrekte Briefanrede an den Papst dar:

„Salve, papa noster, salve, Gregori dignissime!“

Demnach handelt es sich um ein Schreiben an Gregor V. (Bruno von Kärnten), den Cousin des Kaisers, der wenige Monate zuvor, im Frühjahr 998, nach der blutigen Rückeroberung Roms durch Otto III. auf den apostolischen Stuhl zurückgekehrt war. Leo von Vercelli war es gewiss zuzutrauen, ein solches Schreiben so zu verfassen, dass dem flüchtigen Leser der wahre Inhalt der Botschaft an den Adressaten entging. Im Folgenden wollen wir diese Hypothese überprüfen:

Die über dem Textkörper befindliche einleitende Strophe wäre in diesem Fall nicht als Refrain zu sehen, sondern sie würde der „Invocatio“ offizieller Urkunden entsprechen. Schauen wir sie etwas genauer an:

„Christe, preces intellege, Romam tuam respice“

Christus wird hier nicht etwa um die Erfüllung der folgenden Bitten ersucht, sondern er soll sie erst mal verstehen. Den Verstand Christi in Frage zu stellen wäre schiere Ketzerei! Die Zeile stellt daher wohl in Wirklichkeit einen Appell an den Leser des Schreibens dar, die folgenden Botschaften richtig einzuordnen.

„Romanos pie renova, vires Rome excita“

Nein, hier geht es nicht um die Frömmigkeit (pietas) der Römer, sondern um die wieder zu erlangende Friedfertigkeit (pie = Milde, Sanftmut) der infolge der Besetzung immer noch hasserfüllten und verstörten Einwohner Roms.

„Surgat Roma imperio sub Ottone tertio“

Damit ist das eigentliche Staatsziel angesprochen, das Wiedererstehen des Römischen Reiches unter dem jugendlichen Kaiser Otto III, dem sich alles unterzuordnen hat. Nach diesem Vorwort folgt die schon erwähnte höfliche Anrede. Sofort darauf ändert sich der Ton:

„Cum Ottone te augusto tuus Petrus excipit.“

Bei DORMEIER finden wir die Übersetzung: „Gemeinsam mit Otto dem Augustus nimmt dein Petrus dich bei sich auf.“ Nein: te = Dir! Selbst wenn wir dem Text hymnische Schwärmerei unterstellen, bleibt die Frage nach dem Sinn. Warum sollte ausgerechnet der Papst seinen Vetter als „Augustus“ ansehen, selbst wenn es des Kaisers offizieller Titel war? Und was hat Otto auf dem Stuhle Petri zu suchen?

Ich halte eine andere Lesart für möglich: „cum mit Indikativ“, das hatte

man mir vor vielen Jahren eingetrichtert, steht für „als; wenn; jedesmal wenn; dadurch dass“. Bei *augusto* könnte es sich um eine umgangssprachliche Vergangenheitsform von „*augere*“ (erheben) handeln. Im Hochlatein finden wir die Perfektform „*auctus*“. Allerdings wird *Augustus* (der Erhabene) natürlich auch von „*augere*“ hergeleitet. Für den Einfluss der Umgangssprache spricht auch der Augmentativ „*Ottone*“. Diese Steigerungsform ist in den modernen romanischen Sprachen gebräuchlich, im klassischen Latein jedoch nicht. Damit spricht einiges für die Lesart: „Dadurch, dass der große Otto dich erhob, hat Petrus dich herausgehoben.“ Dieser Gedanke setzt sich logisch fort mit

„*Consurgis ad sublimia, ipse te humilia.*“

Halten wir also fest: Sofort nach der förmlichen Anrede wird der Papst darauf hingewiesen, wem er sein Amt verdankt und seine Demut wird eingefordert.

Über insgesamt acht Strophen setzt sich dieses Muster fort. In regelmäßigem Wechsel werden die Aufgaben des Papstes den Machtmitteln des Kaisers gegenübergestellt. Dabei wird keinerlei Zweifel daran gelassen, dass Otto in jeder Beziehung das Sagen hat. Inhaltlich wird dabei nur Altbekanntes vorgebracht, wie *BENRATH* richtig feststellt. Aus der Perspektive des Papstes als Adressaten liest sich der Text allerdings ganz anders: Für ihn stellt er eine massive Einschüchterung und die unverhohlene Drohung mit Gewalt dar.

Zu Beginn der neunten Strophe ändert sich der Tonfall: Nun sind ganze fünf Zeilen lang Jubel und Freude angesagt. Zugleich wird auch auf den Rat *Gerberts* verwiesen, des führenden Gelehrten an *Ottos Hof*. Mit der Freude kündigt sich die eigentliche Botschaft an. Hierbei handelt es sich um ein gängiges Stilmittel. Man denke nur an Formeln wie „*Annuntio vobis gaudium magnum, habemus Papam.*“ Nun also kommt der Schlüsselsatz:

„*Sub cesaris potentia purgat/surget papa secula*“

Nach der Übersetzung von *BENRATH* sei auch noch die *DORMEIERs* angegeben:

„Unterm mächtgen Schutz des Kaisers läutert nun der Papst die Welt.“

Das klingt gut, aber was soll es bedeuten? Welche konkrete Maßnahme könnte es beinhalten? Warum ist für die Nachricht, dass die Welt besser werden soll, ein solcher rhetorischer Aufwand erforderlich? Ist es zulässig, den Zeitbezug von *seculae* (noch dazu in der Mehrzahl) einfach mit „Welt“ zu übersetzen? Gemeinhin wurde mit *seculum* (oder *saeculum*) ein längerer Zeitraum bezeichnet, ein Jahrhundert, aber auch ein Menschenalter. Einiges spricht also für *BENRATHs* Übertragung: „Unter der Macht des Kaisers reinigt der Papst die Jahrhunderte,“ bzw. er lässt sie erstehen: Hier haben wir den Hinweis der Urheber auf den Zeiteinsprung von mehreren Jahrhunderten! Es geht damit um ein bereits abgesprochenes Projekt, dessen Durchführung angemahnt wird, was das Schreiben und seinen dringlichen Ton verständlich macht.

Sofern ILLIGS Hypothese richtig ist, dass Konstantin VII. Porphyrogenetos bereits ein halbes Jahrhundert zuvor die Geschichtsschreibung seines Reiches um drei Jahrhunderte veraltet hat, dann war es für Otto III. eine Frage der Staatsräson, diesen Zeitsprung nachzuvollziehen. Sein Projekt der Reichserneuerung wäre zum Scheitern verurteilt gewesen, hätte er der Geschichtsschreibung Konstantinopels – die zu widerlegen er keinerlei Chance hatte – nichts entgegensetzen können. Bei jedem Konflikt, so wäre zu erwarten gewesen, hätten die Byzantiner darauf hin gewiesen, dass Ottos Neues Reich keinerlei durch Tradition gesicherte Legitimität besäße. Hinzu kam Ottos eigene Abstammung. Konnte er hinnehmen, dass seine mütterlichen Vorfahren einer anderen Geschichtsprämisse entstammten als seine väterlichen? Dies alles wäre für ihn mit Sicherheit niemals zu akzeptieren gewesen. Er musste also um jeden, wirklich jeden Preis mit Konstantinopel gleichziehen und sich dafür auf die Kirche stützen. Die anstehende Jahrhundertwende bot ihm die beste Gelegenheit, eine Kalenderreform ohne großes Aufsehen durchzuführen. Aber es war keine Zeit zu verlieren. Das Projekt stand somit unter gnadenlosem Zeitdruck. Nicht die Einführung, wohl aber die Weiterführung wurde durch das baldige Hinscheiden von Otto III. und Silvester II. gefährdet.

Jahre später, nachdem Heinrich II. 1002 die Herrschaft des Reiches übernommen hatte, erinnerte sich Leo an diesen Brief. In gleicher Gedichtform versuchte er dem neuen Kaiser die durch Ottos Tod entstandene Situation zu verdeutlichen. In diesem als *Versus de Ottone et Heinrico* bekannten Text verkehrt er nun die Aussage der zehnten Strophe des Briefes an Gregor in ihr genaues Gegenteil:

„Plangat mundus, plangat Roma, lugeat ecclesia!
Sit nullum Rome canticum, ululet palatium!
Sub cesaris absentia sund turbata secula.“

Es darf vermutete werden, dass Leo durch diese abermalige Intervention verhindern wollte, dass die begonnene Kalenderreform auf halbem Wege stecken blieb.

Zurück zu unserem ursprünglichen Text: Nachdem die Botschaft heraus ist, wird in der elften Strophe an die Kooperation von Kaiser und Papst durch Schwert und Wort (in dieser Reihenfolge!) appelliert. In der letzten Strophe schließlich wird der Papst zum Handeln aufgefordert: Gott habe ihn ins allerhöchste Amt als Nachfolger Petri erhoben. Und er möge doch bitte auch an seinen eigenen Ruhm und den der Seinen denken...

Wie diese kurze Betrachtung zeigt, erscheint der *Versus de Gregorio et Ottone Augusto* in sich schlüssig und unmittelbar verständlich, wenn er als hoch professionell konzipiertes Schreiben an den Papst verstanden wird. Für den Empfänger ist die kaum verhüllte Drohung offensichtlich. Dem ober-

flächlichen Leser bleibt sie verborgen. Dieser verwundert sich allenfalls über die eigenartige Zwecklosigkeit des Textes.

Wir wissen nicht, ob Papst Gregor V. den Brief je erhalten hat. Die uns überlieferte Fassung auf der Rückseite eines alten Heftes stellt wohl nur einen Entwurf dar. Offenbar hat Gregor der Aufforderung des Kaiserhofes nicht entsprochen. Möglicherweise fühlte er sich dazu auch gar nicht in der Lage, nachdem er erst kurz zuvor aus dem Exil zurückgekehrt war. Hinzu kamen wohl moralische Skrupel: Im Gegensatz zu seinen Vorgängern hatte sich Gregor V. stets um einen vorbildlichen Lebenswandel bemüht.

Wenige Monate später, am 18. Februar 999, starb Gregor V. völlig überraschend im Alter von 27 Jahren in Rom. Den Kaiser sowie seine Herzöge und die Bischöfe Leo und Gerbert erreichte die Nachricht im Kloster von Monte Cassino auf einer Synode. So konnten sich Spekulationen über einen möglicherweise gewaltsamen Tod des Papstes nur gegen die Römer richten. Hierfür ließ sich aber außer schierem Hass kein rationales Motiv finden, da an der Benennung des Nachfolgers durch Kaiser Otto kein Zweifel bestehen konnte. Tatsächlich wurde nun Gerbert von Aurillac zum Papst ernannt. Diesem gelang es offenbar ohne große Mühe, die Kirche in das Millennium zu führen und das folgende Jahr als „Säkularjahr“ begehen zu lassen.

Literatur

- Benrath, Henry (²1982): Der Kaiser Otto III; Stuttgart (geschrieben 1946, ¹1951)
- Dormeier, Heinrich (1993): Kaiser und Bischofsherrschaft in Italien: Leo von Vercelli; in: Ausstellungskatalog *Bernward von Hildesheim und das Zeitalter der Ottonen*, hg. von Michael Brandt und Arne Eggebrecht, Hildesheim · Mainz, Band 1, speziell 103-112
- Görich, Knut (²1993): Otto III. Romanus Saxonicus et Italicus; Sigmaringen. Speziell 198 f., 234
- Korth, Hans-E. (2003): Gerbert v. Aurillac †12. Mai 1003; in *ZS* 15/1 (2003) 209-221
- Strecker, Karl (1939): *MGH, Poetae Latini* 5, 477-480 www.dmgf.de

Hans-Erdmann Korth, 70184 Stuttgart, Sandbergerstr. 34
korth@t-online.de

Zur Zeitstellung Karls des Großen

Volker Friedrich

Karl der Große, auch „Großkarl“ geheißen [Heinsohn 2001, 634], wurde seit dem II. Weltkrieg mehr oder minder systematisch als politische Integrationsfigur Europas aufgebaut. Woher er kam, wer er war und wohin er ging, ob er je existiert hat, bleibt allerdings weiterhin im Dunkeln. HÄGERMANN hat hierzu in seiner neuen Karlsmonographie eine nüchterne Bilanz unter der Überschrift „Das Dunkel um die Geburt Karls und seine Herkunft“ gefertigt. Sie sei deswegen auszugsweise zitiert [2003, 31, 31 f., 37]:

„Die Biographie des ‚großen Kaisers Karl‘ aus der Feder Einharts wird zumindest einer Erwartung nicht gerecht, die wir wohl stets mit einer Lebensgeschichte verbinden, nämlich der Vermittlung der Lebensdaten. [...] Zu Einharts Gunsten muß berücksichtigt werden, daß Karls Geburt – unabhängig davon, ob wir das Jahr 742, 747 oder 748 annehmen – in den Zeitraum des Niedergangs ja des weitgehenden Verstummens der zeitgenössischen Geschichtsschreibung fiel, während die später vom Hof inspirierte Historie – Metzger Bischofsgeschichte, sogenannte Reichsannalen – erst in den achtziger Jahren des 8. Jahrhunderts oder gar noch später entstand. Somit verdient Einhart zumindest in diesem Punkt volle Glaubwürdigkeit, wenn er uns wissen läßt, daß er über Geburt, Kindheit und Jugendzeit seines Helden nichts habe in Erfahrung bringen können, wobei er allerdings wohl übertreibt. [...] Es liegen undurchdringliche Schatten über der weitgefächerten Aufstiegs Geschichte der später nach ihrem berühmtesten Sproß benannten Karolinger, nur wenig wird auf den Scheffel gestellt, vieles unterdrückt und verschwiegen, manches in ein schiefes Licht gerückt, manches bewußt nachgebessert. Auch Einhart als Biograph Karls ist diese Vorgehensweise durchaus geläufig.“

Hinsichtlich der Identität Karls des Großen ist HEINSOHN bereits 2001 [659] zum Schluss gelangt, dass angesichts der Illigischen Phantomzeit 614|911 mit Versatzstücken des mit allen Insignien versehenen Karl d. Einfältigen/Simplexkarl (898–923; † 929) ein Karl der Große/Großkarl ausgestattet worden sei. Er hat hierbei die numismatische Praxis in Frage gestellt, alle Silberdenare mit Karlsmonogrammen willkürlich auf die vielen „Karle“ gemäß Regentenlisten zu verteilen [ebd., 645 f.]. Er belegte [ebd., 652], dass zwischen 794 und 950 fränkische Adelsprägungen nahezu völlig fehlen, obwohl solche Ende des 6. und ab Mitte des 10. Jhs. üblich gewesen waren. Zusammenfassend kam HEINSOHN [ebd., 657] zum Schluss, es wäre

„nicht zwingend, dass sämtliche Karl Karlmann-Münzen der Frankenzeit

einem bis 911 königlichen und dann kaiserlichen *Simplex* zufallen müssen. Es könnten auch Adels- oder *Majordomus*-Prägungen für nicht königliche Herren namens Karl/Karlmann o.ä. dabei sein. Dies wird hier ausdrücklich weder behauptet noch ausgeschlossen.“

Am 7. Mai 2004 brachte der damals in Bern lehrende Architekturhistoriker Volker HOFFMANN anlässlich eines Vortrages vor der *Kunstgeschichtlichen Gesellschaft* zu Berlin gewichtige Indizien vor, dass die Aachener Pfalzkapelle aufgrund ihres Architekturbefundes bereits um 520 n. Chr., möglicherweise durch byzantinische Architekten für den fränkischen König Chlodwig erbaut worden sei [vgl. Niemitz/ Illig, 2004, 276]. Die Gründe für die Errichtung des u. U. als Audienzhalle oder Mausoleums geplanten Baues [ebd., 274] an einem abseitig gelegenen antiken Badeort sind unklar [ebd., 277]. HOFFMANN bestätigte damit mittelbar ILLIG, der bereits seit den 1990er Jahren mehrfach schlüssig begründet hatte [vgl. u. a. 1996, 202 ff.], dass der herkömmliche Karl der Große des 8./9. Jhs. nicht der Erbauer der Pfalzkapelle gewesen sein könne. Eine Errichtung der achteckigen Pfalzkapelle im 6. Jh. stellt zwar keinen Beweis für die Illigsche Phantomzeit dar [vgl. Ernst 495 f.], regt gleichwohl im Zusammenhang mit HEINSOHNS Ergebnis zu einer Recherche darüber an, ob sich Hinweise darüber finden, dass ein (weniger großer) Karl der Große zu einem wesentlich früheren Zeitpunkt lebte, als bisher grundsätzlich angenommen wird.

Menapier (Antike/Frühmittelalter)

Auf der Suche nach nichtköniglichen, aber adeligen „Karlen“ oder „Caroli“ im Heinsohnschen Sinne wird man bei Didier-Georges DOOGHE [1981, 7, 23, 42] fündig. Dieser hatte, zum Thema passend, drei zusammengehörige Herrscherlisten des belgischen Königshauses der Menapier, der aus ihnen hervorgehenden Grafen des Haspengaus (frz.: Hesbaye) sowie der Grafen von Reims, Laon und Vermandois veröffentlicht.

Als erster „Karl“ im fraglichen Zeitraum um +520 taucht ein Graf [comte] „Carolus IV. Nazon“ vom Haspengau (480–516) auf. Er ist Sohn des vom Merowingerkönig Chlodwig vertriebenen letzten Menapier-Königs Austrapius (440–508) und wurde mit dem Haspengau für das okkupierte menapische Königreich an der Nordseeküste entschädigt [Dooghe 1981, 7, Anm. 4]. Sein Sohn Carolus V. (515–578) hatte mit Itha, der Tochter eines Pippin, vier Kinder, nämlich Pippin den Alten/Pépin le Vieux (540–568), Carloman (547–613, Vater des Pippin von Landen), Itha und Waltrade. Zwei dieser vier Leitnamen entsprechen in auffälliger Weise den Namen zweier Kinder, welche Großkarl mit Hildegard, einer seiner vielen Frauen – Attila gleich – zeugte: Pippin, Kg. v. Italien († 810), Karl († 811), Adelheid und Rotrud.

Das Gebiet der Menapier [Bavay]



Bemerkenswert ist an DOOGHE Genealogien, dass die Mutter Großkarls, Berthe oder Bertrada, Schlossherrin der Bertrada-Burg bei Mürtenbach/Eifel, in der einer Legende zufolge Großkarl geboren wurde [Tiepelmann 32], in gerader männlicher Linie dem menapisch/haspengauischen Herrscherhaus entstammt [Dooghe 23, Tableau 1; 42, Tabl. 9]. Dies scheint kein Zufall zu sein, selbst wenn man diese Genealogien als nachträgliche Verfälschungen oder Fälschungen betrachtet: Großkarl sollte anscheinend auch als genuiner Menapierspross hingestellt werden (vgl. u. Bischof Godmar von Gerona).

Die Belehnung der ursprünglich an der Nordseeküste nordöstlich von Boulogne beheimateten germanischen Menapier, wichtigen Widersachern Cäsars bei dessen Eroberung Galliens, mit dem auch heute noch im Volksbewusstsein des Dreiländerecks lebendigen Haspengau, könnte als Erklärung für den Ausbau des abseitigen, an einer römischen Nebenstraße gelegenen und weder im *Itinerarium Antonini* noch in der *Tabula Peutingeriana* aufgeführten Aachen und für die Errichtung der so genannten Pfalzkapelle dienen: Der Haspengau erstreckte sich im frühen Mittelalter von Namur im Westen bis kurz vor Aachen [vgl. Dooghe 22]. Der Ort Landen im zentralen Haspengau war später der Hauptort Pippins I. [Ewig 182]. Carolus V. (515–578) bzw. sein Sohn Carloman (547–613) hätten infolge ihrer langen Lebens-/Regierungszeiten genügend Zeit für die Errichtung größerer Bauten in Aachen gehabt.

Ob Carloman mit Großkarl identisch ist, bleibt Spekulation, wenn auch

Großkarl trotz seiner 47-jährigen Alleinherrschaft keine bisher beweisbare Bautätigkeit entfaltet hat. Typisch ist hierbei, dass praktisch alle Karl d. Gr. zugeschriebenen materiellen Dinge mobiler Natur sind. (So werden z. B. im Falle der Basilika San Apollinare in Classe südlich Ravenna nur Mobilien wie Sarkophage in die Leerzeit 614||911 geschoben.). Die beiden menapischen Caroli kommen daher ohne weiteres auch als Auftraggeber für die Prägung von Silberdenaren mit Carolus-Monogrammen in Frage [vgl. o. Heinsohn]. Wirtschaftliche Grundlage für die Menapien dürften in der Merowingerzeit erhalten gebliebene römische Domänen [Ewig 61] gewesen sein. Gerade der Raum südwestlich Aachens zeichnete sich später durch eine Massierung großer fränkischer Königsgüter aus [Erbe 32, Karte 2].

Fränkische Genealogie des Bischofs Godmar von Gerona (um 939/40)

Dass Großkarl wie Simplexkarl lediglich 26 Jahre herrschte [vgl. o. Heinsohn] geht aus einer Chronik des Bischof Godmar von Gerona über die Franken hervor, die im Jahre 939/40 dem Geschichtsschreiber und Geographen al-Mas'udi unter die Hände kam [Text vgl. Fleischhammer 88, f. sowie Anm. 75]. Die Godmar-Genealogie enthält erhebliche Abweichungen gegenüber den heute üblichen Genealogien über Merowinger und Karolinger. Insbesondere streicht sie mehrere Ebenen Merowinger-Könige, weist Großkarl als Merowinger aus und rechnet in Herrscherjahren.

Konstantin VII. Porphyrogenetos (allein reg. 944–959)

Über die zeitliche Einordnung Großkarls des Geheimnisvollen finden sich einige frappierende, dem üblichen Zeitschema zuwider laufende Informationen im Werk *de administrando imperio* (DAI) des byzantinischen Kaisers Konstantin VII. Porphyrogenetos, der sich im Periodikum *Zeitensprünge* zunehmender Beachtung erfreut. Aus mehreren DAI-Textstellen geht konkludent hervor, dass Großkarl bereits im 6. Jh. gelebt haben muss. Sie wurden bisher wissenschaftsgeschichtlich grundsätzlich als anachronistisch abgetan. Wichtig zum Verständnis ist, dass DAI als geheim gehaltene Anleitung zum politischen Handeln für Konstantins VII. Sohn Romanos konzipiert war [Belke/Soustal 47] und erst lange nach seiner Niederschrift zwischen 1059 und 1081 kopiert wurde [ebd., 60].

Text DAI, Kap. 27: „Über das Thema Lagubardia und die darin liegenden Fürstentümer und Herrschaften“ [Belke/Soustal 132 ff.]:

„Zur Zeit der Kaiserin Eirene aber wurde der Patrikos Narses entsandt und verwaltete Benebendos [= Benevent in Mittelitalien; V.F.] und Papia [= ältere Bezeichnung für Pavia, dem antiken Ticinum/Lombardei; V.F.]; Zacharias, der Papst aus Athen, verwaltete Rom. Es geschah aber, daß in der

Gegend von Papia Kämpfe ausbrachen, deshalb gab der Patrikios Narses den für den Fiskus eingebrachten Tribut für das Heer aus, und die gewohnte Einnahme wurde von ihm nicht abgesandt. [...] Die Langobarden (Lagubardoï) siedelten aber zu dieser Zeit in Pannonien, wo jetzt die Türken [= Ungarn; V.F.] wohnen. Da schickte ihnen der Patrikios Narses verschiedene Früchte zu und gab ihnen dazu folgende Erklärung: ‚Kommt her und seht ein Land, in dem, nach dem Schriftwort, Honig und Milch fließen; ich glaube, Gott hat kein besseres als dieses. Und wenn es euch gefällt, laßt euch darin nieder, auf daß ihr mich in alle Ewigkeit selig preist.‘ Als dies die Langobarden gehört hatten, ließen sie sich überzeugen; sie nahmen ihre Familien und kamen nach Benebendos.“

Die Kernaussage Konstantins VII. lautet, dass

- der byzantinische Feldherr Narses (offiziell † ca. 568),
- der letzte Griechenpapst Zacharias (offiziell 741–752) und
- die byzantinische Kaiserin Irene (offiziell 797–802)

zeitgleich, d. h. im 6. Jh., lebten.

Narses als handelnder Feldherr des 6. Jhs. ist gesichert: Nach seinem siegreichen Feldzug von 555–567 gegen die Ostgoten war er erster byzantinischer Statthalter (Exarch) in Italien, wo er ca. 568 verstarb. BELKE/SOUSTAL [132, Anm. 236] vertreten die Auffassung, dass Konstantin VII. sich irrte und den Einmarsch der Langobarden in Italien 568 unter dem Eindruck der Eroberung Ravennas durch die Langobarden im Jahre 751 beinahe 200 Jahre in die Zukunft verschoben hätte. Das gleiche wäre bei der chronologischen Einordnung der Kaiserin Irene geschehen.

Die in Rom lehrende Freifrau Vera von FALKENHAUSEN hatte bereits 1966 in ihrer Dissertation auf andere, damals nicht erklärliche Anachronismen in den Schriften des Konstantin VII. Porphyrogennetos aufmerksam gemacht:

„*Der Patrikios Arichis von Benevent [ebd., 13, 14; dai, c. 27, 112-114] könne nicht in vorlangobardischer Zeit vom süditalischen Benevent aus Capua und das in der Po-Ebene liegende Pavia verwaltet haben. Konstantin VII. müsse die Strategen Symbatikios und Georgios gemeint haben, welche tatsächlich von 892 - 895 das Thema Langobardia von Benevent aus verwalteten.“

„* Grimuald III. (787-806), Arichis Sohn [ebd., 14], habe zunächst am Hofe Karls des Großen als Geisel gelebt und ihm dann den Vasalleneid geschworen. Danach hätte er seine Urkunden nach Karls Regierungsjahren datiert und die beneventianischen Münzen mit Karls Namen schlagen lassen.“

„* Die Gründung des byzantinischen Themas Langobardia [ebd., 23] sei ca. 891/92 erfolgt.“

„* Die Behauptung Konstantins VII., das Thema Kephalaria sei vorher eine Turma des Themas Langobardia gewesen [ebd., 24/25; dai, c. 50, 236], sei unrichtig, da Kephalaria nachweislich älter sei“ [vgl. Belke/ Soustal 242, Anm. 530].

Dass die o. a. zeitlichen Zuordnungen Konstantins VII. wohl nicht aus der Luft gegriffen sind, belegt Gregor von Tours: Er berichtet [Buch IX, 29], dass der austrasische Teilkönig Childbert II. (575–596) bereits in seinem 15. Regierungsjahr (= 588) die Langobarden tributpflichtig machte und ein Jahr später [Buch X, 3] ihren König Aptacharius besiegte (Schreibweisen bei sog. Fredegar: „Autharius“, bei Paulus Diakonus: „Authari“, bei Regino von Prüm: „Otharius“). So dies korrekt ist, wären die Langobarden nicht nur unter Großkarl (774), sondern bereits 186 Jahre früher unter die Herrschaft der Franken gefallen!

Damals besaßen die Byzantiner mithin die beste Möglichkeit, Teile ihres langobardisch okkupierten Besitzes im südlichen Italien und an der Adria zu reorganisieren. Wenig später dürfte sich Großkarl nach einem antibyzantinischen territorialen Deal vom Papst (von welchem übrigens?) in Rom zum Kaiser gekrönt haben lassen. Die reale Herrschaft der Langobarden in Italien hätte somit nur rd. 20 Jahre gedauert, womit die Armut an archäologischen langobardischen Funden in Italien, die wenigen langobardischen Sprachrümer in lombardischen Ortsnamen [vgl. Menghin 189] und nach den dunklen Jahrhunderten Italiens dessen Risorgimento nach dem Jahre 1000 [vgl. Procacci 10 f.] eine einsichtige Erklärung fänden. Subtrahiert man übrigens vom Gründungsjahr des Themas Langobardia 891/92 die Illigischen 297 Phantomjahre, so errechnen sich die Jahre 594/95 als ungefähre Gründungszeit des Themas Langobardia, was gut in den zeitlichen Ablauf passt.

Exkurs zu Paulus Diakonus und Papstviten [vgl. Heine, 1986, 222 ff.]

Die von Paulus Diakonus, einem angeblichen Angehörigen der Großkarlischen Akademie und Kollegen Alkuins, geschriebene Geschichte der Langobarden fußt auf bekannten wie auf nicht nachweisbaren Quellen und baut ein virtuelles Geschichtsbild auf: Wenn man Paulus glauben will, dann verschenkten nämlich die Langobarden unter ihren Königen Aripert (653–661) und Liutprand (712–744) serienweise und ohne Gegenleistungen ganze Regionen in Italien an das Patrimonium Petri, was politisch völlig abwegig ist, jedoch die späteren kirchlichen Fälschungsaktionen absicherte. Dies und die Verwendung der neueren Namensformen bei italienischen Städten und Provinzen [Jacobi 30 f.] weist Paulus einem späteren Jahrhundert zu.

Den Viten der folgenden Päpste zufolge gingen die selbstlosen Landabtretungen der Langobarden an das Patrimonium Petri munter weiter, und zwar

zur Zeit der Päpste Zacharias (741–752), Stephan II. (752–757), Stephan III. (768–772) und Hadrian (772–795), wobei seit Papst Stephan II. König Kurzpippin Druck auf die verstockten Langobarden ausübte, Großkarl sie mit der Einnahme Pavias 774 endgültig unterwarf und am Ende gar das gesamte zu Byzanz gehörende Mittelitalien gemäß kurzpippinscher Schenkung an das Patrimonium abtrat.

Eine weitere häufig zitierte, thematisch relevante DAI-Textstelle Konstantins VII. muss denkgesetzlich ebenfalls auf die Zeit des 6. Jhs. zielen: Die Genealogie des berühmten Königs Ugo [DAI, Kap. 26; Belke/Soustal 126 f.]:

„Der König von Italien, der ältere Lothar (Lotharios), Großvater des berühmten Königs Ugon (Hugo), leitet sich vom Geschlecht des älteren Karl her, über den großes Lob, rühmende Erzählungen und Berichte von tapferen Kriegstaten im Umlauf sind. Dieser Karl war nun Alleinherrscher über alle Königreiche und herrschte als Kaiser über das große Frankenreich. Zu seiner Zeit wagte keiner der übrigen Könige, sich König zu nennen, sondern alle waren seine Vasallen; er sandte auch genügend Geldmittel und große Reichtümer nach Palästina und baute dort sehr viele Klöster.“

Geschichtlicher Hintergrund dieser Passage ist die Verheiratung von Konstantins VII. Sohn Romanos mit Berta/Eudoka, einer Nachfahrin Großkarls. Berta hatte folgende Ahnen [vgl. u. a. Genealogie bei Birken 2004, 572 f.]:

Karl der Große

→ Kg. Ludwig der Fromme

→ Kg. Lothar I.

→ Lothar II. (Kg. v. Lothringen)

→ Berta die Ältere (Tochter Lothars II.)

→ Hugo von Arles/Kg. von Italien (Sohn Bertas der Älteren und Vater der Berta/Eudoka).

Die Zeit um 800 herum entspricht also (nicht jahrgenau!) etwa dem Zeitraum um 550/600. Diese Schlussfolgerung wird insbesondere durch die Aussage Konstantins VII. († 959) bestätigt, dass Großkarl parallel zu anderen Königen lebte, die offensichtlich aus Furcht vor diesem Gewalthaber ihre Königstitel nicht zu führen wagten.

Die für die Zeit um 800 im eurasischen Erdenkreis außerhalb des Frankenreiches bekannten oder vermuteten Herrscher (China, muslimische Kalifate, orthodoxes Byzanz, missioniertes Britannien, heidnisches Dänemark) sind offensichtlich obsolet. Die Mitte des 8. Jhs. scheidet denkgesetzlich ebenfalls aus: Hier hätte ein 742 geborener Karl, später der Große genannt, allenfalls als zartes zehnjähriges Knäblein als einzigen den letzten Merowingerkönig, den geschorenen Childrich III. († 752), im Kloster knechten können. Das gilt

in verstärktem Maße, wenn man neuerdings Großkarl erst im Jahre 748 das Licht der Welt erblicken lässt.

Selbst wenn man davon ausgeht, dass zwischen der Niederschrift des DAI im 10. Jh. und dem in Frage stehenden 6. Jh. tatsächlich 400 Jahre realer Zeit liegen sollten, so wäre auch in einem solchen Falle anzunehmen, dass der sehr belebte byzantinische Kaiser sich nicht gleich um 200 bis 300 Jahre zur historischen Verdummung seines leiblichen Sohnes Romanos geirrt hätte. Das wäre ungefähr so (Vergleiche hinken), als ob der erste Kanzler der BR Deutschland, der Rheinländer Konrad Adenauer, bei einem politischen Hintergrundgespräch mit Journalisten den napoleonischen Russlandfeldzug (1812) mit den französischen Reunionskriegen (1679–81) verwechselt hätte.

Im Auge kann Konstantin VII. daher im wesentlichen nur merowingische Könige des 6./7. Jhs. gehabt haben [vgl. Genealogie bei Heinsohn 647, Abb. 12; Grote 20; Birken 2004, 571]: Dies sind Sigibert I., Chilprich I., Charibert und Gundram, jedoch auch die Ebene Theudebald I. – Childbert II. – Chlodhar II., alle zwischen 561 und 628. Die männliche Blutslinie von Sigibert I. endet 613 mit seinem Urenkel Sigibert II., dem Sohne Dietrichs II.

Das übliche zeitliche Nacheinander von Merowingern und Pippiniden/Karolingern scheint daher wohl eher eine zeitraffende Parallelstruktur des späten 6. und frühen 7. Jhs. gewesen zu sein. Mit der aus dem DAI konkludent hervorgehenden Zeitlücke von mindestens 250 Jahren gibt uns Konstantin VII. eine quellenmäßig abgestützte Bestätigung der Illigschen Phantomzeit 614||911.

Gregor von Tours (538/ 39–594)

Der Umstand, dass in den Chroniken Gregors von Tours, Isidors von Sevilla und des sog. Fredegar keine „Caroli“ geschweige „Karle“ erwähnt werden, muss obigen Ausführungen nicht entgegen stehen: Isidors Gotengeschichte (540–594) soll frühestens aus dem 12. Jh. stammen [Topper 477]. Der Wert des sog. Fredegar war stets umstritten. Der Erstdruck erfolgte 1568 durch Flacius Illyricus. Dieser setzte die Textstücke dreier unbekannter Fortsetzer als Buch XI hinter Gregors von Tours *Zehn Bücher Geschichte* [Krusch 345]. Der Kunstname Fredegar wurde 1598 von Scaliger kreiert und von Freher übernommen [Huf 111 ff.]. KRUSCH betonte bereits 1882 [434] insbesondere, dass sog. Fredegar sich beinahe stets in der Zeitbestimmung geirrt hat.

Die Chronik des Bischofs Gregor von Tours lässt ohne weiteres Raum für einen Militärdiktator Großkarl: Gregor wurde 538/39 geboren und verstarb am 31. 12. 594. Im Jahre 573 erhielt er vom austrasischen König Sigibert das Bistum Tours [Huf 101]; ab 575 war er Untergebener dessen Sohnes Childbert II. (575–596). Gregor [Buch X, 27] lässt seine Chronik im 16. Herrscherjahr des

Königs Childbert II. enden (= 590), wenn man als Bezugsjahr Gregors relativer Chronologie das als gesichert geltende Todesjahr des merowingischen Königs Chlodwig (am 27. November) 511 nimmt [vgl. Sonntag 21, 43]. Gregor könnte also anno 590 durchaus noch persönlich erlebt haben, wie Großkarl Ende des 6. Jhs. die merowingischen Teilkönige, auch Gregors Prinzipal Childbert II., unterjochte. Hierzu machte SONNTAG [83 f.] auf den Umstand aufmerksam, dass verschiedene Anzeichen auf eine vorzeitige und rasche Beendigung des Buches X durch Gregor hinweisen, wie geringere Anzahl an Kapiteln und der ungewöhnliche Schluss der laufenden Erzählung, ein Bericht über die Trockenheit des Jahres 591. Hierzu arbeitete BIRKEN [2005, u.a. 664, 667] heraus, dass nach dem Jahre 584 die Merowinger-Herrschaft offenbar nahezu völlig zusammen gebrochen war.

Gregor [Buch V, 25] erwähnt die Ermordung des merowingischen Königs Chilprich I. im 3. Herrscherjahr Childberts II. bzw. im 17. Herrscherjahr des Königs Gundrams. Es handelt sich hierbei um das Jahr 577 gemäß Gregors relativer Chronologie. Offiziell gilt derzeit jedoch nicht Gregors Angabe, sondern die des Fredegar [Kap. 2]: Diesen anonymen Textstücken zufolge wird Chilprich I. nämlich erst im 10. Herrscherjahr Childberts II. umgebracht, im acht Jahre versetzten 584 [vgl. u. a. Jedin 2793]. Über die Begleitumstände der Ermordung des angeblich verhassten Chilprich I. schweigt sich Gregor aus. Auch den Namen dessen Mörders nennt er nicht. Er merkt lediglich an, König Gundram von Orléans (561–593) habe ihm berichtet, hinter dem Mord stecke der Marseiller Bischof Theodorus [Buch VIII, 4], ein Verbündeter von Gundrams angeblichem Halbbruder und Rivalen Gundovald. Zu glauben, dass Gregor Chilprichs I. Mörder nicht kannte, fällt schwer. Es muss unterstellt werden, dass der Auftraggeber des Mordes noch am Leben und deswegen von Gregor zu fürchten war. So drängt sich angesichts der Konstantinschen Zeitangaben der Eindruck auf, als ob Chilprich I. und der austrasische König Chilprich II. (715–720), der unter dem Majordomus Karl Martells (714–741) vom Leben zum Tode kam, identisch sind bzw. eine spätere Doppelung vorgenommen wurde, zumal auch die *Liber Historiae Francorum* [Kap. 53] Hintergründe und Art des frühen Todes Chilprichs II. nicht ausleuchten.

Exkurs zum französischen Nationalepos *Rolandlied*

Im utopischen Greisenalter von „mehr als 200 Jahren“ kämpft Charlemagne im Jahre 778 bei Ronçevalles sieglos gegen die Sarazenen [Vers 40, Zeile 524; gemäß Steinsieck 45]. Die Schlacht dürfte genauso fiktiv sein wie die zwischen Tours und Poitiers 732 [Olagüe, zit. n. Topper 470]. Hinter Roland versteckt sich wohl Markgraf Roland von der Bretagne [Hertslet/Hofmann 155]. Nimmt man allerdings diesen mittelalterlichen Topos rechnerisch als bare Münze und

zieht vom Schlachtenjahr 778 die besagten „mehr als 200 Jahre“ ab, gelangt man auch hier wiederum in die zweite Hälfte des 6. Jhs.

Thietmar von Merseburg (975–1018) und die Aachener Pfalzkapelle

Die Platzierung Großkarls im 6./7. Jhs. seitens des byzantinischen Kaisers Konstantin VII. Porphyrogennetos bestätigt Thietmar in seinem *Chronicon*, entstanden zwischen 1012 und 1018. Er resümiert zum Unglücksjahr 1018 [8. Buch, Kap. 15]:

„Jetzt aber wollen wir, wie der heilige Abt Columbanus beim Tode des großen Kaisers Karl that, unsere Tränen hemmen und fordernde Gebete unserem Herzen entströmen lassen.“

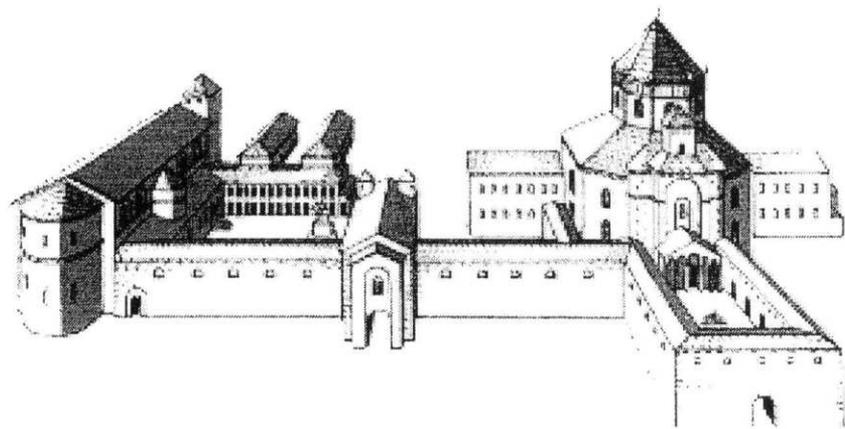
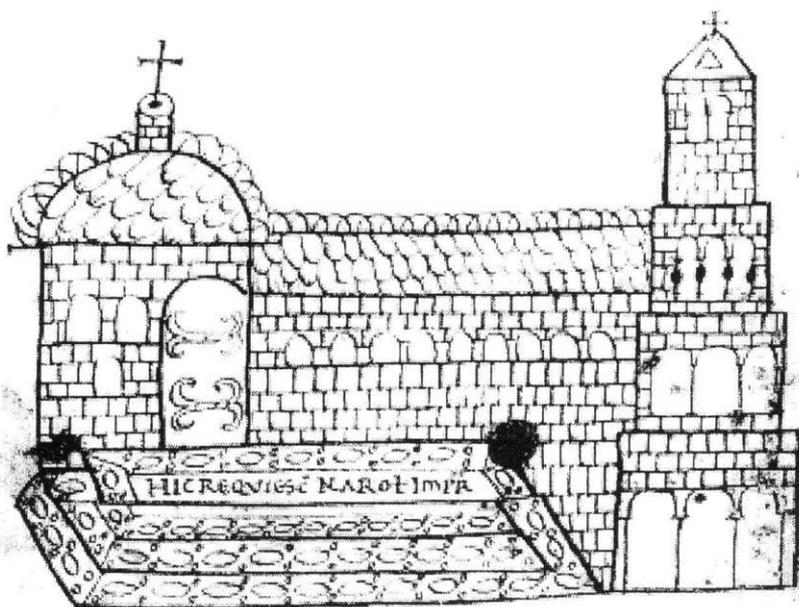
Der berühmte W. WATTENBACH merkte hier im Januar 1892 ziemlich ratlos an: „Dies ist ein merkwürdiges Mißverständnis, denn Columban lebte zweihundert Jahre vor Karl. Aber in einer Todtenklage um Karls Tod wird mit diesen Worten Columban angeredet, nämlich als Gründer und Schutzheiliger von Bobbio.“

Zur Erläuterung: Der irische Mönch Columbanus (543–615) kam 590/92 mit 12 Gefährten nach Gallien, wo er am Südwest-Rand der Vogesen die Klöster Annegray, Luxeuil und Fontaine gründete. Nach seiner Vertreibung durch den Merowingerkönig Theodbert II. von Orléans im Jahre 610/11 gründete er 612 das Kloster Bobbio an der Trebbia südlich von Pavia, wo er 615 verstarb. Thietmars Chronik belegt also, dass Großkarl noch zu Lebzeiten des Columbanus, d. h. spätestens bis 615, gestorben sein muss.

Während man in Athen inzwischen dank amerikanischer Archäologen die Grundmauern des runden Gefängnisturmes, in dem der arbeitsscheue Handwerker Sokrates -399 sein Leben aus politischen Gründen aushauchen musste, gefunden hat, sucht man in Aachen weiterhin vergebens nach der 1.200 Jahre jüngeren Grabstelle Karls des Großen. Selbst Einhard, der Erzbiograph Großkarls, gemäß ILLIG wahrscheinlich ein hochmittelalterlicher Chronist, bleibt uns in seiner blassen Karlsvita sowohl Namen als auch Lage dieser Kirche schuldig. Gleichwohl gilt aufgrund späterer Schriftquellen eine Bestattung Großkarls im Oktogon-Komplex als ausgemacht [vgl. Kalckhoff 10; Riché 65; Kerner 251 ff.; Hägermann 627].

Auch Thietmar hilft nicht weiter. Er berichtet zwar, dass sich Karl eine „aecclesia sanctae Mariae“ in Aachen errichten ließ [2. Buch, Kap. 1], lässt aber offen [4. Buch, Kap. 29], wo exakt sich das Pflaster befand, unter dem Kaiser Otto III. in der Osterzeit des Jahres 1000 anlässlich einer geheimen Grabesöffnung Karls Leichnam auffand [vgl. Keller 82 f.].

Wenn, wie HOFFMANN nachweisen will, die achteckige Aachener Pfalzkapelle im frühen 6. Jh. errichtet wurde, dann dürfte Großkarl Ende des 6./



Aachener Münster mit Karlsgrab. Federzeichnung des Ademar von Chabannes († 1034) [Kerner Abb. 7]. Darunter Rekonstruktion der Aachener Pfalzanlage: links ‚Aula‘ mit Apsis im Westen und Granus-Turm im Osten [home].

Anfang des 7. Jhs. eine andere Kirche errichtet haben: Ihr Abbild könnte die gegenständliche Federzeichnung in der bis 1028 gefertigten Chronik des Ademar von Chabannes [Jedin 523; Kerner Abb. 7] sein. Sie zeigt ein außen liegendes Karlsgrab und weist keine Ähnlichkeit mit einem Oktogon auf: Das Langhaus hat anscheinend einen Gaden und wird an einem Ende von einer Art Apsis, am anderen Ende von einem Turmwerk begrenzt. Auffällig an diesem Turm sind zwei Geschosse mit größeren Säulen.

Von Proportionen, Aufriss und Grundriss her betrachtet, scheint die Zeichnung nicht zur Pfalzkapelle, sondern zu den Grundmauern der (Palast-)Aula zu passen, über denen sich heute das Aachener Rathaus erhebt. Demnach wäre die „Aula“ keine Aula, sondern eine Kirche gewesen, wie der „Torbau“ kein Torbau, sondern eher ein Wohnturm war (s. S. 500). Allerdings bestehen bereits seit 1893 Zweifel an der Seriosität Ademars [Lindner 1892, zit. n. Hertslet/Hofmann 159].

Ungeachtet der schon seit langem vorliegenden Hinweise auf die Vorbildfunktion byzantinischer Bauten wird neben Großkarl selbst als Baumeister der Pfalzkapelle weiterhin ein gewisser Odo von Metz genannt [Kerner 244]. KAISER [32] stuft ihn als Franken ein. Wer Odo war und wo er seine Baukünste erworben hatte, ist unbekannt. Die geographisch genaue Herkunft der als päpstlich sanktioniertes Beutegut durch Großkarl von Rom und Ravenna nach Aachen verbrachten Säulen und Marmorstücke [Einhard, Kap. 26] ist unklar. KAISER [32] äußert sich hierzu nicht näher.

Was Ravenna anbelangt, stammen sie womöglich von der Kirche des hl. Demetrius auf dem heute gesperrten Gutsgelände Cá Bianca (= Casa Bianca) 8 km südlich von Ravenna bzw. 2 km von Sant'Apollinare in Classe: Dort wurden lt. BOVINI [157] Ende des 5./Anfang des 6. Jhs. eine Basilika für den hl. Demetrius sowie ein Achteckbau (u. U. Baptisterium) errichtet. Beide Gebäude wurden zu einem unbekanntem späteren Zeitpunkt bis auf die Grundmauern zerstört.

Im Jahre 1965 legte CORTESI hart westlich der N 16, gegenüber der Straße in Richtung Azienda Sacca, die 44 x 31,50 m messenden Fundamente der Basilika frei. Ihre Grundmauern sind seither wieder von Bodenkrume bedeckt und daher auch von der erhöhten Staatsstraße N 16 aus heute nicht mehr auszumachen. Auf dem Satellitenbild [Google Maps Deutschland, 06/06] ist der Grundriss der Basilika allerdings gut erkennbar, da der trockenere Boden über den Grundmauern sich hell vom feuchteren Boden der Umgebung abhebt. Ob die Basilika dem Demetrius oder einem anderen Heiligen gewidmet war, darüber streiten sich heute die Ravennater Geister [vgl. <http://>], obwohl bereits der Historiker Andrea AGNELLO die genaue Entfernung zwischen Ravenna und der Demetrius-Basilika angegeben hatte.

Exkurs zu König Tassilo I. von Baiern / Herzog Tassilo III. von Baiern

Dem *Handbuch der Bayerischen Geschichte* zufolge [Bd. I, 1981, 143, 152] berichtet lediglich der umstrittene Paulus Diakonus von der Ernennung des Franken Tassilo (I.) zum bayerischen König im Jahre 592 durch den o. a. Frankenkönig Childebert (II.), den Vorgesetzten Gregors von Tours. Die Textstelle lautet [MGH, 1878, Saec. VI-VIII, 118]:

„His diebus Tassilo a childeperto rege Francorum apud Baioariam rex ordinatus est. Qui mox cum exercitu in Sclaborum provinciam introiens, patrata victoria, ad solum proprium cum maxima praeda remeavit.“ („In diesen Tagen wurde Tassilo von dem Frankenkönig Childepert in Baiern als **König** eingesetzt. Er zog alsbald mit Heeresmacht ins Land der Slaven und kehrte siegreich und mit großer Beute wieder in sein eigenes Land zurück“ [PD, 4. Buch, Kap. 7; Heine 139; Hvhg. V.F.]

Regino von Prüm [a. 517-537] notiert „Tassilo super Baioariam a Childeberto **dux** constituitur.“ [Hvhg. V.F.] Aufschlussreich ist bei Regino, dass bei ihm durchgehend die Ereignisse im fraglichen Zeitraum des 6./7. Jhs. ca. 50 bis 70 Jahren früher stattfinden als in der üblichen Zeitrechnung (vgl. Tassilo I.). König Tassilo I. gilt ebenso wie Herzog Tassilo III. (742–794) bzw. die Luxeuiler Mönche Eustasius (= Columban-Nachfolger, vgl. o. Thietmar von Merseburg), Agilus und Agrestius als Gründer des Klosters Weltenburg an der Donau [Illig/Anwander 2002, 285]. Angesichts der Zeitangabe des Thietmar von Merseburg dürfte Herzog Tassilo III. mit König Tassilo von Baiern identisch sein, so es dessen Königsfunktion gegeben hat.

Exkurs zu Widukind von Corvey (bis 957/58 schreibend, Zusätze bis 973)

In seinen *Rerum gestarum Saxonicarum libri III* findet sich eine Angabe auf die reale Vernüpfung Frühmittelalter||Antike, welche allerdings erst durch die Kenntnis der Illigschen Leerzeit 614||911 verständlich wird, welche sich keinesfalls auf die fiktive Schlacht zwischen Tours und Poitiers (732) beziehen kann, und auf die zuerst WEISSGERBER [2003, 81 f.] aufmerksam machte:

„Widukind würdigte den Sieg Ottos I. über die Ungarn 955 wie folgt: ‚Denn eines solchen Sieges hatte sich keiner der Könige vor ihm in 200 Jahren erfreut.‘ [III. 49]

Diese Feststellung zeigt, dass Widukind von der Existenz Karls des Großen nichts geahnt hatte, sonst hätte er eine andere, auf Karl bezogene Zahl angegeben. Die Äußerung bekommt nur einen Sinn, wenn man von der Phantomzeit (297 Jahre) ausgeht, weil sich so das Jahr 458 ergibt. Die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern, in der Aethius im Bündnis mit germanischen Königen die Attila-Hunnen schlug, fand 451 statt (Widukind hat offenkundig eine runde Zeit genannt).“

Saxo Grammaticus (ca. 1150–1220)

Der dänische Chronist Saxo, Beiname Grammaticus, assoziierte offensichtlich in seiner um 1200 geschriebenen *Gesta Danorum* nicht nur Großkarl, sondern sogar noch Kaiser Karl den Kahlen/Kahlkarl (843–877) zeitlich mit der ausgehenden Antike, wie zwei Stellen belegen:

a) zu Karl des Großen Krieg gegen die Sachsen [Kap.16, Buch 8; Hube 518]:

„Unterdessen überzog Frankenkönig Karl die Sachsen mit Krieg [...] Auf die Kunde hin griff Götrek die an die Elbe grenzenden Völkerschaften an und versuchte, das Sachsenland, das sich willig dem Joch Karls fügte und **römische Waffen** den dänischen vorzog, wieder zur althergebrachten Anerkennung seiner Oberherrschaft zu nötigen“ [Hvhg. V.F.].

Anmerkung: König Götrek (= Godefred, Godofrid oder Gottfried) nahm Großkarls sächsischen Intimfeind Herzog Widukind a. 777 als Asylanten auf und verstarb a. 810 [*Reichsannalen*].

b) zu König Ragnar Lodbroks Sieg über Kahlkarl [Kap. 4, Buch 9; Hube 541 f.]:

„Glauben darf man wohl, dass Ragnar damals höchst verwundert war über das wankelmütige Glück. Er, der einst **römische Größe** bezwang, sah sich jetzt von einer unbewaffneten, rohen Horde hart an den Rand des Verderbens gerissen! Er, der **römische Kriegskunst** in ihrer herrlichsten Blüte bezwungen und den größten erhabensten Feldherrn glanzvoll zurück geschlagen hatte, musste nun vor bäurisch niedrigem Pack [= Bjarmier oder Permländer] mit jämmerlich elender Ausrüstung weichen! [...] Über die Flucht der Finnen war er nicht weniger erfreut als über die des großen Karl. Eingestehen musste er: Bei diesem ärmlichen Stamm hatte er mehr Kraft gefunden als bei Karls bestens ausgerüstetem Heer! Den **schwer bewaffneten Römern** vermochte er eher die Stirn zu bieten als den leichten Geschossen dieses Lumpenvolkes.“ [Hvhg. u. Einfügung V.F.]

Anmerkung: Der Superheld der nordischen Sage, Ragnar Lodbrok, zog 845 mit 120 Schiffen die Seine aufwärts und belagerte in St. Denis nördlich von Paris Kaiser Kahlkarl, der sich mit 7.000 Pfund Silber frei kaufte [Hube 525]. Als „Lothrocus von Dacia“ (= Dänemark) ist Ragnar Lodbrok bei Wilhelm von Jumièges [I, 5, zit. n. Hube 552] belegt.

Er besiegte zu einem unbekanntem Zeitpunkt Kahlkarls Truppen [Kap. 4, Buch 9; Hube 537] an der Mündung eines „Sighninum flumen“. Diesen setzt HUBE [Anm. 434] mit der bei Hamburg gelegenen Seeve gleich. Geschichtlicher Zusammenhang und Schreibweise deuten allerdings eher auf die Seine, die antike „Sequana“.

Karlsgraben/ Fossa Carolina

Abschließend sei auf den Karlsgraben/ Fossa Carolina zwischen Bubenheim/ Altmühl und Weißenburg/Fränkische Rezat in Bayern eingegangen: Im Handbuch *Die Römer in Bayern* wird er nicht erwähnt, d. h. er wird als nachrömisch eingestuft. Er soll im Jahre 793 im Auftrage Großkarls durch begnadete fränkische Ingenieure an der Wasserscheide zwischen Altmühl und der fränkischen Rezat errichtet worden sein, wie anlässlich der Frankenausstellung 2004 in Forchheim dem staunenden Publikum, insbesondere naseweisen Penälern, auch virtuell verkauft wurde. Auf das Unmögliche eines solchen Unterfangens hatte Illig bereits vor langem hingewiesen.

Nun hat BENECKEN [2004, 279 ff.] in einer stringenten ingenieurtechnischen Analyse eine Länge des Kanals von mindestens 4.870 m aufgezeigt, eine Strecke also, die angesichts der beschränkten technischen und infrastrukturellen Möglichkeiten der frühmittelalterlichen Franken auf keinen Fall innerhalb einiger Monate hätte bewältigt werden können. Von SEE [1999, 57] vertrat jüngst die Auffassung, dass Karl der Große seinen gegen die Awaren aufgebotenen „Truppen, dadurch die Zeit vertreibt, daß er sie an einem Main-Donau-Kanal bauen läßt, der fossa carolina“. Der gleichwohl vermutete römische Ursprung des Kanals [Pecher, zit. n. Benecken 306] legt m. E. zwei Schlüsse nahe:

1) Großkarl machte sich lediglich im Bereich der Wasserscheide zwischen Altmühl und Rezat zu schaffen, um ein verschüttetes Teilstück, u. U. im Bereich einer Kammerschleuse oder eines Wasser-Versorgungskanals („vallis“) bei Bubenheim an der Altmühl oberhalb des Ortes Graben mit Fossa carolina, wieder schiffbar zu machen.

2) Diese Aktion kann nicht erst Ende des 8., sondern muss bereits im 6. Jh. abgelaufen sein, weil an einem mehr als 500 Jahre lang (von 260 bis 793) verrottenden Kanal sogar Reparaturen wenig Sinn ergeben hätten (n.b: Ab ca. 260 n. Chr. Rückzug der Römer südlich hinter die Donau).

Fazit

Die nicht interpretierbaren Zeitaussagen des oströmischen Kaisers Konstantin VII. Porphyrogennetos und des Bischofs Thietmar von Merseburg im 10. Jh. belegen konkret, dass Ende des 6./ Anfang des 7. Jhs. ein in ihren Augen „großer Karl“ gelebt haben muss, zumal das X. Buch Geschichte des Bischofs Gregor von Tours für die Aktivitäten dieses Karls ab dem Jahre 590 Raum lässt. Für eine Klärung seiner Identität bieten sich drei Lösungsansätze an:

- 1) Es handelt sich um einen in den Quellen nicht erwähnten neuen Machthaber.
- 2) Es war der Menapier-Graf Carloman vom Haspengau (547–613).

3) Der „große Karl“ bei Konstantin VII. und Thietmar ist mit Karl dem Einfältigen (898–923) zu identifizieren, aus dem in der politischen Rezeption „Karl der Große“ entsteht.

Variante 1 scheidet denkgesetzlich aus, da Potentaten immer Spuren hinterlassen. Variante 2 erscheint wegen der Namensähnlichkeit zunächst realistisch, zumal der Menapierspross Carloman im fraglichen Zeitraum in der Aachener Region lebte und eine nahezu identische Herrscherzeit aufweist. Gegen Carloman spricht der unterschiedliche Name, das Fehlen des Königstitels sowie die regionale Bedeutung der Menapier.

Variante 3 ist HEINSOHNS Theorie. Sie bringt die Illigische Phantomzeit in Ansatz. Karl der Einfältige querte als einziger fränkischer König die phantomzeitliche Schnittstelle 614||911 und endete politisch glücklos. Das gleiche gilt für Karl den Großen, dem PIRENNE in den 1930er Jahren zum Leidwesen vieler ebenfalls eine katastrophale Endbilanz attestiert hat. Überprüft man HEINSOHNS Theorie insbesondere anhand der zeitlichen Aussagen Konstantins VII. und Thietmars, so zeigt sich, dass mit dem „großen Karl“ nur „Karl der Große“ gemeint gewesen sein kann, hinter dem sich Karl der Einfältige verbirgt.

abzüglich 297 J. Phantomzeit:

Geburt Karls des Einfältigen herkömmlich:	879	→ 582
Regierungsantritt Karls des Einfältigen	898	→ 601
Tod Karls des Einfältigen	929	→ 632

zuzüglich 297 J. Phantomzeit:

Tatsächlicher Tod des „großen Karls“ alias Karls des Einfältigen alias Karls des Großen: spätestens	→ 912	615
Tod Columbans, des Patrons von Bobbio und Irland:	→ 912	615
Merowinger-König Childbert II. unterwirft Langobarden		588

Die effektive Herrscherzeit Karls des Großen alias Karls des Einfältigen kann mit der Spanne zwischen 590 (u. U. Entfernung Gregors aus dem Bischofsamt) und max. ~615||912 (Zeitalter Ottos des Erlauchten von Sachsen und des Ostfrankenkönigs Konrad I.) interpoliert werden. Es bleibt zu klären, welcher Papst den großen Karl zum Kaiser salbte.

Prof. Dr. Volker Friedrich, 82178 Puchheim, Winterstr. 27

Literaturverzeichnis

Bavay =

//D:\Bavay%20Antique%20Nervii%20Nerver%20Belgien%20Menapier-Dateien\Gaulois1.jpg

Belke, Klaus / Soustal, Peter (1995): Die Byzantiner und ihre Nachbarn. Die *De administrando imperio* genannte Lehrschrift des Kaisers Konstantinos Porphyrogenetos für seinen Sohn Romanos; Wien

Benecken, Werner (2004): Der so genannte Karlsgraben in: *Zeitensprünge* 16 (2) 279-308

Birken, Andreas (2005): Widerworte gegen die Phantome in der Realzeit; in: *Zeitensprünge* 17 (3) 661-669

- (2004): Regnum Chlotharii. Welcher Lothar gab Lothringen den Namen?; in: *Zeitensprünge* 16 (3) 566-573

Czysz, Wolfgang u. a. (1995): Die Römer in Bayern; Stuttgart

Dooghe, Didier-Georges (1981): Histoire Généalogique de la Francie. Du V^{eme} au XII^{eme} Siècle; Lille

Erbe, Michael (1993): Belgien · Niederlande · Luxemburg. Geschichte des niederländischen Raumes; Stuttgart · Berlin · Köln

Ewig, Eugen (1988): Die Merowinger und das Frankenreich; Stuttgart u.a.

Grote, Hermann (1877): Stammtafeln; Leipzig (Nachdruck)

Hägermann, Dieter (2003): Karl der Große. Herrscher des Abendlandes; München

Heine, Alexander (1986): Paulus Diakonus. Geschichte der Langobarden. Übersetzt von Otto Abel; Stuttgart (Nachdruck)

Heinsohn, Gunnar (2001): Karl der Einfältige - Imitator oder Urmuster?; in: *Zeitensprünge* 13 (4) 631-661; Web:<http://mantis-verlag.de/simplex.html>

Hertslet, William Lewis / Hofmann, Winfried (2006): Der Treppenwitz der Weltgeschichte. Geschichtliche Irrtümer, Entstellungen und Erfindungen; Augsburg (2000)

home = home.arcor.de/acra/pfalz.html

http = <http://extraweb.comune.ra.it>

Hube, Hans-Jürgen (2004): Saxo Grammaticus. Gesta Danorum; Wiesbaden

Illig, Heribert (1996): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf

- (2005): Die Meistersinger von Deutschland. 10 Jahre Karlsverwerfungen und -debatten; in: *ZS* 17 (3) 681-700

Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit; Gräffeling
Jacobi, Reinhard Friedrich (1877): Die Quellen der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Historiographie; Halle

Jedin, Hubert (Hg. 2000): Handbuch der Kirchengeschichte; CD Directmedia Berlin, Band 35. Buchfassung; Freiburg 1985

Kalckhoff, Andreas (1987): Karl der Große. Profile eines Herrschers; München · Zürich

Kaiser, Wolfgang (1996): Romanische Architektur in Deutschland; in: *Die Kunst der Romanik* (Hg. Rolf Toman); Köln, 32-73

Keller, Hagen (?2001): Die Ottonen; München.

Kerner, Max (2004): Karl der Große. Ein Mythos wird entschlüsselt; Düsseldorf

- Krusch, Bruno (1882): Die Chronicae des sogenannten Fredegar; in: *Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde*, 247-351 und 421-516
- Menghin, Wilfried (2000?): Die Langobarden. Geschichte und Archäologie; Wiesbaden, Lizenzausgabe (¹1985)
- MGH *Scriptores Rerum Langobardicarum et Italicarum* SAEC: VI-IX (MDCCCLXXVI II.); *Origo Gentis Langobardorum*, 1-187
- Niemitz, Hans-Ulrich / Illig, Heribert (2004): Aachen: alt, ganz alt oder noch älter?; Eine Neueinschätzung durch Volker Hoffmann; in: *Zeitensprünge* 16 (2) 272-278
- Procacci, Guiliano (1983): Geschichte Italiens und der Italiener; München
- Riché, Pierre (?1999): Die Welt der Karolinger; Stuttgart
- See, Klaus von (1999): Europa und der Norden im Mittelalter; Heidelberg
- Sonntag, Regine (1987): Studien zur Bewertung von Zahlenangaben in der Geschichtsschreibung des frühen Mittelalters: Die *Decem Libri Historiarum* Gregors von Tours und die *chronica Reginos* von Prüm; Kallmünz (Diss. München 1985/86)
- Spindler, Max (1981): Handbuch der Bayerischen Geschichte. Erster Band; München
- Steinsieck, Wolf (1999): Das altfranzösische Rolandslied; Stuttgart
- Tiepelmann, Klaus (1997): Die Chronik der Bertrada-Burg in Mürlenbach; in: *Mür-lenbach. Vergangenheit und Gegenwart*, hg. von Ortsgemeinde Mürlenbach, 30-39
- Topper, Uwe (1998): Ein neues Bild des mittelalterlichen Spanien; in: *Zeitensprünge* 10 (3) 466-491
- Weissgerber, Klaus (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte. Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken; Gräfelting

Der hypothetische Dichter Cynewulf

Renate Laszlo

In dem von Humphrey Wanley 1705 erstellten Katalog über die in englischen Bibliotheken aufbewahrten mittelalterlichen Handschriften ist auch ein ausnahmslos in der angelsächsischen Landessprache und in germanischem Stabreim verfasstes Manuskript der Kathedrale von Exeter aufgeführt, das 1842 von Benjamin Thorpe als *Codex Exoniensis* mit einer neuenglischen Übersetzung erstmals herausgegeben wird.

Die Handschrift wird von R. W. Chambers, zusammen mit Max Förster und Robin Flower, in London 1933 unter dem Titel *The Exeter Book of Old English Poetry* als Faksimile publiziert und im ersten Kapitel [S. 1] als die umfangreichste und in vieler Hinsicht wichtigste der vier großen aus altenglischer Zeit überlieferten Literatursammlungen bezeichnet.

Neben weltlichen und christlichen Dichtungen verschiedener Genres enthält das seit dem 11. Jh. in der Bibliothek der Kathedrale zu Exeter aufbewahrte Sammelmanuskript auch hundert, in Bezug auf literarische Qualität, Schwierigkeitsgrad und Anzahl der Zeilen sehr heterogene, ohne Lösung überlieferte literarische Rätsel, die alle, bis auf eine Ausnahme, nur in diesem einen Manuskript überliefert sind.

Mit den äußerst kunstfertig verschlüsselten germanischen Rätseln kann der erste Herausgeber Benjamin Thorpe nicht viel anfangen. Im Vorwort [S. X] drückt er die Befürchtung aus, dass seine Übersetzungsversuche nicht viel zum Verständnis der naturgemäß obskuren Dichtungen beitragen und hofft auf kompetentere Ergebnisse in der Interpretation, nachdem die Handschrift der Öffentlichkeit zugänglich ist.

Ein Teil der überlieferten Rätsel entsteht schon in altgermanischer Zeit auf dem europäischen Kontinent. Da die Germanen noch nicht über eine Schriftsprache verfügen, gelangen die Rätsel in mündlicher Tradition mit den angelsächsischen Sängern bei der Eroberung Britanniens auf die britischen Inseln.

Erst die römischen Missionare bringen das lateinische Alphabet den Angelsachsen und geben ihnen die Möglichkeit, ihre in der Tradition des Volkes lebende, mündlich kursierende Literatur für die Nachwelt zu bewahren, aber die Gelegenheit dafür besteht nur kurze Zeit, nur eine Generation, denn schon bald werden die Dichter und Denker in den neu gegründeten Klosterschulen ausgebildet; das lateinische Schrifttum gewinnt die Oberhand und die landessprachlichen Sänger verstummen.

Dem eingangs erwähnten *Codex Exoniensis* ist eine Liste beigeheftet, die besagt, dass das altenglische Manuskript zu den Schenkungen Leofrics

gehört, die der erste Bischof von Exeter bei seinem Tod am 10. Februar 1072 der Kathedrale hinterlässt. Die Sammelhandschrift wird in dieser Liste als „i. mycel Englisc boc be gehwilcum thingum on leothwisan geworht“ [Chambers S. 1 b, Z. 21-22], also als „ein großes englisches Buch über verschiedene Dinge in Versform“ aufgeführt. Die darin enthaltenen Dichtungen werden nicht beschrieben, die Rätsel mit keinem Wort erwähnt. Es wird nicht mitgeteilt, wann, wo oder von wem die Kopie erstellt wird, auch nicht, wie sie in den Besitz des Bischofs kommt. Die Umstände lassen darauf schließen, dass das Manuskript seit dem Tod des Bischofs während des Mittelalters ununterbrochen, aber unbeachtet in der Bibliothek der Kathedrale zu Exeter aufbewahrt wird.

Die Christianisierung Englands beginnt mit der Ankunft der von Papst Gregor dem Großen entsandten römischen Missionare, die unter der Führung von Augustinus im Sommer des Jahres 597 in Kent landen und ihr Missionswerk zügig durchführen. Sie gründen Klöster, eröffnen Klosterschulen und richten Skriptorien ein, in denen ausschließlich das lateinische Schrifttum gepflegt wird.

Für die Zeit des jungen Christentums in England ist nur ein einziger landessprachlicher Dichter namens Caedmon bezeugt, von dem Beda in der *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* [Buch IV, Kap. 24 {22}] schwärmt, dass er nur deshalb so hervorragende Gedichte in seiner Muttersprache verfassen konnte, weil er die Kunst des Dichtens nicht von den Menschen erlernte, sondern von Gott erleuchtet wurde.

Caedmon, der als letzter angelsächsischer Sänger seine Gedichte und Lieder mündlich in der altenglischen Landessprache vorträgt, erweist sich als der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Beda betont ausdrücklich, dass viele andere aus dem Volk der Engländer versuchen, es ihm gleichzutun, aber keinen Erfolg haben.

Der schon im fortgeschrittenen Alter stehende Caedmon, der über keine gelehrte Bildung verfügt, arbeitet als Landarbeiter und Viehhirt in dem neu gegründeten Kloster Streaneshealh, zu der Zeit, zu der die aus dem nordhumbrischen Königsgeschlecht stammende Prinzessin Hilda dort die erste Äbtissin ist. Eines Nachts erhält er visionär den Auftrag, etwas über die Erschaffung der Erde zu singen. Durch diesen Traum wird ihm bewusst, dass er auch Gedichte über die für ihn neue christliche Lehre verfassen kann.

Er beginnt sofort, einen Hymnus auf die Schöpfung zu arrangieren, den er am nächsten Morgen der Äbtissin Hilda vorträgt, die ihn veranlasst, in das Kloster einzutreten und mündliche Literatur von höchster Virtuosität in der Landessprache zu komponieren.

Beda weist darauf hin, dass er Caedmons Schöpfungshymnus nicht im Original, sondern nur in einer lateinischen Nachdichtung wiedergibt, ihn nur

dem Sinn nach rekonstruiert, nicht in der Anordnung der Worte. Er bedauert diesen Umstand und betont, dass eine Dichtung, auch wenn sie noch so optimal komponiert ist, nicht ohne Verlust an Schönheit und Würde aus der einen in eine andere Sprache übertragen werden kann, lässt aber offen, warum er so handelt. Er gibt keine Erklärung dafür, warum er seinen Lesern die landessprachliche Hymne, die er samt ihrem Autor so hoch lobt, vorenthält und stattdessen nur eine Inhaltsangabe übermittelt und diese noch dazu in lateinischer Sprache.

Eine mögliche Erklärung liegt darin, dass der lateinische Historiker die Hymne in der Landessprache überhaupt nicht kennt, denn in Kenntnis des altenglischen Urtextes hätte ihn nichts daran gehindert, diesen auch aufzuschreiben und wenn auch nur als Anmerkung. Vermutlich kennt Beda auch die anderen altenglischen Dichtungen Caedmons nicht, denn die Beschreibung der literarischen Arbeiten des Poeten ist nur vage angelegt und hat eine so geringe Aussagekraft, dass dem Dichter in dem umfangreichen Korpus der angelsächsischen Überlieferung bisher kein Gedicht eindeutig zugeordnet werden kann, mit Ausnahme der besagten Schöpfungshymne, bisher allerdings nur in lateinischer Nachdichtung.

In der Auflistung von Caedmons Liedern führt Beda die Erschaffung der Welt, den Ursprung der Menschen, die Schöpfungsgeschichte, den Auszug der Israeliten aus Ägypten und den Einzug ins Gelobte Land an. Diese Stationen dienen üblicherweise in der lateinischen Literatur bei der Darstellung der Weltzeitalter als Richtschur.

Der Historiker nennt außerdem die Fleischwerdung des Herrn sowie seine Passion und Auferstehung, die Auffahrt in den Himmel, die Ankunft des heiligen Geistes, die Apostelgeschichte und das jüngste Gericht, außerdem die Schrecken der höllischen Strafen, die Süße des himmlischen Königreichs, die göttlichen Wohltaten und Bestrafungen. Diese Zusammenstellung des Lebens Christi auf Erden von seiner Geburt und seinem Leiden bis zur Wiederkunft am Jüngsten Tag gehört zum Repertoire eines Priesters, der diese Stationen auf dem Weg des Heils den Gläubigen immer wieder neu vermitteln muss. In der gleichen Reihenfolge werden die Punkte auch an anderen Stellen der altenglischen christlichen Literatur abgehandelt, unter anderem in dem Rätsel über das mystische Weinfass im Vercellibuch.

Caedmons Schöpfungshymnus in der Landessprache ist als Einleitung zu dem Exeterrätsel über die Sonne überliefert und in meiner Studie *Ewig ist der Schöpfer* [93-100] interpretiert.

Weder in der *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* noch in einer anderen Quelle werden die altenglischen literarischen Rätsel auch nur mit einem Wort erwähnt. Bis ins 19. Jh. erfährt die Literaturwissenschaft nichts von ihrer Existenz. Was die Angelsachsen an vorchristlicher Literatur nach der

Missionierung durch Einschübe und kleinere Veränderungen in das christliche Schrifttum integrieren und aufschreiben, um es für die Nachwelt zu bewahren, ist im Wesentlichen in den um das Jahr 1000 erstellten Kopien der vier Literatursammlungen in westsächsischer Landessprache enthalten und kommt erst in der Neuzeit ganz überraschenderweise ans Tageslicht.

Schon einige Jahrzehnte vor der Publizierung des *Codex Exoniensis* durch Benjamin Thorpe erhalten interessierte Anglisten, Germanisten und Historiker aus England, Deutschland und Skandinavien Einblick in das angelsächsische Manuskript. 1814 und 1826 veröffentlichen die Brüder Conybeare in London einige Auszüge aus der angelsächsisch-muttersprachlichen Poesie, darunter ein dreiundfünfzigzeiliges Rätsel, dessen Rätselcharakter die Publizisten und später auch Benjamin Thorpe nicht erkennen und es deshalb irrtümlich als die Klage einer Frau bezeichnen. Die Zuordnung zum Genre der Rätsel und die Bekanntgabe der Lösung erfolgt erst in der Monographie *Trüffel und Eichbaum* [Laszlo 1995].

Die Interpretation der altenglischen Texte gestaltet sich in mancherlei Hinsicht schwierig, da kein Vergleichsmaterial zur Verfügung steht. Vor allem wirft die Chronologie der angelsächsischen Poesie Fragen auf. Alle Interpreten sind sich darin einig, dass die Aufzeichnung der altenglischen Literatur im 7. Jh. erfolgt und dass damit die jahrhundertelange mündliche Überlieferung, in der die Texte beliebig geändert und aktualisiert werden können, zum Stillstand kommt und durch eine schriftliche Weitergabe abgelöst wird, von der es aber keine Spur gibt. ***Die altenglischen Dichtungen sind erst in den Kopien aus der Zeit um das Jahr 1000 oder aus der ersten Hälfte des 11. Jhs. erhalten. Dazwischen klafft eine zeitliche Lücke von drei Jahrhunderten, in denen kein Rätsel und kein Gedicht aus dem Exeterbuch oder den anderen altenglischen Sammelhandschriften überliefert oder auch nur erwähnt wird.***

Die Diskrepanz zwischen Aufzeichnung und Überlieferung versucht die Literaturwissenschaft mit der Vernichtung zahlreicher Manuskripte im Zuge der Däneneinfälle im 8. Jh. zu erklären. Man kann damit aber weder die dreihundertjährige Lücke beseitigen noch die Abwesenheit der muttersprachlich-angelsächsischen Literatur in der schriftlichen Überlieferung sowohl vor als auch nach den vermuteten Däneneinfällen erklären.

1840 veröffentlicht John Kemble in der Zeitschrift *Archaeologia* [XXVIII, 360 ff.] unter dem Titel *On Anglo-Saxon Runes* die Textstellen aus den Viten von *Elene* und *Juliana* sowie einem weiteren Gedicht des Exeterbuches, in denen einige Runen in den altenglischen Text eingearbeitet sind. In den Biographien von *Elene* und *Juliana* ergeben die Runen aneinandergereiht den Namen ***Cynewulf***, in dem dritten Gedicht die verkürzte Form ***Cynwulf***. Kemble deutet die Runen als eine in den Texten versteckte Signatur des

Autors der Werke. Etwa gleichzeitig entdeckt auch Jakob Grimm die Runen in Elene und hält sie ebenfalls für einen Hinweis auf den Verfasser, obwohl eine derartige Verschlüsselung nur von lateinischen Dichtern bekannt ist.

Ein halbes Jahrhundert später findet man noch einen vierten Runenbeleg mit dem Namen *Cynwulf* in einem anderen altenglischen Manuskript, das seit dem Mittelalter im Dom zu Vercelli in Italien aufbewahrt wird; damit scheint ***Kembles Interpretation bestätigt, und ein neuer Dichter, den es in Wirklichkeit nie gegeben hat, ist erfunden.***

Kemble und die anderen berücksichtigen nicht, dass in altenglischer Zeit die landessprachliche Literatur generell nur anonym überliefert wird, was als eine logische Folge der mündlichen Tradition zu werten ist, bei der die Sänger nicht die Autoren, sondern die Überträger und Bewahrer sind, denen es lediglich obliegt, die Dichtungen zu aktualisieren.

Die anonyme Überlieferung wird auch für die nach der Christianisierung im 7. Jh. neu entstehenden muttersprachlichen Dichtungen und für die Übersetzungen aus dem Lateinischen in das Angelsächsische beibehalten, was aus der Runeninschrift auf dem Ruthwellkreuz und dem Gedicht des Laktantius über den Vogel Phönix ersichtlich ist.

Kemble und nach ihm Hunderte von Interpreten stellen Vermutungen über die Person des bis zu seiner Erfindung nach der Entdeckung der Runenstellen im Jahre 1840 völlig unbekanntes Dichters *Cynwulf* oder *Cynewulf* an, vor allem über die Zeit, in der er gelebt hat, aber auch über seine Herkunft und Heimat, den ursprünglich von ihm verwendeten angelsächsischen Dialekt, seine eventuellen Quellen und vieles mehr.

In der Bibliographie *Die Kynewulfforschung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart* veröffentlicht Karl Jansen 1908 exakt 422 Beiträge über den imaginären Poeten, dem von den Kritikern immer mehr Dichtungen aus der landessprachlichen überlieferten Literatur zugeschrieben und auch wieder aberkannt werden.

Wenn auch heute kein Kritiker mehr über die Lebensdaten dieses der Phantasie entsprungenen Dichters *Cynewulf* öffentlich diskutiert, so geistert der Name aber immer noch durch die Interpretationen der altenglischen Literatur, und es traut sich keiner, die Wahrheit zu sagen, dass ein altenglischer Dichter mit Namen *Cynewulf* niemals existierte.

Die Mär von dem fiktiven Dichter ist noch ziemlich neu, als Heinrich Leo 1857 in der Dissertation *Quae de se ipso Cynewulfus (sive Cenewulfus, sive Coenewulfus) poeta Angosaxonicus tradiderit* das erste Rätsel des Exeterbuches mit dem Namen *Cynewulf* löst. Leo hypostasiert, dass *Cynewulf* zu Anfang der Rätselsammlung seinen Namen in Form einer Scharade zu raten aufgibt, um mitzuteilen, dass er der Autor aller Rätsel des Exeterbuches ist.

Es gibt allerdings keine Belege oder Anhaltspunkte für Silbenrätsel in altenglischer Zeit; das Genre ist den Angelsachsen noch nicht bekannt.

Obwohl Leos Argumentation hanebüchen und haarsträubend ist und in keiner Weise überzeugen kann, wird sein verfehlter Lösungsvorschlag für das erste Rätsel des Exeterbuches nichtsdestotrotz von einigen Zeitgenossen begeistert aufgenommen. Leos gleichsam an den Haaren herbeigezogene irri-ge Lösung findet Eingang in Literaturgeschichten, Anthologien und Lesebücher und wird erst nach langen, kontrovers geführten Diskussionen fünf-undzwanzig Jahre später von dem bedeutenden Anglisten Moritz Trautmann rigoros und endgültig widerlegt, was aber nicht bedeutet, dass auch die Legende von dem sagenhaften Dichter *Cynewulf* zu den Akten gelegt wird.

Ganz im Gegenteil! Heinrich Leos Dissertation trägt dazu bei, dass verstärkt nach der Person des vermeintlichen Dichters gesucht wird. An der öffentlichen Diskussion über seine Vita beteiligen sich nahezu alle zeitgenö-s-sischen Interpreten und zeigen in der Ausarbeitung von Details sehr viel Phantasie. In altenglischer Zeit ist der Name *Cynewulf* mehrfach bezeugt, unter anderem für einen König und einen Bischof des 8. Jhs., von deren Bio-graphie nur wenig und von einer schriftstellerischen Tätigkeit nichts bekannt ist. Trotzdem versucht der Marburger Spezialist für Altenglisch, Franz Dietrich, 1859 in *Die Rätsel des Exeterbuches, Würdigung, Lösung und Herstel-lung*, einen virtuellen Dichter *Cynewulf* für das 8. oder 9. Jh. hochzustilisieren und ihm eine standesgemäße Vita zu konstruieren.

In der „Besprechung von Leo: *Quae de se ipso...* [1859a, 241-246] vermutet Dietrich, dass es sich bei *Cynewulf* um einen fahrenden Sänger handelt. Er widerspricht teilweise der von Leo vertretenen Ansicht bezüglich Heimat, Sprache und Zeit des erfundenen Dichters und entwickelt seine eigenen Ideen in dieser Richtung, indem er mit unbewiesenen und unhaltbaren Annahmen ein romantisches, verklärtes Bild über Kindheit, Jugend und Leben des fik-tiven Dichters entwirft.

Als Spross eines nordhumbrischen Adelsgeschlechtes soll der Knabe seine Ausbildung in einer Klosterschule erhalten, danach vermutlich als fahrender Sänger mit eigenen Kompositionen von Fürstenhof zu Fürstenhof ziehen, weite Reisen zu Land oder zu Wasser unternehmen, sich möglicherweise in anderen Berufen bewähren und im gesetzten Alter ein geistliches Amt über-nehmen, um in dieser Position seine von Jugend an geübte literarische Tätig-keit fortzusetzen und die mit den Runen markierten Gedichte zu kom-ponieren.

Die Erörterungen um die Identität des hypothetischen Dichters, an der sich unter anderem Max Rieger, Richard Wülker, Ten Brink und vor allem Moritz Trautmann beteiligen, gehen mit Pro und Contras weiter.

Nach dem traditionellen Vorbild der Gelehrten des Mittelalters, die verge-

bens versuchen, die von den klassischen Schriftstellern der Antike überkommenen wissenschaftlichen Irrtümer zu beweisen und in ein allumfassendes System einzuordnen, wollen auch die Sprachforscher des 19. Jhs. die 1840 aufgestellte Theorie über *Cynewulf* nicht aufgeben, sondern sie mit einer möglichst zweifelsfreien und vollständigen Biographie untermauern und bekräftigen. Dabei steht schließlich nicht mehr die Wahrheitsfindung im Vordergrund, sondern nur noch die persönliche Profilierung. Der Wunsch, die Mitbewerber bei der Identifizierung des virtuellen Dichters zu übertreffen, wird zur Hauptantriebsfeder der anhaltenden Diskussion, die ergebnislos bleiben muss, da ein Dichter mit dem Namen *Cynewulf* niemals real existierte, sondern nur eine durch die falsche Deutung der in die altenglischen Gedichte eingebauten Runen angeregte, phantastische Erfindung ist.

Da es sich bei den Runen im Exeter- und Vercellibuch eindeutig um einen männlichen Vornamen handelt, muss es auch einen Bezug zu einer Persönlichkeit dieses Namens geben. Auf der Suche nach dem vermuteten Dichter *Cynewulf* äußert Kemble die Ansicht, es müsse sich um einen Geistlichen handeln und bringt bereits 1840 einen Abt und Bischof Kenulphus ins Gespräch, der aber aus zeitlichen Gründen nicht der Gesuchte sein kann und deshalb von den Interpreten auch nicht in Betracht gezogen wird.

Kenulphus lebt in der zweiten Hälfte des 10. Jhs. als Mönch im Kloster zu Winchester, wird 992 Abt von Peterborough und avanciert 1006 für seine beiden letzten Lebensjahre zum Bischof von Winchester, was auch durch William von Malmesbury im 12. Jh. bestätigt wird. Dieser Abt und Bischof Kenulphus gilt als belesen und beherrscht neben der für Kirchenleute obligatorischen lateinischen Sprache auch noch seine Muttersprache, was Kemble als Qualifikation für eine literarisch-schöpferische Tätigkeit ansieht, die aber nirgends belegt ist.

Es ist denkbar, dass Kenulphus mit seinen ausgeprägten Kenntnissen in der lateinischen und der altenglischen Sprache die Handschriften in Auftrag gibt und die Runensignatur mit seinem Namen als Schutz vor unrechtmäßiger Entwendung und zur Dokumentation des Besitzrechts auf diese Weise stilgerecht in die altenglischen Texte integrieren lässt. Die unterschiedliche Schreibweise des Namens, der in zwei Gedichten *Cynewulf* und in den beiden anderen verkürzt *Cynwulf* ohne das e in der Mitte lautet, lässt sich mit verschiedenen Sprachgewohnheiten oder unterschiedlicher Zeit der Herstellung der Abschriften rechtfertigen und zeigt, dass der Namensträger nicht der Schreiber ist.

Als Kenulphus im Jahre 1008 stirbt, hinterlässt er vermutlich, wie zu jener Zeit üblich, seiner letzten Wirkungsstätte seine Büchersammlung. Die Manuskripte mit den Runen dienen dann als Vorlagen für die erhaltenen Sammelkopien.

Robin Flower bringt 1933 das Exeterbuch mit dem Manuskript *Lambeth 149* [Chambers et al. 17] in Verbindung, das im Büchereikatalog von Exeter aus dem Jahre 1506 verzeichnet ist und sich heute noch, genau wie das Exeterbuch, in der Dombibliothek zu Exeter befindet. Die beiden Manuskripte weisen in einigen Punkten eine gewisse Gleichartigkeit auf.

Eine Inschrift in *Lambeth 149* besagt, dass das Manuskript 1018 von Aethelvardus dux einem Kloster geschenkt wird, das der heiligen Jungfrau Maria geweiht ist. Ob es sich dabei um Exeter, Crediton oder ein anderes Kloster handelt, lässt sich nicht mehr zweifelsfrei feststellen. Der Schenker Aethelward ist historisch bezeugt als ealdorman der westlichen Grafschaften für 1016 bis 1020. Die Ähnlichkeit zwischen *Codex Exoniensis* und *Lambeth 149* legt nahe, dass beide zur gleichen Zeit und vielleicht sogar vom gleichen Schreiber hergestellt werden. Durch seine Lage in der Nähe von Exeter und durch sein Renommee im frühen 11. Jh. bietet sich das Skriptorium von Winchester als Ort der Anfertigung der Codices geradezu an. Als mögliche Alternative käme die ebenfalls berühmte Schreibstätte der Abtei zu Glastonbury in Frage, die zwischen den Jahren 960 und 1038 in ununterbrochener Folge die Erzbischöfe von Canterbury stellt.

Die Runen, die sowohl in Dichtungen des *Codex Exoniensis* als auch in einem Gedicht des *Codex Vercellensis* vorkommen, signalisieren nicht nur eine Verbindung zwischen diesen Sammelhandschriften, sondern weisen auch auf Kenulphus hin, der 1008 als Bischof von Winchester stirbt. Zeit, Ort und Personen zusammengenommen, machen es mehr als wahrscheinlich, dass alle drei in Rede stehenden Handschriften in der ersten Hälfte des 11. Jhs. in Winchester hergestellt werden, das Exeterbuch für Bischof Leofric von Exeter oder einen unbekanntenen Vorbesitzer, *Lambeth 109* für Aethelward, der von 1016 bis 1020 ealdorman der westlichen Grafschaften ist und das Vercelli-buch für Johannes Scotus Erigena, der es mit nach Italien nimmt.

Wie aus der Zeit zwischen dem 7. und 10. Jh. nichts über einen anderen muttersprachlichen Dichter bekannt ist, gibt es auch aus dieser Zeit keine Kunde über die germanisch-altenglischen Rätsel, das Beowulfepos oder andere altenglische Dichtungen.

Eine Ausnahme bildet das unmittelbar nach der Missionierung in Runen eingravierte christliche Gebet in altenglisch-nordhumbrischer Sprache, das als der augenscheinlich älteste schriftliche Beleg angelsächsischer Literatur auf dem über fünf Meter hohen Sandsteinkreuz in Ruthwell erhalten ist.

Für die ansonsten vollkommen fehlende schriftliche Überlieferung der angelsächsischen Literatur seit der Zeit der ersten Aufzeichnung im 7. Jh. bis zur Kompilation der überlieferten Handschriften um das Jahr 1000 wurde bisher keine Lösung gefunden.

Die Erklärung eines vollständigen Verlusts durch die Däneneinfälle oder

andere Unwägbarkeiten ist wenig akzeptabel, ganz abgesehen davon, dass sich dann die Frage nach der Herkunft der Vorlagen für die Erstellung der Kopien im ausgehenden 10. oder beginnenden 11. Jh. stellt.

Wie oben ausgeführt, handelt es sich bei den angelsächsischen Rätseln um altgermanische Dichtungen, die teilweise vor und während der Völkerwanderung auf dem europäischen Festland entstehen und bei der Besiedelung Englands im 5. und 6. Jh. mit den angelsächsischen Sängern auf die britischen Inseln gelangen. Dort werden sie mündlich weiter tradiert und aktualisiert, bis sie nach der römischen Mission, die um das Jahr 600 beginnt, ihre endgültige schriftliche Form erhalten und im 19. Jh. mit ihrem unvermuteten Auftauchen die Fachwelt überraschen.

In Deutschland sind keine Rätsel mehr in einer germanischen Sprache erhalten. Bis zu der Edition des *Codex Exoniensis* ist von einer Existenz germanischer Rätsel weder in England noch in Deutschland etwas bekannt, wenn ich den ohne eine Lösung überlieferten hexametrischen lateinischen Dreizeiler einmal ausschließe, den Petrus von Pisa dem Paulus Diaconus zum Raten aufgegeben haben soll mit der Erklärung, dass es sich dabei um ein uraltes germanisches Rätsel handele.

Erst in dem um das Jahr 1505 erstellten *Straßburger Rätselbuch* sowie in der um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zusammengestellten *Jenaer Liederhandschrift* tauchen Rätselversionen der mittelalterlichen Sangspruchdichter als Analogien zu den angelsächsischen Rätseln auf, die mit diesen auf eine gemeinsame altgermanische Quelle zurückgehen.

Fast so undurchsichtig wie die zeitliche Einordnung der Entstehung, ersten Aufzeichnung und Überlieferung der landessprachlichen ist auch die lateinische Dichtung der altenglischen Epoche, deren Hauptvertreter *Aldhelm* ist. Aldhelm gilt als erster lateinisch-christlicher Schriftsteller Englands, der auf heimischem Boden geboren und erzogen wird. Nach dem Zeugnis Bedas [Buch V, Kap. 18] wird er in den siebziger Jahren des 7. Jhs. Abt von Malmesbury und in 705 Bischof der Westsachsen in der Diözese von Sherborne, die durch die Teilung des kirchlichen Verwaltungsbezirks Winchester für ihn neu geschaffen wird und die er nach Beda vier Jahre lang sehr tatkräftig leitet.

Er ist damit der erste und der berühmteste Bischof von Sherborne, dem bis zur Verlegung des Bischofssitzes nach Old Sarum, dem heutigen Salisbury, die im Zuge der normannischen Neugliederung der Diözesen im Jahre 1075 erfolgt, noch sechsundzwanzig Bischöfe folgen sollen.

Der im 12. Jh. lebende William von Malmesbury erachtet Aldhelm als den bedeutendsten lateinischen Dichter der altenglischen Epoche. Der Historiker berichtet weiter, dass Aldhelm in seiner Jugend auch landessprachliche Lieder komponiert und vorgetragen hat, von denen aber nichts überliefert oder iden-

tifiziert ist. Über Aldhelms Kindheit und Jugend, seine Familie oder seine Heimat ist definitiv nichts überliefert. Fletcher in *Who's Who in Roman Britain and Anglo-Saxon England* [1989, 65] schreibt „Most of Aldhelm's career is shrouded in obscurity“. Wann und wo er zum ersten Mal mit dem Christentum in Berührung kommt, welche schulische Ausbildung er als Knabe und Jugendlicher genießt, ist nicht bekannt. Möglicherweise verbringt er seine frühen Jahre im Süden des Landes, wo er dann als Erwachsener in das Licht der Öffentlichkeit tritt und eine beispiellose geistliche Karriere startet und durchläuft.

Es wird vermutet, dass er ein naher Verwandter oder sogar der Sohn des Königs Kentwine von Westsachsen ist und in Brockenborough in der Nähe von Malmesbury in Wiltshire geboren wird. Das westsächsische Königshaus tritt in jener Zeit so gut wie nicht in Erscheinung. Aldhelms Geburtsjahr wird auf 639 oder 640, nach M. Manitius' *Geschichte der Christlich-Lateinischen Poesie bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts* [1891, 486] auf Mitte des 7. Jhs. festgelegt. Aldhelm gehört zur ersten Generation, die nach der Christianisierung durch die römischen Missionare in England geboren wird und im Land aufwächst. Seine bemerkenswerten Latein- und Griechischkenntnisse soll er als fast Dreißigjähriger bei dem afrikanischen Gelehrten Hadrian erworben haben, der mit Erzbischof Theodor von Tarsus 669 von Papst Vitalius von Rom nach Canterbury entsandt wird.

Mit dem Bau von Kirchen in Malmesbury, Bruton und Wareham und der Gründung von Klöstern in Frome und Bradford-on-Avon soll er die Verbreitung des Christentums aktiv gefördert haben. Die noch erhaltene Ruine einer Kirche zu Bradford-on-Avon, die ihm zugeschrieben wird, stammt nachgewiesenermaßen nicht aus dem 7., sondern aus dem 10. Jh., wie Richard Fletcher bekräftigt:

„Der Heilige Aldhelm, Bischof von Sherborne, ist dafür bekannt, um 700 ein Kloster zu Bradford gegründet zu haben, und einige haben ihm dieses Gebäude zugeschrieben, aber wie die Dinge jetzt liegen, ist anzunehmen, dass die Kirche ungefähr aus dem Jahr 1000 datiert“

Die Erkenntnis, dass diese altenglische Kirche nicht, wie lange Zeit angenommen, um 700 erbaut wird, sondern erst dreihundert Jahre später, sieht Richard Fletcher als ein lehrreiches Beispiel für die Schwierigkeit, angelsächsische Bauwerke zu datieren.

Die Mitteilung Bedas [Buch V, Kapitel 19], dass Aldhelm „Priester und Abt im Kloster zu Malmesbury“ ist, ehe er Bischof in der von Winchester abgepaltenen Diözese Sherborne wird, führt zur Annahme, dass er seine erste Erziehung bei irischen Mönchen in dem Kloster zu Malmesbury erhält und dort auch seine klerikale Laufbahn beginnt. ***Der lateinische Name des Klosters ist Maildufi Urbem „Die Stadt des Mailduf“. Mailduf ist angeblich der***

Name eines irischen Mönches, der das Kloster im 7. Jh. gegründet haben soll. Tatsächlich wird das Kloster zu Malmesbury aber erst in der zweiten Hälfte des 10. Jhs. von Erzbischof Dunstan von Canterbury, der um 909 in der Nähe von Glastonbury geboren wird und am 19. Mai 988 in Canterbury stirbt, gegründet [Fletcher 173]. Wie Aldhelm entstammt auch Dunstan einer westsächsischen Adelsfamilie, wächst bei irischen Mönchen auf, hat königliche Ämter inne und übt Beratertätigkeiten am Hof aus, hat Verwandte am Königshof, die ihn protegieren, ein Klischee, das sich in der angelsächsischen Epoche ständig wiederholt.

Bemerkenswert ist diese Ähnlichkeit zwischen der vermuteten Abkunft und Erziehung des Aldhelm und der verbürgten Kindheit und Jugend von Dunstan. Von *Dunstan* ist belegt (seine erste Biographie wird um das Jahr 1000 von Adelard of Ghent erstellt), was von Aldhelm lediglich vermutet beziehungsweise ihm angedichtet wird.

Dem frommen und asketisch lebenden Bischof Aldhelm werden schon zu seinen Lebzeiten und mehr noch nach seinem Tod zahlreiche Wunder zugeschrieben. Um so erstaunlicher ist es, dass er erst im Jahre 1080 heilig gesprochen wird. Die erste bescheidene Biografie Aldhelms ist überliefert in den *Gesta pontificum Anglorum* (Taten der englischen Bischöfe) von William von Malmesbury (1080/95 – etwa 1143).

Als Hauptquelle dient dem Historiker William von Malmesbury Bedas Bericht über Aldhelm in der *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*. Zum anderen wertet er die lateinischen Schriften Aldhelms aus. Die Lebensverhältnisse des Schriftstellers scheinen auch für William von Malmesbury ein Buch mit sieben Siegeln zu sein.

Die zeitliche Diskrepanz, die zwischen der ersten Aufzeichnung der altenglischen Rätsel und ihrer Überlieferung besteht, wiederholt sich in Aldhelms Lebenslauf. Es stellt sich die Frage: Wie kann Aldhelm um 670 Abt in einem Kloster sein, das erst drei Jahrhunderte später – zwischen 959 und 965 – von Dunstan gegründet wird? Es ist auch kaum verständlich, warum Aldhelm bei seiner Bedeutung und den angeblich von ihm bewirkten Wundern erst 371 Jahre nach seinem Tod heilig gesprochen wird, ganz abgesehen davon, dass der Mönch, Priester, Abt und Bischof Aldhelm nach seinem Tod über vierhundert Jahre lang nur wenig bekannt ist und erst im Jahre 1125 durch den Historiker William von Malmesbury, hauptsächlich nur aufgrund der ihm zugeschriebenen lateinischen Werke, eine Wiedergeburt erfährt, die seinen Nachruhm begründet und bis heute sichert.

Nach der Aufwertung durch William von Malmesbury werden Aldhelms Schriften im 12. Jh., nicht nur in England, sondern auch auf dem europäischen Kontinent, verstärkt in den Klosterschulen im Unterricht verwendet. Die erhaltenen Kopien stammen vorwiegend aus dem 12. und 13. Jh.

Das jahrhundertlange Schweigen und das geringe Wissen über die Person des Aldhelm kann auch Fletcher nicht erklären. Er schreibt dazu: „Mehr für seine Schriften als für sein privates Leben ist Aldhelm heute bekannt“, und er fährt fort:

„Seine Arbeiten können uns viel erzählen über die bemerkenswerten Errungenschaften der angelsächsischen christlichen Kultur im Zeitalter von Erzbischof Theodore; nicht einfach in ihrem Gehalt, sondern auch in ihrer Aussage über die lateinische Bildung ihrer Leser. Sie sind außerdem eine wichtige Informationsquelle über den Status der Kirche in Wessex, ein Gebiet, über das Beda nicht gut informiert war.“

„Warum Beda so schlecht über die Verhältnisse in Wessex informiert gewesen sein soll, versucht er weder zu ergründen noch zu erklären.“

Die fehlende Information über Westsachsen zu jener Zeit explizieren Literaten und Historiker gleichermaßen mit der Bedeutungslosigkeit von Wessex. Sie argumentieren, dass sich erst nach 800 die politische und kulturelle Kompetenz von Nordhumbrien nach Wessex verlagert. Dies steht aber in krassem Widerspruch zur Person des westsächsischen Abtes und Bischofs Aldhelm, der in Wessex lebt und wirkt und aufgrund seiner christlich-lateinischen Schriften bis heute als der bedeutendste lateinisch-altenglische Dichter gilt, nicht nur des 7. Jhs., sondern der gesamten angelsächsischen Epoche.

Genau so widersprüchlich ist es, dass die in vier Sammelmanuskripten erhaltene, nicht unerhebliche altenglisch-muttersprachliche Literatur, die im 7. Jh. zum ersten Mal schriftlich aufgezeichnet wird, in einem altenglischen Dialekt überliefert ist, der als die angelsächsisch-westsächsische Landessprache des 10. Jhs. gilt.

Die mangelnde Popularität Aldhelms über mehr als drei Jahrhunderte hinweg wird auf seinen komplexen und dunklen lateinischen Schreibstil zurückgeführt, der seine Schriften für den nicht damit vertrauten Leser schwer verständlich macht. Diesen besonderen, etwas verkrampften, typisch aldhelm'schen Schreibstil verwendet bemerkenswerterweise der westsächsische Adlige Ethelweard dreihundert Jahre später in der von ihm verfassten lateinischen Chronik. Die Literaturkritiker deuten diese Wiederbelebung der Schreibgewohnheit des Aldhelm als eine bewusste Nachahmung. Fletcher [191] schreibt dazu:

„Ethelweard schrieb nicht in dem zu seiner Zeit üblichen Latein, sondern in dem außergewöhnlich verkrampften Stil, den die modernen Wissenschaftler als ‚hermeneutisch‘ bezeichnen. Wiederbelebt im zehnten Jahrhundert nach dem Vorbild der Schriften des Heiligen Aldhelm, wurde er kultiviert im Zirkel um Bischof Ethelwold von Winchester, unter dessen Einfluss Ethelweard möglicherweise seine literarische Ausbildung erhalten hatte.“

Außer der gleichen Art zu Schreiben gibt es auch Vergleichbarkeiten im Lebenslauf von Bischof Aldhelm und dem *ealdorman* Ethelweard, über dessen Kindheit und Jugend ebenfalls nichts bekannt ist, der aber auch ein Verwandter der westsächsischen Königsfamilie gewesen sein soll und sogar als Nachkomme König Ethelreds I., des älteren Bruders von König Alfred, gehandelt wird. Auch er soll Beraterfunktionen am Hof ausgeübt und Klöster gegründet haben, zum Beispiel 987 zusammen mit seinem Sohn Ethelmaer das Kloster Cerne in Dorset. Außer durch seine literarischen Arbeiten ist der *ealdorman* Ethelweard auch durch sein Zeugnis auf Urkunden zwischen den Jahren 973 und 998 bekannt. Er stirbt vermutlich kurz vor dem Jahr 1000.

Literaturverzeichnis

- Beda Venerabilis, *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*
 Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon,
http://www.bautz.de/bbkl/d/dunstan_e_v_c.shtml
- Butsch, Albert Fidelis, Hrsg., 1876, *Strassburger Rätselbuch*, Die erste zu Strassburg ums Jahr 1505 gedruckte deutsche Rätselsammlung, Straßburg
- Chambers, Raymond Wilson / Förster, Max / Flower, Robin, 1933, *The Exeter Book of Old English Poetry*, Faksimile, London
- Conybeare, John Josias, 1814, „Account of a Saxon Manuscript preserved in the Cathedral Library at Exeter“, *Archaeologia*, XVII, London, 150-197
- Conybeare, William D., Hrsg., 1826, John. J. Conybeare, *Illustrations of Anglo-Saxon Poetry*, London, 198-253
- Die Jenaer Liederhandschrift, siehe Holz, Georg u. a.
- Dietrich, Franz, 1859, „Die Rätsel des Exeterbuches, Würdigung, Lösung und Herstellung“, *Zeitschrift für Deutsches Altertum*, XI, 448-490
- 1859a, Besprechung von Leo: *Quae de se ipso...*“, in *Eberts Jahrbuch für romanische und englische Literatur*, 241-246
- Fletcher, Richard, 1989, *Who's Who in Roman Britain and Anglo-Saxon England*, London
- Holder, Alfred, Hrsg., 1890, *Baedae, Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*, Freiburg
- Holz, Georg / Saran, Franz / Bernoulli, Eduard, Hrsg., 1901, *Die Jenaer Liederhandschrift*, 2 Bände, Leipzig (Nachdr. Hildesheim 1966)
- Jansen, Karl, 1908, „Die Kynewulfforschung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart“, *Bonner Beiträge zur Anglistik*, XXIV
- Kemble, John, 1840, „On Anglo-Saxon Runes“, *Archaeologia Britannica*, XXVIII, 360 ff.
- Laszlo, Renate, 1995, *Trüffel und Eichbaum*. Mikrofiche, Marburg
- 1996, „Das Ruthwellkreuz“, in: Renate Laszlo, *Das mystische Weinfass. Ein altenglisches Rätsel des Vercellibuches*, Marburg, 32-50
- 1998, *Ewig ist der Schöpfer*, Marburg
- 2001, *Germanische Rätseltradition. Die Zeit, der Fisch im Fluß und andere Rätsel*, Marburg

- 2003, Germanische Rätsel in der Literatur des Mittelalters, Marburg
- Leo, Heinrich, 1857, Quae de se ipso Cynewulfus (sive Cenewulfus, sive Coenewulfus) poeta Angosaxonicus tradiderit, Halle
- Manitius, Max, 1891, Geschichte der Christlich-Lateinischen Poesie bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts, Stuttgart
- Neff, Karl, 1908, Die Gedichte des Paulus Diaconus, München
Ökumenisches Heiligenlexikon,
http://www.heiligenlexikon.de/Biographien/D/Dunstan_von_Canterbury.htm.
- Rieger, Max, 1869, „Über Cynewulf“, *Zachers Zeitschrift für deutsche Philologie*, I, 215-226 u. 313-334
- Ten Brink, Bernhard, 1877, Geschichte der englischen Literatur, London
- Thorpe, Benjamin, Hrsg., 1842, Codex Exoniensis, A Collection of Anglo-Saxon Poetry, London
- Trautmann, Moritz, 1883, „Cynewulf und die Rätsel“, *Anglia Anz.*, VI, 158-169
- Wanley, Humphrey, 1705, *Antiquae Litteraturae Septentrionalis, Liber Alter*, Oxford, 280/81
- Wülker, Richard Paul, Hrsg. 1894, Codex Vercellensis, die angelsächsische Handschrift zu Vercelli in getreuer Nachbildung, Leipzig
- 1885, „Cynewulf und sein Kreis“, in: *Grundriss zur Geschichte der angelsächsischen Literatur*, Leipzig, 147-217
- 1896, Geschichte der englischen Literatur, Leipzig

Renate Laszlo, 56462 Höhn, PF 1

Phantomzeitliche und phantomzeitnahe Bauten in Thüringen und Sachsen-Anhalt

Michael Meisegeier

Angeregt durch die Publikation von ILLIG/ANWANDER: *Bayern in der Phantomzeit* lag es nahe, zu prüfen, wie sich die Situation der phantomzeitlichen Bauten auf dem Gebiet der neuen Bundesländer darstellt. Der Kreis der zu besprechenden Bauten ist sehr überschaubar, da nur in Thüringen und in Sachsen-Anhalt phantomzeitliche Bauten überhaupt 'bezeugt' sind. Damit fallen Sachsen, Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg von vornherein aus der Betrachtung. Die geschriebene Geschichte beginnt dort erst später.

Selbst für die Länder Thüringen und Sachsen-Anhalt ist die Anzahl der Ortsnennungen, an denen auch frühmittelalterliche bauliche Reste vorhanden sind bzw. ergraben worden sind, sehr gering.

Für **Thüringen** sind 2 Orte anzuführen: Erfurt und Rohr. Zahlreiche, auch frühere Nennungen, z. B. Arnstadt (704), existieren allein auf dem Papier. Sie bleiben bei der vorliegenden Betrachtung außen vor.

Damit ist Thüringen bereits abgehandelt. Für **Sachsen-Anhalt** ist die Liste der Bauwerke ähnlich kurz. Hier sind nur die Orte Magdeburg und Halberstadt aufzuführen, die ihre Ersterwähnung dem frühen 9. Jh. zuordnen. In den Anfang des 10. Jhs., d.h. an das Ende der Phantomzeit datieren weitere Orte wie Quedlinburg und Memleben. Diese sollen wegen ihrer Bedeutung und vorliegender Grabungsergebnisse in die Betrachtung einbezogen werden. Gernrode als angeblich einziger komplett erhaltener ottonischer Bau soll ebenfalls besprochen werden, obwohl schon mit seiner traditionellen Datierung nicht mehr der Phantomzeit zuzurechnen.

Erfurt, Dom Beatae Mariae Virginis und Stiftskirche St. Severi

Erfurt führt seine Ersterwähnung auf Bonifatius zurück, der 742/43 einen Brief an Papst Zacharias gesandt haben soll, mit der Bitte, die Bistümer Würzburg, Erfurt und Büraburg gründen zu dürfen. Die Stiftskirche Beatae Mariae Virginis (der heutige Dom) ist gemäß der Tradition eine Stiftung Bonifatius' aus dem Jahr 754.

Die frühesten Teile des stehenden Baus sind romanisch. Diese romanische Kirche soll ab 1154 entstanden sein, nachdem 1153 ein vorhandener Bau eingestürzt war. Grabungen in größerem Umfang sind noch nicht durchgeführt worden. Da der Dom wie die meisten Kirchen Erfurts glücklicherweise im

Krieg kaum gelitten hat, gab es 'leider' nicht die Möglichkeit für großflächige Untersuchungen, wie das an anderen Bauten möglich war.

Bei Gründungsarbeiten für die neue Hauptorgel im Westen der bestehenden Kirche (1992) wurde ein gebogener Mauerzug freigelegt, den die Archäologen als eine Apsis des 9. Jhs., vielleicht sogar des 8. Jhs. interpretiert haben. Darüber haben sie den Westabschluss des 1154 begonnenen romanischen Langhauses aufgefunden. Das würde bedeuten – da ein weiterer Vorgängerbau nicht gefunden wurde –, dass die Kirche aus dem 8. oder 9. Jh. bis zum Einsturz im Jahr 1153 benutzt wurde, also 300 bis 400 Jahre! Das ist kaum glaubhaft. Da diese Zeit mit der zunehmenden Christianisierung zusammenfällt, dürften die baulichen Anforderungen an einen so bedeutenden Kirchenbau sich ständig erhöht haben. Dass ein Kirchenbau in der Zeit nach der Christianisierung jahrhundertlang allen räumlichen Anforderungen genüge, ist aus meiner Sicht ausgeschlossen.

Da Westapsiden und damit der Doppelchor ein bauliches Motiv bilden, das um das Jahr 1000 und Anfang des 11. Jhs. häufig anzutreffen ist, könnte eher eine Datierung in das frühe 11. Jh. zutreffen. Ob es davor noch einen Vorgängerbau, möglicherweise des 10. Jhs. gab, ist nicht bekannt.

Nicht nur für den Dom, sondern auch für die benachbarte Severikirche existieren sehr frühe chronikalische Nachrichten. So soll im Jahr 836 eine Reliquientranslation des Körpers des hl. Severus aus Ravenna zuerst nach Mainz und von dort aus nach Erfurt in eine Paulskirche erfolgt sein. Diese Reliquien werden bis heute in der Severikirche verehrt. Offensichtlich erfolgte nach der Reliquientranslation ein Patrozinienwechsel, d.h. aus der Paulskirche wurde infolge des Besitzes der bedeutenden Reliquien die Severikirche. 1080 sollen die Peterskirche sowie die Severikirche durch die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Heinrich IV. und der Stadt Erfurt als Anhänger des Papstes zerstört worden sein. Erstaunlicherweise wird der Dom in dieser Nachricht nicht genannt. Zum damaligen Zeitpunkt war die Severikirche die Hauptkirche Erfurts. Diese und die Peterskirche wurden danach neu errichtet. Gleichzeitig erfolgte ein Bedeutungsschwund der Severikirche zugunsten der Stiftskirche Beatae Mariae Virginis (Dom). Die Gründe dafür sind nicht bekannt [Kadenbach].

2005 wurden am Fuß des Domhügels die Reste einer romanischen Kirche ergraben. Ob es sich hierbei um einen Vorgängerbau der Severikirche handelt oder – aus meiner Sicht wahrscheinlicher – um die Reste eines 1123 auf den Cyriaksberg verlegten Frauenklosters handelt, ist noch nicht geklärt. (Gründung des Frauenklosters ist unbekannt, nach KADENBACH möglicherweise im 11. Jh. zusammen mit dem Peterskloster auf dem Petersberg).

Die Denkmalpfleger plädieren m. E. vorschnell für einen Vorgängerbau der Severikirche, da bei den jüngsten Grabungen Bruchstücke eines Putzes

mit Wandmalereien und qualitätvolle Stuckreste mit Palmettendekor östlich vor den ergrabenen Bauteilen gefunden worden sind. Doch warum sollte damals die Severikirche am Hangfuß errichtet worden sein? 1080 wurde die Severikirche durch Heinrich IV. zerstört. Es gab gar keinen Grund, den Neubau an einer anderen Stelle zu errichten und auf die bevorzugte Lage auf dem Domberg zu verzichten. Und wer sagt, dass die ergrabene Kirche und die gefundenen Bruchstücke zu *einem* Bau gehören? Der Palmettenstuck ist m. E. in die 2. Hälfte des 12. Jhs. zu datieren. Damals war die Kirche des Frauenklosters bereits aufgelassen, womit die Fundstücke nicht zu diesem Bau gehören können, wohl aber zu der nach 1080 neu erbauten Severikirche. Die ergrabenen Fundamente werden von einer Mauer aus dem 13. Jh. überschritten. Die östlich gelegene Verfüllung wird wohl auch im 13. Jh. erfolgt sein. Damals (1278) wird der nach 1080 errichtete Bau der Severikirche durch den heute noch stehenden gotischen Neubau ersetzt. Im Zusammenhang mit dem Neubau müssen reichlich Abbruchmassen angefallen sein.

Auch in der Severikirche wurde noch nicht großflächig gegraben. Bauliche Reste von Vorgängerbauten wurden bisher nicht gefunden. Die stehende Kirche ist durchweg gotisch.

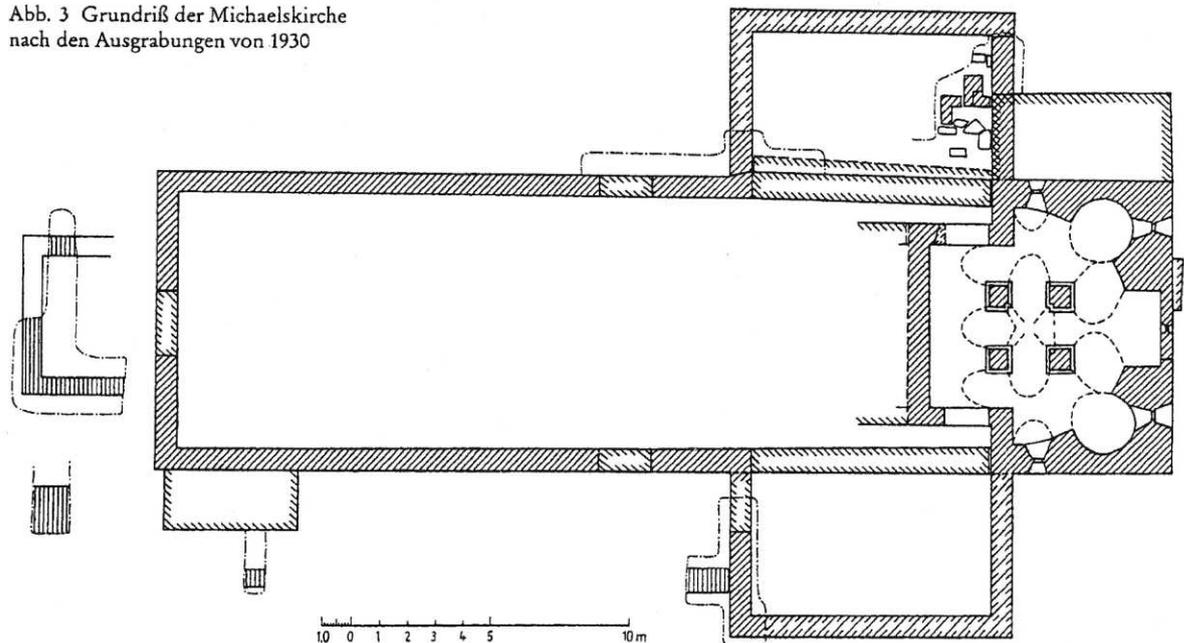
Nördlich der Severikirche wurden in den 60er Jahren bei Grabungen ältere Fundamentreste gefunden. Die Ausgräber glaubten damals, Reste des karolingischen Paulsklosters gefunden zu haben. Aber außer der oben bereits erwähnten Paulskirche, die später zur Severikirche wurde, gab es nie ein Paulskloster auf dem Domberg. Die Lokalhistorie spricht zwar immer wieder von einem Paulskloster; sie verwechselt dieses aber mit der in den Quellen genannten Paulskirche und hat offensichtlich den Patrozinienwechsel von St. Paul zu St. Severi nicht verstanden. Von dem ebenfalls oben erwähnten, 1123 auf den Cyriaksberg verlegten Frauenkloster (s. o.), dem die Lokalhistorie in ihrer Not das Patrozinium St. Paul zuordnet, kennen wir das Patrozinium jedoch nicht [Kadenbach].

Letztendlich gibt es in Erfurt keine Belege für die Phantomzeit.

Rohr, St. Michael

Um 825 wird in den Quellen für Rohr ein Kloster erwähnt. Im 10. und Anfang des 11. Jhs. ist für Rohr eine königliche Pfalz belegt [Leopold 1989, 27]. In der heutigen frühromanischen Michaelskirche in Rohr befindet sich eine Krypta, das älteste erhaltene Bauwerk in Thüringen. Von LEHMANN [1950, 350 f.] wird diese Krypta in die 1. Hälfte des 10. Jhs. (oder sogar noch karolingisch) datiert. LEOPOLD [1989, 32 f.] datiert Kirche und Krypta nach Vergleichsbauten, die alle zu früh datiert sein dürften, in das 9. Jh. Von ROSNER [250 f.] wird die Rohrer Krypta der 2. Hälfte des 10. Jhs. zugewiesen. Aufgrund der

Abb. 3 Grundriß der Michaelskirche
nach den Ausgrabungen von 1930



Übersichtsplan der Grabungen an der Kirche zu Rohr
in Thüringen, Mai 1930

- vorhandene Mauern des alten Baues (um 800)
- ▨ nach den Bodenfunden ergänzte Mauern des alten Baues

- ▧ Veränderungen in den nachfolgenden Jahrhunderten
- ▩ Mauern, deren Zugehörigkeit noch festzustellen ist
- ▤ Grenzen der Ausgrabungen

Ähnlichkeit zu Gernrode und dessen spätere Datierung (s. u.) würde ich für die erste Hälfte des 11. Jhs. plädieren. Für einen um 825 vorhandenen Bau gibt es außer den schriftlichen Nachrichten keinen überzeugenden Beleg.

Auf keinen Fall haben wir hier ein Bauwerk der Phantomzeit vor uns.

Magdeburg, Dom St. Mauritius und St. Katharina

Die Ersterwähnung Magdeburgs fällt in das Jahr 805. Keine der Kirchen Magdeburgs führt seine Geschichte bis in diese Zeit zurück. Die früheste Erwähnung kann das Moritzkloster mit dem Jahr 937 für sich verbuchen.

Grabungen von 1959 bis 1968 auf dem Magdeburger Domplatz legten den Grundriss eines repräsentativen Steinbaus frei, der mehrheitlich mit dem Palast bzw. der Pfalz Ottos I. identifiziert wurde. Der Dom Ottos I. wurde unter dem heutigen Dom gesehen. Der Grundriss eines Vorgängerbaus wurde unter dem heutigen Dom ergraben und als Dom Ottos angesehen, obwohl die z. T. erhaltene Ostkrypta und die ergrabene Westkrypta dem frühen 11. Jh. angehören. Unterstützt wurde diese Deutung durch das im heutigen Dom noch vorhandene Grab Ottos I. sowie die Verwendung von Spolien des Doms Otto I. im heutigen Dom.

Ab 2002 wurden erneute Grabungen auf dem Domplatz vorgenommen, die nunmehr die bereits 1960 geäußerte alternative These stärken, dass die damals gefundenen Fundamentzüge kein weltliches Gebäude darstellten, sondern zu einem prachtvollen Kirchenbau gehörten, der nur der Dom Ottos I. sein konnte. Im Zusammenhang mit den jüngsten Grabungen wurde eine

„ungewöhnliche Grablege aus dem 3. Viertel des 10. Jh. entdeckt. Sie bezog sich auf den bereits stehenden oder im Bau befindlichen mutmaßlichen Kirchenbau des 10. Jh. (Phase I). Der Bau des 10. Jh. konnte anhand von Fundamentausbruchgräben weiter nach Osten verfolgt werden. Ihre enorme Breite von bis zu 3,20 m lässt auf ein gewaltiges Bauwerk schließen. Der Kirchenbau wurde offensichtlich planmäßig geräumt, als er nicht mehr genutzt wurde. Dennoch zeigen die entdeckten Fundstücke sehr deutlich, mit welchem hohem Aufwand das Bauwerk ursprünglich ausgestattet worden war“ [Kuhn].

U. a. wurden Reste eines Schmuckfußbodens analog den Schmuckfliesen in der Krypta unter dem heutigen Dom gefunden;

„ein Vergleich der Neufunde [...] mit den Steinen in der Krypta unter dem gotischen Dom ergab eine weitestgehende Übereinstimmung. Wie ist dieser Befund zu deuten? Kamen die Steine vom Kirchenbau am Domplatz in die Krypta unter den gotischen Dom?“ [Kuhn]

„Wir werden uns möglicherweise mit dem Gedanken vertraut machen müssen, dass am Magdeburger Domplatz zwei bedeutende Kirchenbauten

des 10. Jh. zeitgleich bestanden haben – einer unter dem gotischen Dom und einer knapp 40 m weiter nördlich am Ostrand des Domplatzes. Als Interpretation bieten sich zuallererst die Moritzklosterkirche und der Dom Otto des Großen an. Doch wo stand welcher Bau? Ich sympathisiere bei unserem gegenwärtigen Kenntnisstand mit der Variante, dass wir in dem gewaltigen Bau, der unter dem heutigen Domplatz und östlich davon liegt, den Dom des 10. Jh. vor uns haben“ [Kuhn].

Nach Ansicht der Ausgräber war das Bauwerk 80 m lang, 41 m breit und bis zu 60 m hoch. Der Dom Ottos I. wurde 955 von ihm gestiftet und soll 968 geweiht worden sein (Abbildungen siehe SCHMIDT [2003]).

Bereits SCHMIDT [2003, 389 ff.] ist auf die neueren Grabungsergebnisse auf dem Magdeburger Domplatz eingegangen. Auch er sieht in dem ca. 40 m nördlich des gotischen Doms aufgefundenen Bau den Dom Ottos I. Ob dieser Kaiser wirklich in dem Domneubau bestattet wurde, ist aus meiner Sicht noch fraglich. Zumindest eine Teilnutzung des Doms Ottos I. ist jedoch wahrscheinlich; die aufgefundenen Gräber sprechen dafür. Wie kam es aber zur Aufgabe dieses Doms? Der Brand von 1207 kann es nicht gewesen sein, da die Wiederverwendung von Bauteilen aus dem Dom Ottos I. im frühromanischen Bau an der Stelle des heutigen Doms dazu nicht passt.

NAWRATH [2003] zitiert in einem dpa-Artikel den Magdeburger Historiker Michael KLEINEN, der überzeugt ist, dass der Kirchenbau nie fertiggestellt worden oder bald nach Baubeginn eingestürzt ist. In den ottonischen Schriftquellen gäbe es keinen Beleg für einen Prachtbau wie einen Kaiserdom. Weiterhin berichtet er, dass jedoch nach Auffassung des Ausgrabungsleiters Rainer KUHN der Dom auf jeden Fall fertiggestellt und in Nutzung genommen wurde. Das würden seiner Ansicht nach die zahlreichen Ausstattungsfundstücke wie Fußbodenmosaik aus Kalkstein und Marmor, glasierte Fliesen und farbiger Wandputz beweisen.

Nach meiner Meinung ist die Situation ziemlich eindeutig. Der 955 von Otto begonnene Dombau wurde nie völlig fertiggestellt. Dass der Ausbau mit Schmuckfußboden, Fliesen und Wandputz bereits begonnen bzw. sicher in Teilbereichen auch schon fertig war, steht dem nicht entgegen. Dieser Bau wird – wie größere Bauvorhaben heute auch – in Bauabschnitten errichtet worden sein, die jeweils einen unterschiedlichen Bautenstand aufweisen, z.B. Teilbereiche noch nicht begonnen, andere Bereiche nur die Gründung, wieder andere Bereiche im Rohbau fertig und Teilbereiche mit dem Ausbau begonnen bzw. fertig.

Ich denke, dass der Bau nie zur Gänze geweiht worden ist. Vielleicht ist 968 zur Bistumsgründung ein Teilbereich als Demonstration eingeweiht worden. Bis zum Tod Ottos I. im Jahr 973 kann der Bau noch nicht so weit fortgeschritten gewesen sein.

Lassen Sie mich folgendes Szenario entwickeln: Da die Nachfolger auf dem Kaiserthron an einer Residenz Magdeburg kein Interesse zeigten, brach die kaiserliche Förderung des Baus weg. Das Magdeburger Bistum war mit der Bauaufgabe – der Fertigstellung dieses Prachtbaus – finanziell völlig überfordert und gab diesen Bau auf. Er diene als Baustofflieferant für den bescheideneren Dombau an der Stelle des Moritzklosters. (Nach LEOPOLD [1983b, 78] – unter Bezugnahme auf eine gleich lautende Bemerkung KOCHS – scheint der in der Hunfriedkrypta gefundene Schmuckfußboden „mit seinem Muster und in seiner Begrenzung nicht zum Raum zu passen. Das könnte für eine Übernahme von einem anderen Bau sprechen.“)

Dieser Neubau dürfte Anfang des 11. Jhs. erfolgt sein. Die Taginokrypta im Westen (Bischof Tagino 1004–1008) und die Hunfriedkrypta im Osten (Bischof Hunfried 1023–1051) sind Anhaltspunkte für die zeitliche Einordnung des Neubaus. Bis dahin diene der unfertige Dom Ottos oder – was wahrscheinlicher ist – die möglicherweise bestehende Moritzkirche als Bischofskirche. Offensichtlich waren Anfang des 11. Jhs. die noch notwendigen Mittel zur Fertigstellung des fragmentarischen Doms so immens, dass man sich für einen bescheideneren Neubau entschied. Auch dies spricht gegen einen weiter fortgeschrittenen Dom Ottos.

Ob das Moritzkloster wirklich bereits 937 gegründet wurde, ist aus meiner Sicht fraglich. Ich halte diese Datierung für zu früh. Auch hier ist zu vermerken, dass das Grab der Editha († 946), die angeblich „in der neuen Basilika im Nordteil nach Osten zu beigesetzt wurde“ [Leopold 1983b, 81], nicht lokalisiert werden kann. Ist das Grab verschollen oder gab es 946 womöglich noch gar keine Moritzkirche? Nach LEOPOLD [ebd., 77] wurden unter der Westkrypta (Taginokrypta) Fundamentzüge ergraben, die älter als die Krypta sind und von einem Vorgängerbau stammen. Da die Taginokrypta in das frühe 11. Jh. datiert wird, dürfte dieser Vorgängerbau noch dem 10. Jh. zuzuordnen sein.

Ein separater Dombau hätte mit Sicherheit ein anderes Patrozinium erhalten. Dass der heutige Dom das Patrozinium St. Mauritius (St. Moritz) trägt, ist ein Beleg dafür, dass wir es mit einem Nachfolgebau des Moritzklosters zu tun haben. Wäre der Dom Ottos fertig geworden, bliebe unverständlich, wie das Patrozinium von St. Moritz auf seinen Nachfolgebau kommt.

Auf keinen Fall liegen in Magdeburg phantomzeitliche Reste vor.

Halberstadt, Dom St. Stephan und St. Sixtus

Aufgrund der erheblichen Zerstörungen, die der Halberstädter Dom im 2. Weltkrieg erlitten hat, ergab sich die einmalige Gelegenheit zu umfangreichen Grabungen zur Erforschung seiner Baugeschichte. Die Ergebnisse der Grabung wurden erst ca. 20 Jahre später von LEOPOLD und SCHUBERT veröffent-

licht. Danach ist die Baugeschichte des Halberstädter Doms beeindruckend. Unter dem Dom wurden die Fundamente mehrerer vorromanischer, phantomzeitlich eingestufte Vorgängerbauten ergraben. Die Grabungsergebnisse und ihre Interpretation durch LEOPOLD und SCHUBERT in Kurzform:

Die Kirche Hildegims I. (**Bau Ia**)

- dreischiffiger Bau, 33 m x 21 m, um Mauerstärke eingezogene Apsis (?), Datierung um 800;
- Die Erweiterung Thiatgrims (**Bau Ib**); neues dreiteiliges Sanktuarium mit tonnengewölbter Kammerkrypta und seitlichen Zugangsstollen. Unmittelbar westlich der Kirche in einem Gräberfeld weitere kreuzförmige Kirche über einem ausgezeichneten Grab. Datierung vielleicht noch vor 827.

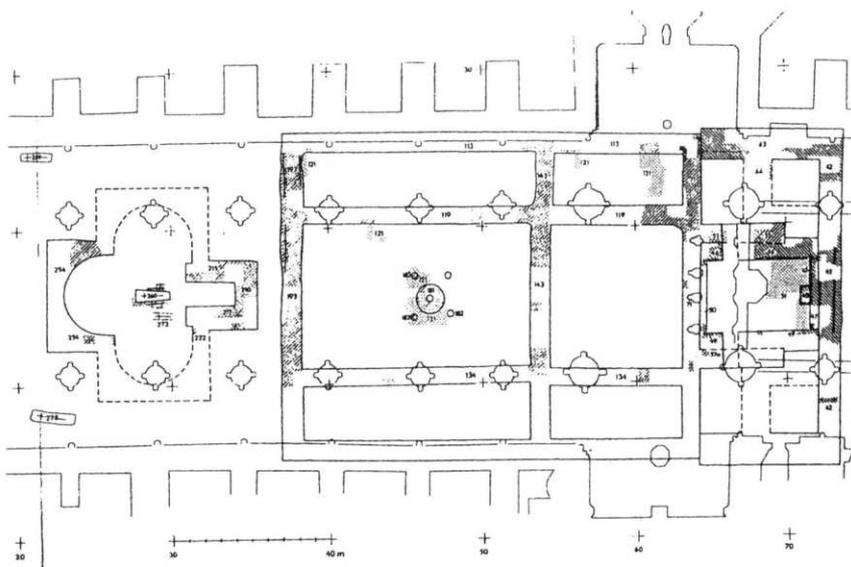
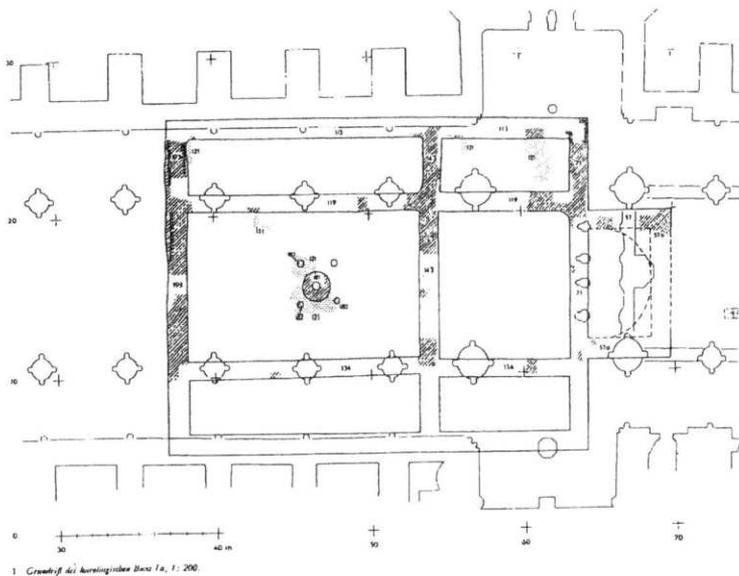
Der Umbau Heimons und Hildegims II. (**Bau Ic**)

- umfassender Umbau, der einem Neubau gleichkam, anstelle der kleinen westlichen Kirche ein „Westwerk“ mit mittlerem quadratischem Raum und schmalen Anräumen im N, S und W, Altar über dem o.a. Grab, östlich vor dem Altar Taufbecken, im O durchlaufendes Querhaus, apsidial geschlossener Chor, um den Chor Ringstollen einer wahrscheinlich zweigeschossigen Außenkrypta mit 2 seitlichen Altarräumen und kreuzförmiger Scheitelkapelle, dieser gegenüber Mittelstollen unter den Chor bis zu einer Grabkammer (vermutlich Heiligengrab). Datierung bis 859.

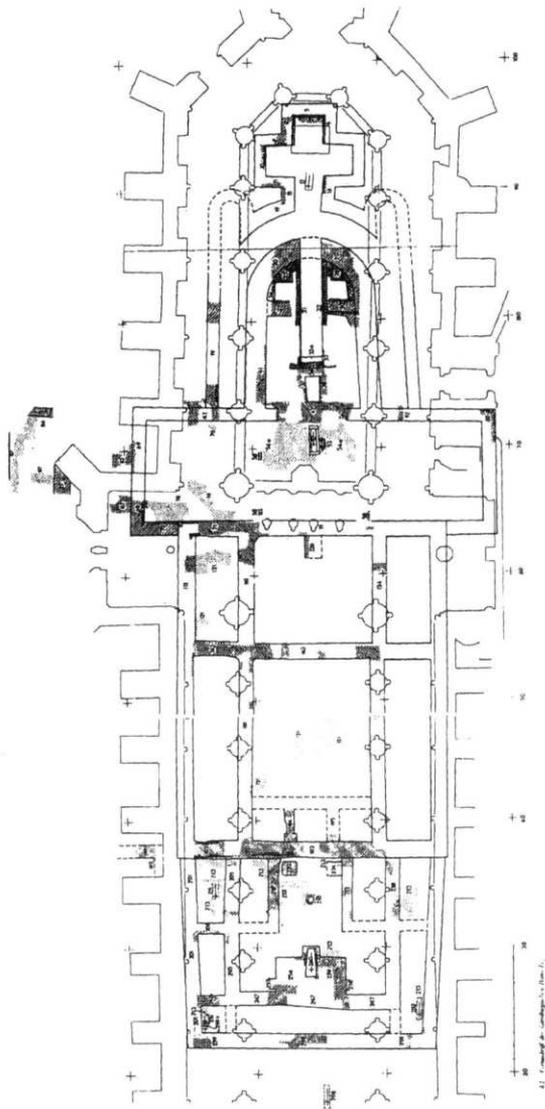
Der Neubau Bernhards und Hildewards (**Bau IIa**)

- Geringfügige Verlängerung des Langhauses, strengere Rhythmisierung des Langhauses (Pfeiler-Säulen), neuer Westbau als „Westwerk“ mit Treppentürmen, mittlerem Westeingang und Seitenemporen, Neubau der Ostteile als Kopie des Vorgängerbaus, Aufgabe der westlichen Grabkammer. Datierung 974 und 992 (Weihedaten);
- Reparatur nach 1060 / Liudgerkapelle (**Bau IIb**);
- nach Stadtbrand von 1060 ab 1071 Liudgerkapelle, am Dom scheinbar keine großen Schäden;
- Reparatur nach 1179 (**Bau IIc**):
- nach Zerstörung Halberstadts durch Heinrich den Löwen Dom schwer beschädigt, Wölbung des Querhauses, Auswechslung von Stützen im Langhaus, Wölbung des Mittelschiffs nach Fertigstellung des Fußbodens (?), Weihe 1220.

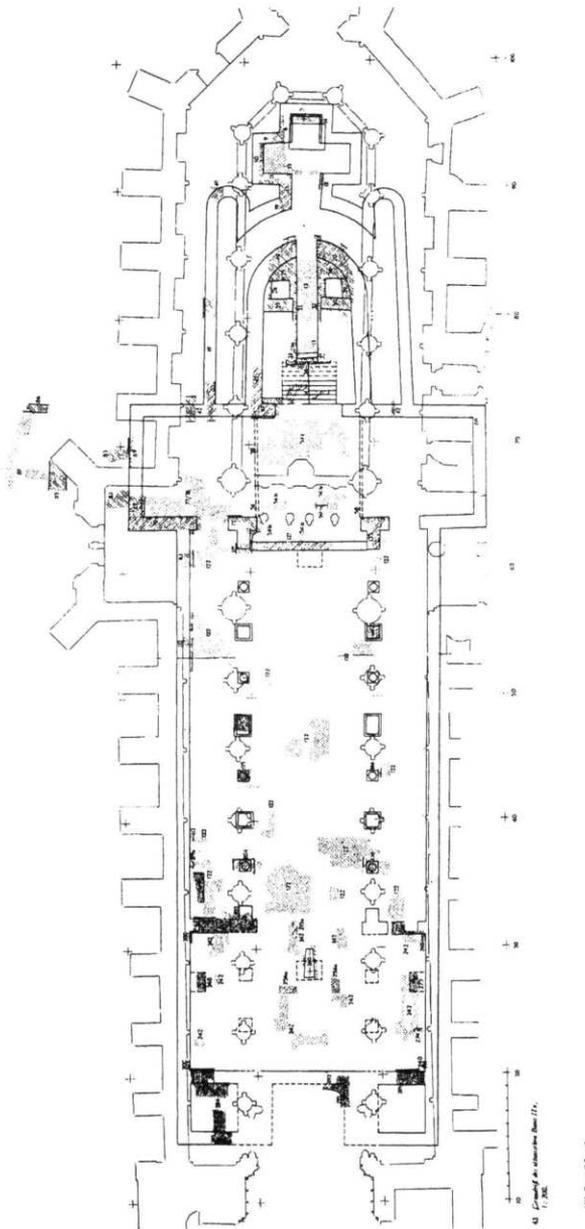
Entsprechend dem heutigen Forschungsstand ist an der Interpretation der Grabungsergebnisse zu zweifeln. Ich möchte im Folgenden eine Neuinterpretation vorschlagen:



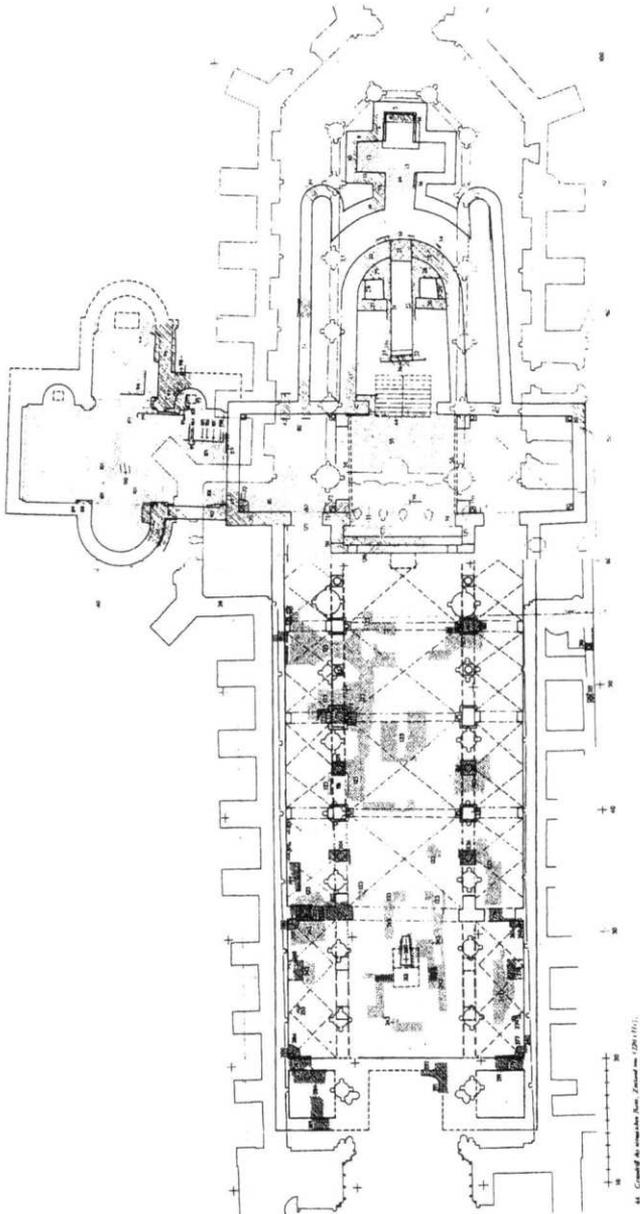
Halberstadt: Die Kirche Hildegtrims I. (Bau Ia), darunter die Erweiterung durch Thiatgrim (Bau Ib) [Leopold/Schubert 1986, 27 bzw. Beilage]



Halberstadt: Der Umbau durch Heimo und Hildegrim II. (Bau Ic) [Leopold/ Schubert 1986, Beilage]



Halberstadt: Der Neubau durch Bernward und Hildeward (Bau IIa) [Leopold/Schubert 1986, Beilage]



Halberstadt: Bau IIc nach Zerstörung durch Heinrich den Löwen [Leopold/ Schubert 1986, Beilage]

Die Gründung des Bistums Halberstadt liegt im Dunkeln. Jahrhunderte jüngere Quellen berichten, dass Karl der Große persönlich 781 das Bistum Halberstadt gegründet habe. Diese Nachricht wird selbst von der traditionellen Forschung angezweifelt. Diese geht aber trotzdem von einem Bestehen des Bistums Anfang des 9. Jhs. aus [Leopold/Schubert 11].

Tatsächlich dürfte die Gründung um die Mitte des 10. Jhs. erfolgt sein, zeitlich dicht vor den bekannten Bistumsgründungen Magdeburg (968), Merseburg (968), Zeitz (967/68) und Meißen (968). Ich gehe davon aus, dass auch die Gründung des Bistums Hildesheim in diesen Zeitraum fällt – vielleicht parallel mit Halberstadt. Die karolingischen Bistumsgründungen von Halberstadt und Hildesheim existieren allein auf dem Papier bzw. Pergament.

Eine Unterstützung meines Datierungsansatzes für Halberstadt ist auch aus den Grabungsergebnissen herleitbar. Die erste Kirche dürfte nicht all zu lange den steigenden kultischen Anforderungen gerecht geworden sein. Wenn die nachfolgend aufgezeigte Baugeschichte zutrifft, wurde 974, d.h. ca. 25 Jahre nach der Errichtung des Baus I, eine erste Erweiterung notwendig. Diesen Zeitraum erachte ich für durchaus akzeptabel. Wenn die Datierung in das frühe 9. Jh. stimmen würde, so hätte der Bau I ca. 150 bis 170 Jahre unverändert Bestand gehabt. Das ist nicht glaubhaft. Aufgrund der zügig fortschreitenden Christianisierung haben Kirchenbauten besonders im 10. und 11. Jh. in relativ kurzen Zeitabständen immer wieder bauliche Veränderungen erfahren. Das ist ohne weiteres nachvollziehbar.

In diese Zeit der Gründung des Bistums, d.h. um 950, dürfte der Baubeginn des ersten Kirchenbaus (Bau Ia) fallen. Der erste Bischof war meines Erachtens Bernhard († 968), dessen Grab bei den Grabungen gefunden wurde. Sein Sarkophag ähnelt dem der Königin Mathilde in Quedlinburg, die ebenfalls 968 gestorben ist; dieser ist noch heute vorhanden.

Gemäß den Grabungsergebnissen war in der Mitte des Langhauses ein Taufbecken angeordnet, das offensichtlich zentraler Mittelpunkt der Laienkirche war. Da die Bistumsgründung mit dem Beginn der Christianisierung im sächsischen Gebiet zusammengeht, war die Taufe der Bevölkerung von wesentlichem Stellenwert und dominierte damit auch den Kirchenbau. Mit zunehmender Christianisierung nimmt dieser Stellenwert der Taufe ab, was sich auch in den Nachfolgebauten – nicht nur in Halberstadt – widerspiegelt, wo der Taufstein nur noch einen untergeordneten Raum im Kirchenbau einnimmt.

Nach kurzer Zeit reichte dieser Bau bereits nicht mehr aus. Der bestehende Bau wurde um ein dreiteiliges Sanktuarium mit Krypta erweitert (Bau Ib). Ob die Nachricht über einen Einsturz des Doms im Jahr 965 mit dem Beginn der ersten Erweiterung etwas zu tun hat, kann nur vermutet werden.

Auf jeden Fall dürfte die Weihenachricht von 974 zu dieser Erweiterung gehören. Es wurden sechs Altäre geweiht, drei in der Krypta und drei im Chor der Oberkirche. Die Altarstelle im mittleren Kryptenraum wurde archäologisch nachgewiesen, die beiden anderen Altäre müssen in den im Ansatz nachgewiesenen Vorräumen nördlich und südlich der zentralen Kammer gestanden haben.

Auch dieser Bau hat nur kurz den Ansprüchen genügt. Ob hier die Konkurrenz zu Magdeburg und dessen Dombau eine Rolle gespielt hat, kann nur vermutet werden. Noch kennen wir den von Otto I. erbauten Dom nicht. Der bestehende Bau wurde im Westen durch einen gesonderten Westbau und im Osten durch ein Querhaus, das über dem dreizelligen Sanktuarium des Vorgängerbaus errichtet wurde, und einen neuen apsidial geschlossenen Chor erweitert (Bau Ic). Die Weihe dieses Baus erfolgte 992 und ist ebenfalls überliefert. In dem Weihebericht werden genannt: drei Altäre im Chor, der Hochaltar sowie je ein Altar nördlich und südlich, je ein Altar im Nord- und im Südark des Querhauses und vier Altäre im Westbau, davon einen mitten im Westchor, je ein weiterer Altar südlich und nördlich davon sowie ein Altar in einem hochgelegenen Oratorium, den Erzengeln geweiht.

Demnach hatte der Westbau ein höher gelegenes Raumkompartement. Ob von einem Obergeschoss gesprochen werden kann, ist zweifelhaft. V. SCHÖNFELD DE REYES [83] verneint ein Obergeschoss und verweist auf die besondere liturgische Bedeutung des Erdgeschosses infolge der zentral gelegenen, podiumartig erhöhten Grabanlage. Der neue Westbau ersetzte die ehemals westlich vor dem Langhaus gelegene kleine, freistehende Kirche und integrierte das Grab in seine Raumkonzeption. Vielleicht gehörten die östlich der Grabanlage ergrabenen Fundamentzüge zu einer freistehenden Westempore. Wo der höher gelegene Altar stand – auf der Empore oder einem anderen höher gelegenen Raum – muss offen bleiben.

Die Weihenachricht überliefert keinen Altar im Langhaus, das aus dem Vorgängerbau offensichtlich unverändert übernommen wurde. Auch der Kreuzaltar wird nicht genannt.

Im Übrigen wird auch kein Altar in einer Krypta erwähnt. Nach meiner Ansicht hatte der erweiterte Bau zunächst keine Krypta. Die Außenkrypta wurde später errichtet. Das nachträgliche Einbringen des Mittelstollens ist archäologisch nachgewiesen. Die Errichtung von Außenkrypta und Mittelstollen als Zugang zu einem Heiligengrab erfolgte mit Sicherheit gleichzeitig. Wann dies geschah, ist nicht überliefert, nach meiner Auffassung zwischen ca. 1000 und ca. 1020. Ähnliche Anlagen, die sie einer zusammengehörenden Gruppe zuordnet, beschreibt CLAUSSEN [1957] in ihrem Beitrag *Spätkarolingische Umgangskrypten im sächsischen Gebiet*. Zu diesen Bauwerken zählen u.a. Saint-Philibert-de-Grand-Lieu, Flavigny, St. Germain in Auxerre, Hildes-

heim (Dom) und Corvey. Natürlich ist ihr karolingischer Ansatz aus meiner Sicht überholt. Die neuere Forschung hat Saint-Philibert-de-Grand-Lieu und Flavigny eindeutig in das frühe 11. Jh. gerückt. Selbst nach CLAUSSEN [131] ist für Corvey die Datierung immer noch ungeklärt. Die Datierung EFFMANNs [lt. Clausen 131] in das 12. Jh. hält sie aber für wesentlich zu spät. Ich halte ihre Datierung in das 9. Jh. für viel zu früh. Die Aussage von LEOPOLD und SCHUBERT [Leopold/Schubert 65], dass Stollenkrypten in der 2. Hälfte des 10. Jhs. ein Unikum darstellen, ist entsprechend dem heutigen Kenntnisstand nicht mehr haltbar. Übrigens gibt es für eine Doppelgeschossigkeit der Außenkrypta archäologisch keine Anhaltspunkte.

Der nächste Umbau erfolgte im Zusammenhang mit der Beseitigung der Schäden des Brandes von 1060. Ich bin der Auffassung, dass – entgegen LEOPOLD/SCHUBERT [65] – am Dom so große Schäden vorhanden waren, dass die Wiederherstellung einem Wiederaufbau gleichkam (Bau IIa). Dabei wurde das Langhaus grundlegend umgebaut. Die Langhausarkaden erhielten einen Stützenwechsel, auch wurde das Langhaus etwas verlängert. Die Mitte des Langhauses markierte ein größerer längsrechteckiger Pfeiler (analog Gernrode). Der Westbau wurde neu errichtet. Die Rekonstruktion von LEOPOLD und SCHUBERT [65 ff.] sieht hier in Verlängerung des Langhauses wieder ein Westwerk mit Stützen in Fortsetzung der Mittelschiffsarkaden, wobei die Stützen in diesem von ihnen archäologisch nicht nachgewiesen werden konnten. Auch für dieses gingen sie von einem Obergeschoss aus, in dem der Erzengelaltar gestanden hätte. Die Annahme des Obergeschosses erfolgte aus der Weihennachricht von 992, die aus meiner Sicht nicht auf diesen Umbau zu beziehen ist. Damit würden für die Annahme eines Obergeschosses bei diesem Westbau keine Anhaltspunkte vorliegen.

Auch v. SCHÖNFELD DE REYES [92 f.] hält die Fortsetzung der Mittelschiff-fluchten für möglich. Sie verweist darauf, dass sowohl in Minden als auch in Werden die Mittelschiff-fluchten fortgesetzt sind, was für Halberstadt auch zu bedenken wäre. Die Rekonstruktion des Westbaus durch LEOPOLD und SCHUBERT [56] analog St. Pantaleon in Köln kann sie nicht nachvollziehen.

Ob die beiden westlichen Fundamentannexe Türme trugen, ist nicht sicher, aber auch nicht auszuschließen. Ob es Treppentürme für einen Zugang zu einem Obergeschoss im Westbau oder den Vorläufer einer Doppelturmfasade gab, muss offen bleiben.

Der Ostbau war vielleicht weniger beschädigt. Hier erfolgte offenbar ein reiner Wiederaufbau.

Der letzte Umbau in romanischer Zeit erfolgte nach der Zerstörung Halberstadts durch Heinrich den Löwen im Jahr 1179. Neben der Beseitigung von Schäden wurden das Querhaus und das Mittelschiff eingewölbt.

Die Rekonstruktion von LEOPOLD und SCHUBERT musste in die Irre führen,

da sie den literarischen Quellen von einem karolingischen Kirchenbau folgte. Daraus resultierte die falsche zeitliche Einordnung der ergrabenen Vorgängerbauten. Für den frühromanischen Bau blieben keine archäologischen Befunde mehr übrig (da sie für die karolingischen Vorgänger verbraucht wurden), so dass sie zu dem Schluss kamen, der Dom sei kaum beschädigt gewesen, obwohl sie vorher gemäß den Quellen zitieren, dass

„der Halberstädter Dom mitsamt seiner Klausur an der Süd- und zwei Kapellen an der Nordseite von einem schweren Brand heimgesucht [wurde], den man als Vergeltung des Himmels empfand“ [Leopold/Schubert 18].

Wenn der Dom aber kaum beschädigt wurde, hätte man dem Himmel danken müssen. Selbstverständlich ordnen sie die überkommenen Weihenachrichten damit nicht den richtigen Bauten zu.

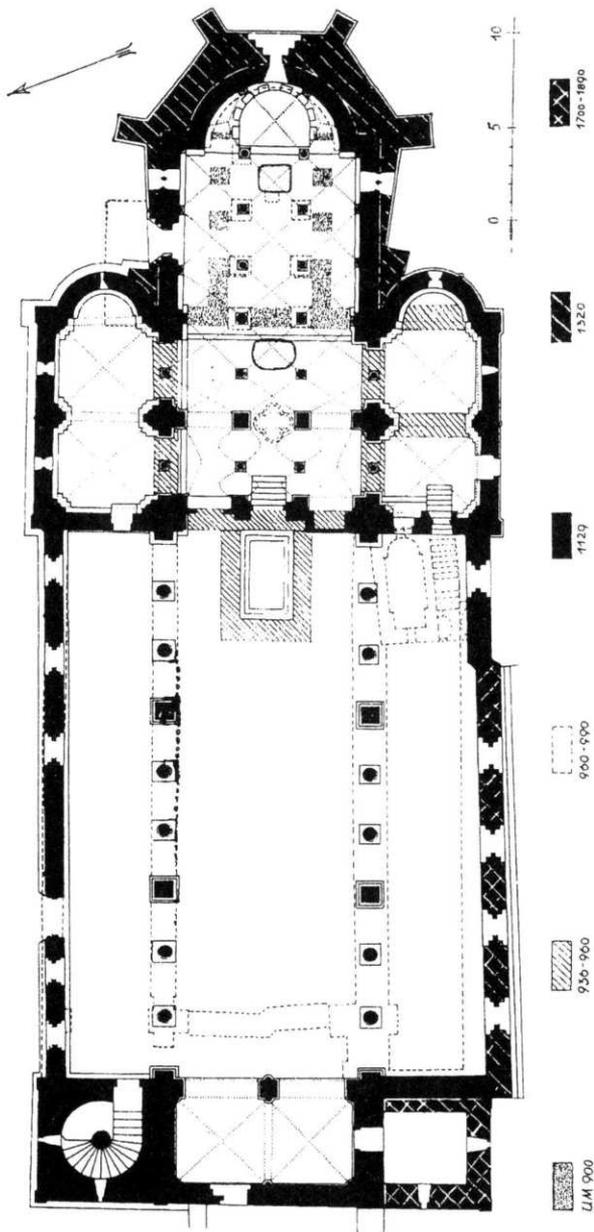
Letztendlich sind auch für den Halberstädter Dom phantomzeitliche Vorgängerbauten auszuschließen. Seine Baugeschichte passt sich nahtlos in das Baugeschehen der näheren Umgebung (Magdeburg, Quedlinburg, Gernrode) ein. Man sollte noch bedenken, dass die Bauten in Quedlinburg und Gernrode gegenüber Halberstadt und Magdeburg als Bischofssitze mehr oder weniger „Provinzbauten“ darstellten.

Quedlinburg, St. Servatius

Auch für die Stiftskirche in Quedlinburg stellt sich die Situation nicht gerade einfach dar. In den Jahren 1938/41 wurden durch GIESAU und WÄSCHER umfangreiche Grabungen durchgeführt. Im Ergebnis liefert WÄSCHER die folgende zeitliche Bauabfolge an der Stelle der heutigen Stiftskirche:

1. Großer Saalbau (Mitte 1. Jahrtausend);
2. Weiterer jüngerer Saalbau, durch Pfostenlöcher identifiziert;
3. Dreischiffige Basilika / erste steinerne Kirche / Abmessungen 12 x 12 m mit Apsis (2. H. 9. Jh.). „Confessio“ später eingebaut;
4. Verlängerung nach Westen etwa auf die doppelte Länge und Annexbau im Westen (936);
5. Anbau eines Langhauses mit Lage und Abmessungen des heutigen Langhauses / bestehender Bau als Ostbau einbezogen / Westbau (968–997);
6. Erneuerung Ostbau mit Einbau einer Krypta in den Abmessungen der 1. Kirche (vor 1021), Aufgabe der „Confessio“;
7. Nach Brand 1070 völliger Neubau auf den Fundamenten des Vorgängerbaus mit Einbeziehung des Westteils der Krypta von vor 1021 (1070–1129).

Seit Veröffentlichung der Grabungsergebnisse haben sich zahlreiche namhafte Experten zur Rekonstruktion der frühen Baugeschichte dieser für die



Servatiuskirche zu Quedlinburg mit „Confessio“ [Lehmann 1987, 10]

Ottonenzeit angeblich so wichtigen Kirche geäußert. Dass das Thema damit trotzdem noch nicht als erledigt betrachtet werden kann, ist aus den doch z. T. sehr unterschiedlichen Rekonstruktionen ersichtlich – obwohl auf den selben Grundlagen basierend.

Nach BELLMANN [53 f.] war die erste steinerne Kirche die Außenkrypta zu dem ergrabenen Langbau/Saalbau und die „Confessio“ die Krypta für das Schachtgrab der hl. Laurentia und Stephana.

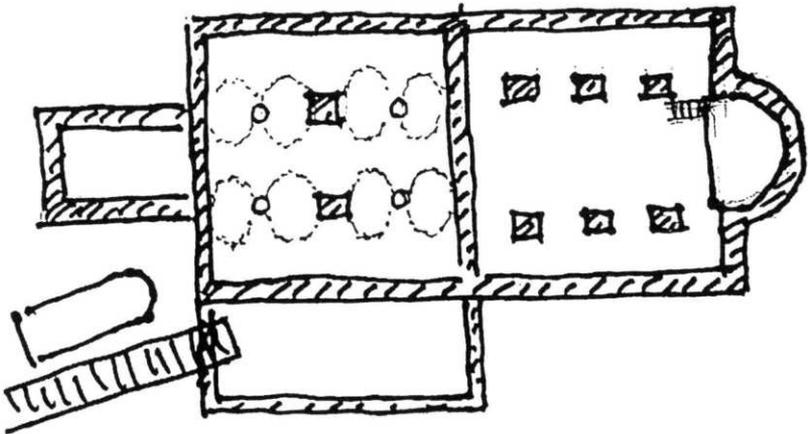
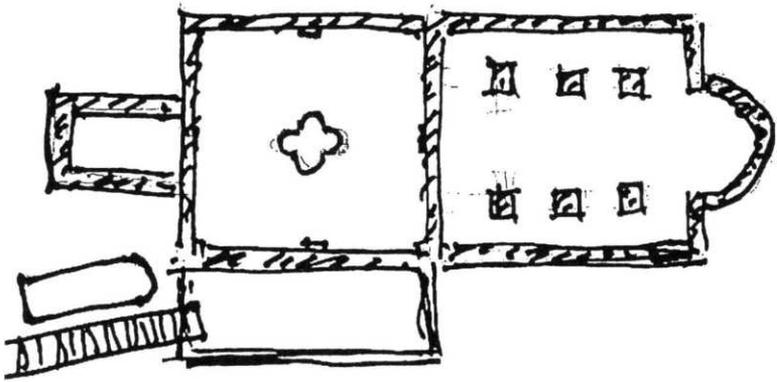
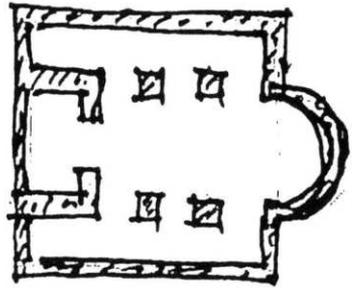
LEOPOLD legt 1970 [2 ff.] eine Rekonstruktion vor, die sich an WÄSCHER anlehnt. Die kleine dreischiffige Kirche ist bei ihm die Kirche des Kanonikerstifts. Diese wird von Königin Mathilde nach Gründung des Damenstifts umgebaut und erweitert (Umbau und Erweiterung werden leider nicht erläutert. Vermutlich ist die Verlängerung nach Westen hier gemeint.). Von 996–999 wird durch Äbtissin Mathilde ein großzügiger Neubau in den Abmessungen der heutigen Kirche errichtet, der 997 geweiht wird. Durch Äbtissin Adelheid wird bis 1021 eine große Krypta eingebaut, von der die zwei westlichen Joche erhalten sind. Beim Einbau der Krypta wurde die „Confessio“ aufgegeben.

1988 liefern LEOPOLD und FLEMMING [2 ff.] eine variierte Rekonstruktion. Der „kleine, 3-schiffige, vielleicht doppelgeschossige Bau“ ist für sie die Pfalzkapelle. Nach Gründung des Damenstifts errichtet Königin Mathilde die Stiftskirche über dem Grab ihres Gemahls (Ausdehnung über Chor und Querhaus des heutigen Baus. An der Stelle der heutigen Querhausarme sehen sie niedrige Annexräume mit Emporen. Diese Annexbauten waren in beiden Geschossen zum Schiff geöffnet. Das Schiff ist mit einem im Westen angrenzenden Saalbau verbunden. 961 Translation der Reliquien des hl. Servatius von Maastricht nach Quedlinburg, dafür Einbau einer Krypta, der „Confessio“. Als spätester Termin gilt ihnen die Bestattung Mathildes 968. Bei dem Neubau durch Äbtissin Mathilde wird dann der Saalbau abgebrochen.

LEHMANN [1987, 21] folgt für den Bau im Wesentlichen der Rekonstruktion WÄSCHERS. Er sieht die „Confessio“ nicht als Krypta, sondern als ein Oratorium zur Verehrung des Heinrichsgrabes.

Für JACOBSON, SCHÄFER und SENNHAUSER [332 f.] existiert vor 936 die kleine dreischiffige Kirche (Bau I). In diese wird vor 968 die „Confessio“ eingebaut. Bis 997 wird Bau I nach Westen erweitert durch einen „Großraum“ (Wandpfeilerbau) und einen Sepulkralbau als dessen Westannex (Bau II). JACOBSON, SCHÄFER und SENNHAUSER [333] sind sich unsicher, ob die Langhausfundamente dieser Phase angehören. Danach nehmen sie eine zügige Fertigstellung in den heutigen Abmessungen bis 1021 an (Bau III).

Einig sind sich alle darin, dass der stehende Bau nach dem Brand 1070 bis 1129 errichtet wurde. Differierende Auffassungen gibt es zur Hauptbauzeit.



Servatiuskirche in Quedlinburg: Bau I (um 960), Bau IIa (997) und Bau IIb (1021) [Lehmann 1987]

Während zum Teil die Ansicht vertreten wird, dass der Bau 1070 begann und um 1100 fertig gestellt war, gehen andere von einer Hauptbauzeit ab 1100 aus.

Die Rekonstruktionen und die Datierung der Bauphasen sind in erheblichem Umfang durch die überkommenen schriftlichen Nachrichten beeinflusst. Hier ist vor allem Widukind von Corvey mit seiner *Sachsenchronik* anzuführen, dem wir die Nachricht von der Bestattung Heinrichs I. in einer bestehenden Kirche und die Vita von Königin Mathilde verdanken. Weiterhin ist Thietmar von Merseburg eine wesentliche Quelle. Er berichtet in seiner Chronik, dass Mathilde neben ihren Gatten und Äbtissin Mathilde († 999) zu Füßen ihres Großvaters bestattet wurde.

Betreffend Widukind ist es nach FAUSSNER [Anwander zu Faußner 23 f.] erwiesen, dass die Sachsenchronik eine Fälschung Wibalds im 12. Jh. ist. Auch bei Thietmar ist, wenn nicht von einer späteren Fälschung, zumindest von einer Geschichtskonstruktion diesbezüglich auszugehen. Darüber hinaus sind zahlreiche Besuche der späteren Ottonen insbesondere immer zu den Osterfeierlichkeiten schriftlich 'bezeugt'. Quedlinburg wird als „wichtigste Pfalz der ersten Liudolfinger“, als Osterpfalz angesehen. Diese Nachrichten sind in Summe äußerst fragwürdig und nach meiner Auffassung Falschberichte.

Selbstverständlich sind nicht alle schriftlichen Überlieferungen unbrauchbar. Soweit es sich um kurze und lapidare Nachrichten ohne besondere Ausschmückung und ohne Verherrlichung eines Herrscherhauses, Geschlechts o. ä. handelt, werden diese kaum eine Fälschung darstellen. Eine solche Fälschung würde niemandem nützen; bei einer Fälschung oder einem Konstrukt ist aber immer von einem Nutznießer auszugehen.

Für die Stiftskirche bieten aus meiner Sicht die *Quedlinburger Annalen* die brauchbarste Quelle für die Zeit bis 1021. Die meisten der dort enthaltenen Nachrichten liefern den reinen Sachverhalt ohne besondere Ausschmückung. Verwertbare Nachrichten der *Quedlinburger Annalen* sind:

1. Königin Mathilde († 968) wird neben dem Hauptaltar ad sanctos bestattet. (Ihr Sarkophag ist heute noch vorhanden.) Sie wird als Stifterin der Kirche genannt.

2. Für 997 wird von einem höheren und weiteren Anbau an die bestehende Kirche berichtet. Als Stifter der Kirche werden Heinrich und Mathilde genannt.

3. Äbtissin Mathilde († 999) wird in der Mitte der Peterskirche und der Stephanuskirche beigesetzt.

4. 1021 Weihe von sechs Altären (ausführlicher Altarweihebericht)

Bei diesen Nachrichten ist auffällig:

1. Bei der Bestattung von Königin Mathilde ist vom Grab ihres Mannes keine Rede. Sie wird als Stifterin der bestehenden Kirche genannt.

2. Die Errichtung des Langhauses kann mit Sicherheit nicht als Anbau bezeichnet werden. Jetzt werden als Stifter Heinrich und Mathilde genant.

3. Auch bei der Bestattung von Äbtissin Mathilde fällt kein Wort vom Grab Heinrichs.

LEHMANN [1987, Anm. 12] vermerkt darüber hinaus die Merkwürdigkeit, dass Mathilde zur Rechten ihres Mannes beigesetzt wurde, was der damaligen Sitte generell widersprach.

Und zuletzt: Das Grab Heinrich I. konnte trotz eifriger Suche nicht aufgefunden werden, was bereits G. SCHMIDT [2002, 310 ff.] beschäftigt hat.

Ich gehe weiter als er und leite daraus den einfachen und m. E. einzig logischen Schluss ab: Das Grab Heinrichs hat nie in Quedlinburg existiert! Die Heinrichsverehrung in der Stiftskirche ist eine – wenn auch nicht viel spätere – Zutat. M.E. berichten bereits 997 die *Quedlinburger Annalen* unter dem Einfluss der beginnenden Heinrichsverehrung, ebenso später Thietmar. Auch für ERDMANN [Voigtländer 1989, 90; Anm. 22] beginnt zu diesem Zeitpunkt die Heinrichslegende. *Ich möchte folgende Rekonstruktion der Baugeschichte vorschlagen:*

Bau I: Die von WÄSCHER ergrabene dreischiffige kleine Kirche (12 x 12 m). Basilika? Burgkapelle? Apsis? Datierung um 960. Für diesen Bau wurden die Reliquien der hll. Laurentia und Stephana 'beschafft' (962/64). Der östliche Schacht könnte als sicherer Aufbewahrungsort für die wertvollen Reliquien gedient haben. Über oder vor dem Schacht könnte der Hauptaltar gestanden haben. 968 wird Königin Mathilde neben dem Hauptaltar ad sanctos beigesetzt. Dieser Bau entsteht zunächst ohne Krypta.

Bau IIa: Übereinstimmend mit JACOBSON, SCHÄFER und SENNHAUSER [333; Voigtländer 1989, 94] ist der bestehende Bau 997 nach Westen durch den sog. Großraum (= „Wandpfeilerbau“) erweitert worden. Dieser „Wandpfeilerbau“ (Abmessungen ebenfalls ca. 12 x 12 m) diente vermutlich als Taufkirche (Vierpassbecken in der Mitte dieses Baus wurde ergraben.). Er war gegenüber der bestehenden Kirche sicher durch eine weitgehend geschlossene, eigene Wand abgetrennt und um drei Stufen abgesenkt. Ob die Westwand von Bau I dabei erhalten blieb – wie JACOBSON, SCHÄFER und SENNHAUSER [333] annehmen – muss offen bleiben. An eine Stützenstellung, wie die drei Forscher [ebd.] sie für wahrscheinlich halten, würde ich vorerst nicht denken. Ich könnte mir eine Turmlösung vorstellen, wie sie Westbaulösungen etwas später häufig zeigen, jedoch vorerst ohne Empore und damit natürlich ohne Treppentürme.

Gleichzeitig wurde der Südaufgang mit der Kapelle Sankt Nikolai in vinculis angelegt oder der vorhandene Aufgang angebunden. Die Einwölbung der Kapelle St. Nikolai in vinculis muss spätestens zu diesem Zeitpunkt erfolgt sein, da der Höhenunterschied und die unmittelbare Nähe eine bautechnische Lösung abverlangte. Ob diese nachträglich erfolgt ist, d. h. ob eine

vorhandene Kapelle eingewölbt wurde, muss offen bleiben. Wenn die Kapelle neu erbaut worden ist, ergibt sich jedoch die Frage: Warum so nah an dem „Wandpfeilerbau“? Für die Einmündung des Südaufganges wurde an dem „Wandpfeilerbau“ ein Annex angefügt, aus meiner Sicht eine Eingangshalle. Ob auf der Nordseite ebenfalls ein Annex vorhanden war, ist nicht eindeutig. Frühere Rekonstruktionen sprechen von schmalen Querhausarmen. So dies zutraf, wäre nördlich auch ein Anbau vorhanden gewesen. Wenn ja, dann wäre auch hier eine Eingangshalle vorstellbar. Bereits WÄSCHER [Voigtländer 1989, 91] vermerkt, dass diese „Querhausarme“ nur eingeschossig gewesen sein konnten, was für eine Eingangshalle logisch wäre.

Im Westen war an diesen „Wandpfeilerbau“ ein weiterer Annex, der „Stufenbau“ angefügt, der im Allgemeinen als Sepulkralbau identifiziert wird. Hier drängt sich die Frage auf, wem dieser Bau zugeordnet hat. Ich meine, dass hier König Heinrich I., zwar keine Grablege, aber einen *Memorialbau* erhalten hat. Doppelchörige Kirchen mit einem Westchor zur Verehrung einer lokalen Persönlichkeit, z.B. des Stifters waren um die Jahrtausendwende ein gängiges Motiv. Vermutlich hatte im vorliegenden Fall die Memorie jedoch keine Chorfunktion.

Mit dieser Gedenkstätte dürfte die Heinrichsverehrung in der Stiftskirche ihren Anfang genommen haben. Von der Gedenkstätte zur behaupteten Grablege war nur noch ein kleiner Schritt. Der Bezug auf Heinrich I. als ersten König der damals noch herrschenden Ottonen hatte mit Sicherheit einen handfesten wirtschaftlichen Hintergrund, indem die Einnahmen durch eine solche gesteigerte Reputation beträchtlich zu steigern waren.

Bau IIb: 1021 ist ein umfangreicher Altarweihebericht überliefert. Veranlassung für die Altarweihen dürften neue bauliche Veränderungen gewesen sein, von denen jedoch nichts vermeldet wird. Es wurden sechs Altäre neu geweiht, dabei der Hochaltar, der Kreuzaltar sowie je ein Altar im Norden und Süden (Seitenschiffe?) und weitere zwei Altäre im Westen (je nördlich und südlich), d.h. im „Wandpfeilerbau“ (nicht im Langhaus, da dieses noch nicht existierte!).

Die zugehörigen Baumaßnahmen müssen im Osten und im Westen stattgefunden haben. Im Westen dürfte der Einbau einer Empore in den „Wandpfeilerbau“ erfolgt sein, von der noch heute zwei Joche stehen. Möglicherweise ergab sich deren Notwendigkeit mit der Einrichtung des Damenstiftes. Die ausschließliche Tauffunktion des Westbaus wurde sicher nicht mehr benötigt. Die meisten Bewohner des Umfeldes dürften in den 20 Jahren seit Errichtung dieser „Taufkirche“ (und weiterer neuer Kirchen wie St. Wiperti und St. Maria auf dem Münzenberg) getauft worden sein.

Aus dem Altarweihebericht von 1021 geht hervor, dass der Altar der hll. Laurentia und Stephana, der 1018 noch im Osten bezeugt ist (Kalender von

1018/21), nun in den Westbau verlegt ist. Welche Baumaßnahmen könnten die Verlegung des Altars der hll. Laurentia und Stephana und die Neuweihe des Hauptaltars initiiert haben? Ich denke, dass nur der „Confessio“-Einbau dafür in Frage kommt. Mit der Hinzunahme Heinrichs als Stifter wird ein zentraler Ort der Stifterverehrung als notwendig erachtet worden sein. Dieser war durch die tatsächlich vorhandene Grabstätte der ursprünglichen Stifterin Mathilde vorbestimmt. Vielleicht war auch mit dem Einbau der Empore in den „Wandpfeilerbau“ die Nutzung des Memorialbaus nicht mehr vereinbar.

Als Ort der aktivierten Stifterverehrung und zur Steigerung des Kultes um die Stiftergrabstätte errichtete man im Osten eine Krypta zur Verehrung des nunmehrigen „Königsgrabes“, die „Confessio“, und verlegte die „Grabstätte“ nach Osten. Da dieses fiktive Königsgrab die bisherige Aufbewahrungsstätte der Reliquien der hll. Laurentia und Stephana überdeckte, wurden diese an eine andere Stelle verlegt. Dafür wurde ein neuer Schacht westlich vor der Ostwand des Westbaus angelegt und ein neuer Altar im Norden des Westbaus (in occidentali parte altare aquilonare) geweiht. Dass der Schacht jünger ist als das Taufbecken, bestätigt indirekt LEHMANN [Voigtländer 1989, 91; Anm. 31]. Er hält zwar das Vierpassbecken für ein Reliquiar, bestätigt aber die bauliche Nachfolge des östlich davor gelegenen Schachtes.

Die Wandnischengliederung ist ein übliches Motiv um 1020, das übrigens auch in der gleichzeitig errichteten Wipertikirche sowie in Magdeburg (Liebfrauenkirche, Dom Hunfriedkrypta) wieder auftaucht. Schon LEHMANN [1987, 21] vermutet, dass die „Confessio“ ein Oratorium für die Verehrung des Heinrichsgrabes und keine Krypta im eigentlichen Sinn ist. In der „Confessio“ stand nie ein Altar; damit konnte die Weihenachricht von 1021 keinen Kryptenaltar nennen.

Die „Confessio“ dürfte zunächst ohne Stuckausstattung errichtet worden sein. Wann sie diese erhalten hat, muss offen bleiben – sicher nicht vor Mitte des 11. Jhs., eher später. Der Stuck des Heiligen Grabes in Gernrode wird um 1080 angesetzt. Da die „Confessio“ möglicherweise um 1070 bereits aufgegeben wurde – falls die unten beschriebene Bauphase „Pfeilerkrypta“ zutrifft –, besteht hier noch eine offene Fragestellung.

Bau III: 1070 wird von einem Brand berichtet. Die traditionelle Datierung sieht dieses Datum als Beginn des bestehenden Baus (Bau III), der letztendlich 1129 fertiggestellt und geweiht wird. Für den reichen „oberitalienischen“ Bildschmuck der Oberkirche, der an den Kapitellen, Friesen und Apsisrahmungen tunlichst jeden christlichen Bezug vermeidet und sogar das arianische Flechtwerkmotiv wieder aufnimmt, verweist auf den Höhepunkt des Investiturstreites und kann meines Erachtens frühestens um 1100 entstanden sein. Durch den Bildschmuck nimmt der Bauherr demonstrativ Partei für

die kaiserliche Seite [vgl. auch Mrusek 72 ff.]. Eine Entstehung um 1070 ist hierfür wesentlich zu früh.

Nun rekonstruiert WÄSCHER [Voigtländer 1989, 91] für eine Zwischenphase Pfeiler als Stützenapparat der neuen Krypta (nach WÄSCHER vor 1021). Er beruft sich dabei auf ein bei den Grabungen aufgefundenes Fragment einer Stuckverkleidung eines Pfeilers. Dieser Pfeiler soll – wie auch die Säulen der heutigen Krypta – auf der Zugangsanlage zur „Confessio“ gestanden haben, d.h. die „Confessio“ muss spätestens zu diesem Zeitpunkt aufgegeben worden sein.

Ich versuche eine Erklärung: Vielleicht wurde der Neubau der Kirche um 1070 mit dem Umbau der Ostteile als Pfeilerkrypta begonnen. Die „Confessio“ wurde zu diesem Zeitpunkt aufgegeben. Der bisherige Westbau (= Wandpfeilerbau mit Empore) ist sicher weiter genutzt worden, sonst wäre dessen Erhalt (Westjoch der Krypta) kaum erklärlich. Beim Anschluss der neuen Kryptagewölbe an das Gewölbe des Emporeneinbaus mussten die östlichen Joche zwangsläufig erneuert werden. Da mit dem Umbau der Ostteile zur Krypta das Gesamtkonzept feststehen musste, ist möglicherweise parallel mit dem Langhaus begonnen worden. Mit Zuspitzung des Investiturstreits wurde die Ausschmückung der Oberkirche mit diesem demonstrativen Bauschmuck abgeändert. Da nun möglicherweise die schlichte Pfeilerkrypta mit dem Gesamtkonzept nicht mehr im Einklang war, entschied man sich für eine erneute Umgestaltung der Krypta: jetzt als Säulenkrypta mit einem bewussten Rückgriff auf „kaiserliche“ Schmuckformen wie Adlerkapitell und antikisierende Kapitellformen.

Dass das Langhaus nicht schon bei der Erweiterung um 997 geplant und erbaut wurde, ist aus der Achsabweichung zwischen der Kapelle St. Nikolai in vinculis einschließlich des Südaufgangs und dem Langhaus zu ersehen. Bei gleichzeitiger Planung und Ausführung wäre eine parallele Anordnung gewählt worden, da diese wesentlich weniger bautechnische Probleme mit sich bringen würde. Infolge der spitzwinkligen Überschneidung des Südaufgangs mit der südlichen Seitenschiffwand wären für diese bereits planmäßig gesonderte Substruktionen erforderlich. Auch 1021 bestand das Langhaus noch nicht, da sonst der Weihebericht einfach nicht passen würde.

Einen ottonischen Westbau oder ein Westwerk gab es selbstverständlich nie. In der 1. Hälfte des 12. Jhs. ist die auch heute noch vorhandene Doppelturmfassade bereits eine Standardlösung, wobei der zweite Turm im Mittel nicht mehr zur Ausführung gelangte.

Vorstehend wurde eine Rekonstruktion der Baugeschichte vorgeschlagen, die aus meiner Sicht eine Lösung der ungeklärten Probleme früherer Rekonstruktionen bietet. Unberücksichtigt sind die früheren Saalbauten (Pfostenlö-

cher) geblieben. Ich sehe diese früheren Profanbauten vor oder unmittelbar nach der Phantomzeit.

Die beiden Kirchen St. Wiperti und St. Marien auf dem Münzenberge halte ich für jüngere Bauten (um 1000 bzw. 1015). Somit sind keine phantomezeitlichen Bauten in Quedlinburg zu postulieren. (Übrigens liefert gerade Quedlinburg ein Indiz für die Phantomzeitthese, indem vom 4. bis in das 8./9. Jh. eine nicht zu erklärende Besiedlungspause „in der sonst fast pausenlosen Besiedlung des Berges“ von BELLMANN [52; unter Bezugnahme auf Schirwitz] konstatiert wird.)

Anmerkungen zur Bedeutung Quedlinburgs zur Zeit der Ottonen

Quedlinburg liegt in der ersten Hälfte des 10. Jhs., also kurz nach dem Zeitsprung 614||911, am äußersten Rand des sächsischen Gebiets, d.h. weit ab vom liudolfingischen Hausmachtbereich. Das ehemals zum Thüringerreich gehörende Gebiet war erst relativ kurz zuvor durch Sachsen in Besitz genommen worden, sicher infolge eines fränkischen Machtvakuum im thüringischen Gebiet. Diese Landnahme wird Otto, dem Vater Heinrich I. zugeschrieben. Damit dürfte diese in der zweiten Hälfte des 6. Jhs. erfolgt sein, ca. 50 Jahre nach Niederwerfung des Thüringerreichs durch die Franken gemeinsam mit den Sachsen.

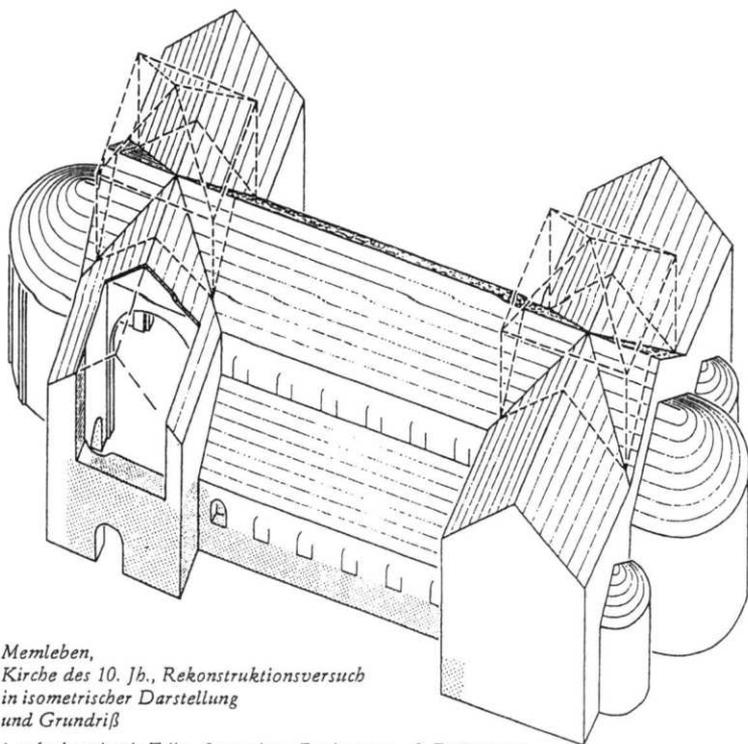
Die Burg Quedlinburg ist möglicherweise im Rahmen des Burgenbaus unter Heinrich I. als Burg ausgebaut worden. Möglicherweise bestand davor schon eine Fliehbürg auf dem Burgberg.

Als 936 Otto I. seine Mutter nach Quedlinburg „verbrachte“, dürfte das eher eine Verbannung gewesen sein als eine besondere Bevorzugung. Die bescheidenen baulichen Aktivitäten für die Stiftskirche in Quedlinburg sprechen auch nicht für eine besondere, schon gar nicht kaiserliche Förderung. Man muss bedenken, dass Otto I. in Magdeburg eine prächtige Residenz errichten wollte. Wäre dort kein Platz für seine Mutter gewesen?

Vor diesem Hintergrund sind natürlich auch die vielen Osterbesuche des Herrscherhauses in Quedlinburg einfach nicht zu verstehen, zumal die Kirche auf dem Burgberg für solche Feierlichkeiten viel zu klein war.

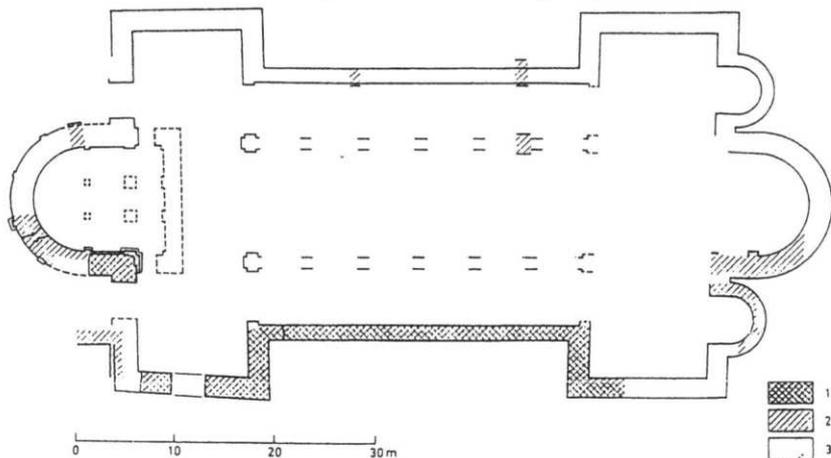
Memleben, St. Maria

Gleich eingangs: Phantomzeitliche Bauten sind in Memleben nicht bezeugt und nicht zu erwarten, auch wenn das *Hersfelder Zehntverzeichnis* mitsamt seiner Burgenliste bereits für das 8. Jh. Karolingisches verspricht, ohne es archäologisch halten zu können [Schmidt 2002, 313 f.]. Trotzdem ist Memleben nicht ganz uninteressant und für mich – ich muss zugeben – nicht ganz nachvollziehbar. Widukind von Corvey berichtet, dass Heinrich I. in Memleben



*Memleben,
Kirche des 10. Jb., Rekonstruktionsversuch
in isometrischer Darstellung
und Grundriß*

1 aufrecht stehende Teile 2 ergrabene Fundamente 3 Ergänzungen



Memleben [Bellmann/Leopold 1964, 171]

starb und in Quedlinburg beigesetzt wurde. Nach Thietmar von Merseburg starb auch Otto I. in Memleben und wurde in der von ihm (um 950) gegründeten Marienkirche aufgebahrt, ehe er in Magdeburg endgültig sein Grab erhält. Die in geringen Teilen noch existierende bzw. ergrabene Marienkirche soll nach LEOPOLD [1983a, 171 f.] eine ungewöhnlich große, streng symmetrische, doppelchörige Basilika mit zwei Querhäusern im quadratischen Schematismus sowie mit ausgeschiedener Vierung gewesen sein. Erst mit St. Michael in Hildesheim (um 1015) ist ein vergleichbarer Bau bekannt.

Für SCHUBERT [38 f.] ist die Memlebener Kirche die Grabkirche Ottos II. (973–983), der 983 unerwartet in Rom stirbt und in der Vorhalle der Peterskirche beigesetzt worden ist. Mit dem Tod Ottos II. ist das Schicksal der Marienkirche besiegelt. Der Bau wird nicht weitergeführt. Ob Otto II. darüber hinaus das 981 vorübergehend aufgehobene Bistum Merseburg nach Memleben holen wollte, bleibt Spekulation. Wenn SCHUBERT Recht hat, so wäre bereits um 980 eine überaus zukunftsweisende Kirche in Memleben entstanden, dann wäre die Hildesheimer Michaelskirche – bisher als architektonischer Höhepunkt ottonischer Architektur gefeiert – ein 35 Jahre späterer Nachfolgebau der Memlebener Kirche.

Für die Zeit um 980 und erst recht um 950 halte ich einen solchen Bau – auch im Vergleich mit den bescheidenen Anfängen in Quedlinburg und auch in Halberstadt – für unmöglich. Widukind und Thietmar sind keine zuverlässigen Nachrichtenlieferanten (siehe Quedlinburg). Ich denke, dass die Nachricht über Heinrich I. frei erfunden ist. Sie diene nur der Verklärung des Ottonengeschlechts, indem Widukind Heinrich am Sterbeort seines Sohnes Kaiser Otto sterben lässt. Auch die anderen chronikalischen Nachrichten sowie die zahlreichen Urkunden über Schenkungen u. ä. sind mit äußerster Vorsicht zu genießen, weshalb sie hier außer acht bleiben.

Ich halte eine solch entwickelte Anlage erst im 11. Jh. für möglich. Einen Zeitansatz könnte die Michaelskirche in Hildesheim bieten, die um 1015 durch Bischof Bernward errichtet wurde. Die Memlebener Anlage dürfte frühestens zeitgleich oder später erbaut worden sein. Über den Anlass, in Memleben eine derart große Kirche zu errichten, und die Person des Bauherrn gibt es keine zeitgenössischen Quellen.

Ich möchte den verschiedenen Thesen eine neue hinzufügen: Zunächst zum Anlass. Memleben ist der Sterbeort von Heinrich I. und Otto I. Da liegt es auf der Hand, dass der um 1015 oder wenig später errichtete Kirchenbau als Memorialbau für die beiden Ottonenherrscher gedacht war. Der Bauherr muss in der nächsten Umgebung gesucht werden. Hier bietet sich Thietmar von Merseburg förmlich an, der von 1009 bis 1018 Bischof von Merseburg war. Er ist eine der herausragenden Persönlichkeiten seiner Zeit und ist uns bereits bei der Baugeschichte von St. Servatius in Quedlinburg begegnet, wo

er an der Begründung der 'Heinrichslegende' mitwirkte. Er ist bekannt als Verehrer der Ottonen, insbesondere der frühen Ottonen und er wirkte tatkräftig an der christlichen Verklärung dieses Herrscherhauses mit. Thietmar hatte ein großes Vorbild in unmittelbarer Nachbarschaft vor Augen, Bischof Bernward von Hildesheim, der ab 1010 dort seine Michaelskirche (Schlussweihe 1033) erbaut. Aus dieser Vorbildwirkung könnte auch die Übernahme der Grundrisslösung herrühren. Beide errichteten unabhängig von dem Kathedralbau, in dem sie ihr Amt als Bischof ausübten, einen eigenen Kirchenbau. Mit dem Tod Thietmars kommen die Baumaßnahmen in Memleben, die sicher noch nicht so weit fortgeschritten waren, zum Erliegen. Die Kirche wurde mit Sicherheit nie fertiggestellt.

Mit einem solchen Ansatz beantwortet sich auch die Frage nach einem Vorgängerbau eindeutig. Es gab keinen! Bei den Grabungen durch LEOPOLD wurde auch nichts dergleichen gefunden. (Die heute nordöstlich der Marienkirche befindliche Ruine des Benediktinerklosters aus dem 13. Jh. ist eine spätere Gründung.)

Gernrode, St. Cyriakus

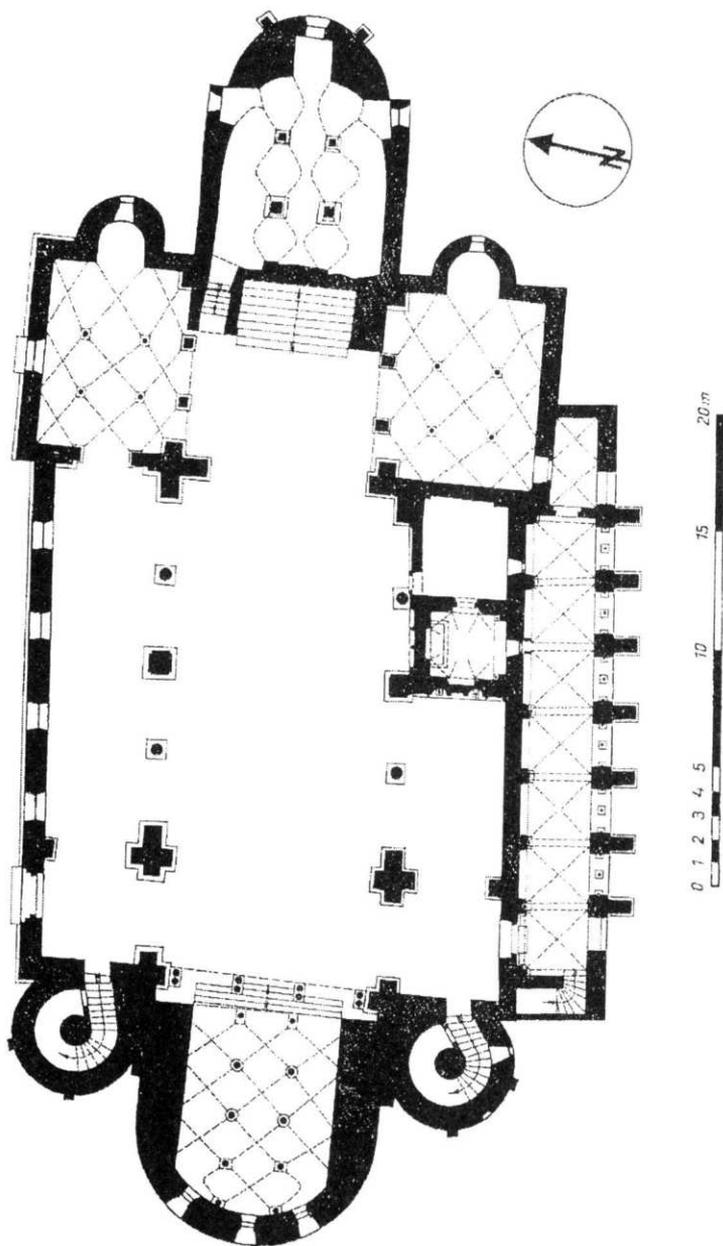
Auch für Gernrode muss eingangs vermerkt werden, dass das angebliche Stiftungsdatum Gernrodes (962) nicht mehr in die Phantomzeit reicht und damit sowieso nie für oder gegen die Phantomzeit sprach. Als wichtigstes Bauwerk für das 10. Jh. sollte Gernrode in dieser Auflistung nicht fehlen. Gerade für Gernrode tut man so, als wäre der Baubeginn und damit der Bau der Krypta sicher datiert. Da sich Datierungen anderer Krypten dann an der Gernroder Krypta orientieren, befinden wir uns im perfekten Zirkelschluss.

Es muss zuerst einmal festgestellt werden, dass für Gernrode bis zum 15. Jh. jegliche Baunachrichten fehlen. Es gibt einen Stiftungsbericht von 963, der jedoch nicht den Bau erwähnt. Darüber hinaus existieren je eine Schutzurkunde von Otto I und Otto II. Über die Echtheit dieser Urkunden kann keine Aussage gemacht werden. Nach unserem heutigen Kenntnisstand über derartige Urkunden muss grundsätzlich erst einmal die Echtheit angezweifelt werden.

Auch ist die Annahme, dass mit der Stiftung – sofern sie den Tatsachen entspricht – sofort mit dem Bau begonnen wurde, rein willkürlich.

Im Vergleich zu dem bescheidenen 'Kirchlein' in Quedlinburg um 960 ist der aufwändige Bau in Gernrode ein so krasser Gegensatz, dass allein dadurch eine Zeitgleichheit in höchstem Maße anzuzweifeln ist.

Da wir keinen besseren Anhaltspunkt haben, muss der Bau für sich sprechen. Um nicht ebenfalls einem Zirkelschluss zu verfallen, soll eingangs nicht die Krypta, sondern Westbau mit Langhaus betrachtet werden.



Gernrode [Voigtländer 1980, 28]

Zeitensprünge 2/2006 S. 477

Für Gernrode ist von einer einheitlichen Bauzeit des gesamten Baus auszugehen. Für eine längere Bauunterbrechung gibt es keine Hinweise. Die Verzerrung im Grundriss (= Achsversatz zwischen Ost- und Westbau) ist offensichtlich durch einen Vermessungsfehler entstanden. Er belegt, dass die Kirche nicht von Osten nach Westen errichtet wurde, sondern es wurden Ost- und Westbau gleichzeitig errichtet. Das Langhaus wurde anschließend zwischen die beiden Baukörper gebaut. Als der Fehler bemerkt wurde, waren Ost- und Westbau offensichtlich bereits soweit fertiggestellt, dass der Rückbau eines Teils nicht mehr in Frage kam. So wurde dann das Langhaus schief dazwischen gebaut.

Der ursprüngliche Westbau wurde durch Bauuntersuchungen erschlossen. Die Forschung ist sich sicher, dass der ursprüngliche Westabschluss ein quadratischer, turmartiger (?) Baukörper mit einer Geschosdecke etwa in Emporenhöhe war, der durch Arkaden im Untergeschoss und im Obergeschoss zum Langhaus geöffnet war. Dieser Baukörper war im Westen von zwei Treppentürmen flankiert und hatte möglicherweise im Westen eine Apsis. Solche Baukörper sind um 1020 mehrfach bezeugt bzw. sogar erhalten. Hierzu gehören Paderborn (Bau III), Neuenheerse und Freckenhorst. Von SCHÖNFELD DE REYES [96 f.] sieht hier unter Bezugnahme auf LOBBEDEY aufgrund der ähnlichen Westbaulösungen eine formal zusammengehörende Bautengruppe im sächsischen Gebiet.

Für die Gestaltung des Langhauses mit Emporen müssen nicht zwingend byzantinische Vorbilder samt Vermittlung durch Theophanu gesucht werden. Um 1020/40 ist das Baumotiv der Langhausermporen im fränkischen Gebiet mehrfach anzutreffen, so in Vignory und in Jumièges. Der Bauschmuck weist auch nicht unbedingt in eine frühere Zeit, wobei zu bedenken ist, dass uns die Baukunst des 10. Jhs. – Ausnahme Gernrode – kaum bekannt ist. Ähnlichkeiten im Bauschmuck und den Kapitellformen zwischen Gernrode und St. Michael in Hildesheim sind bereits früher festgestellt worden. Damals hielt man Gernrode für den Vorläufer. Nach meiner Auffassung ist es genau umgekehrt. Das Langhaus von Gernrode entstand nach Hildesheim. In Gernrode wurden die Motive kopiert, wenn auch nicht so künstlerisch vollendet wie in Hildesheim.

Wenn die Datierungen für den Westbau (um 1020) und für das Langhaus (um 1020/40) übernommen werden, so würde für den Baubeginn der Krypta ebenfalls 'um 1020' zur Debatte stehen. Mit dieser Datierung kann man aus architekturhistorischer Sicht 'gut leben'. In der Gernroder Krypta ist die Halle weitestgehend ausgeformt. Der ursprüngliche Umgang, der in Rohr noch deutlich ist, ist hier nur noch zu erahnen. Der Abstand zu den großen Hallenkrypten des 11. Jhs. erscheint aber noch relativ weit. Es ist jedoch zu bedenken, dass die urtümliche Erscheinungsform, hier den kräftigen (klobigen)

Pfeilern und der geringen Größe der Anlage geschuldet, nicht zwingend eine frühere Entstehungszeit bedeutet. Für die Bescheidenheit des Baus kann auch die geringere Bedeutung des Bauherrn (nicht jeder Bauherr gehört dem Kaiserhaus an) und die Unerfahrenheit der Bauleute als Begründung herangezogen werden, die auch sonst am Bau zu sehen ist (den Messfehler beim Abstecken des Bauwerks gar nicht eingerechnet). Wir müssen bedenken, dass die Gernroder Kirche mit Sicherheit zu den eher unbedeutenden Bauten ihrer Zeit gehörte. Bedeutende Bauhöfen mit innovativen Bauideen dürften kaum nach Gernrode geholt worden sein. Die hohe ottonische Bedeutung ist Gernrode erst später aufgesetzt worden.

Im Übrigen verwundert die ausgeschiedene Vierung bei einer Spätdatierung um 1020 natürlich nicht mehr.

Auf die weitere Baugeschichte möchte ich hier verzichten. Sie würde sich auch bei Verjüngung der Anlage auf „ab 1020“ nahtlos einfügen lassen.

Thesen zur Christianisierung im ostfränkischen Reich

Nach meiner Auffassung hat weder in Thüringen noch in Sachsen-Anhalt vor 950/60 ein Kirchenbau bestanden. Bei der näheren Betrachtung von Niedersachsen, Hessen und Nordbayern dürfte ähnliches festzustellen sein. Verwunderlich ist, dass weder von Stiftern noch Bischöfen noch Königen vor 968 eine Grabstätte ähnlich denen von Mathilde in Quedlinburg oder Bernhard in Halberstadt materiell vorhanden ist. Danach gehen kaum noch Grabstätten verloren. Was ist mit dem Begräbnisort Heinrichs I.? Ich denke nicht, dass die Grabstätte einfach vergessen wurde. Vermutlich hing Heinrich I. noch nicht dem christlichen Glauben an und ließ sich einfach nach alter sächsischer Sitte ohne besondere Kennzeichnung und Verehrung des Grabes bestatten.

Daraus ergibt sich die Frage nach dem Fortschritt der Christianisierung in diesem Gebiet. Ich möchte folgende Thesen in den Raum stellen:

1. Die von den Franken eroberten Gebiete, welche zuvor nicht römisch waren, haben bis zur Mitte des 10. Jhs. keine Missionierung erfahren und waren damit bis zu diesem Zeitpunkt nicht christianisiert. Die arianische Christianisierung war offensichtlich nicht so tief greifend, dass im 10. Jh. Reste vorhanden sind. Gab es überhaupt eine arianische Christianisierung? Die Frage ist offensichtlich noch nicht abschließend geklärt.

2. Die Franken – selbst erst seit relativ kurzer Zeit aus politischem Kalkül zum katholischen Christentum konvertiert – waren nicht missionarisch tätig. (Die ab Mitte des 6. Jhs. eingetretene Restauration der alten Bistümer im Frankenreich ist sicher nicht von der fränkischen Oberschicht vorangetrieben worden. Vielmehr könnten die noch bestehenden und sich wieder organisierenden christlichen Gemeinden im ehemals römischen Gebiet den Anstoß

gegeben haben. Fraglich ist, ob in diesen Gebiet die Gesamtbevölkerung als christianisiert anzusehen ist. Es ist damit auch nicht verwunderlich, dass fränkische Adlige sich noch nach alter Tradition bestatten ließen.)

3. Nachdem der Bischof von Rom die Oberhoheit über Christen vom ost-römischen Kaiser erhalten hat (um 600||900) suchte dieser sein ihm zugewiesenes Privileg umzusetzen. Die fränkische Landeskirche wies den römischen Anspruch ebenfalls zurück; das ist aus der traditionellen Geschichtsschreibung bekannt. Das ostfränkische Reich blieb als einziges Erfolg versprechendes Gebiet übrig. Dort herrschte seit 919 Heinrich I. Er dürfte jedoch andere, vordringlichere Probleme gehabt haben, musste er doch zunächst seine Macht im Inneren sichern sowie Angriffe der Ungarn von außen abwehren. Als Heide dürfte er kaum ein Ohr für eine Christianisierung gehabt haben. (Im Übrigen ist aus der traditionellen Geschichtsschreibung bekannt, dass Bonifatius als Abgesandter Roms bei Karl Martell zwecks Gründung von Bistümern – Erfurt, Würzburg, Büraburg – vorstellig wurde und von diesem abgewiesen wurde. Die Gründung der besagten Bistümer sei erst nach dem Tod von Karl Martell zustande gekommen. Ist diese Darstellung vielleicht der realen Geschichte entlehnt?)

4. Erst bei Otto I. hat das Anliegen des Papstes Gehör gefunden. Er tritt zum Christentum über und leitet aktiv die Christianisierung ein. Die Aktivitäten zur Christianisierung dürften erst nach dem Sieg über die Ungarn (955) erfolgt sein. (Dass dieser Vorgang in den Schriftquellen nicht erscheint, ist nicht sonderlich verwunderlich. Wir müssen bedenken, dass sämtliche schriftlichen Überlieferungen durch den Filter der katholischen Kirche gegangen sind. Da es vor Otto bereits einen christlicher Karl geben sollte, konnte der Übertritt zum Christentum nicht durch Otto erfolgt sein.)

Das ostfränkische Reich wird um die Mitte des 10. Jhs. in Bistümer unterteilt. Die ostfränkischen Bischofssitze der alten Bistümer werden mit Otto I. getreuen Gefolgsleuten neu besetzt. Die organisatorische Aufgabe der Christianisierung der Bevölkerung war nur mittels eines funktionierenden Machtapparats durchführbar.

5. Mit der Anerkennung der Führungsrolle des Bischofs von Rom über die katholische Kirche und der Christianisierung seines Herrschaftsgebietes hat sich Otto I. den Kaisertitel 'verdient'.

6. Die endgültige Christianisierung dieser Gebiete dauerte bis in das 11./12. Jh.

Dr.-Ing. Michael Meisegeier, 99100 Schaderode, Auf dem Rode 10

Literaturverzeichnis

- Anwander, Gerhard (2003): Wibald von Stablo – Constantin Faußner. Mutiger Forscher entlarvt genialen Fälscher; in: *ZS* 15 (3) 518-524
- Bellmann, Fritz (1967): Die Krypta der Königin Mathilde in der Stiftskirche zu Quedlinburg; in: *Kunst des Mittelalters in Sachsen*. Festschrift für Wolf Schubert; Weimar, 44-59
- Bellmann, Fritz / Leopold, Gerhard (1964): Die ottonische Abteikirche Memleben; in: *Varia Archaeologica*; Berlin, 354-364
- Claussen, Hilde (1957): Spätkarolingische Umgangskrypten im sächsischen Gebiet; in: *Karolingische und ottonische Kunst, Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie, Bd. 3*; Wiesbaden, 118-140
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit; Gräfelting
- Jacobsen, Werner (1992): Der Klosterplan von St. Gallen und die karolingische Architektur; Berlin, 290-292
- Jacobsen, Werner / Schaefer, Leo / Sennhauser, Hans Rudolf (1968/91): Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen. Nachtragsband; München
- Kadenbach, Johannes (1990/91): Geschichte der Stadt Erfurt von den Anfängen bis 1664; Vortragsreihe an der Volkshochschule Erfurt
- Kuhn, Rainer M.A.: Fund des Monats März 2003. Von den zwei Kirchen auf dem Magdeburger Domhügel. <http://www.archlsa.de/funde-der-monate/03.03/index.htm> (Stand 19.07.2004)
- Lehmann, Edgar (1950): Die Michaelskirche zu Rohr und ihre Krypta; in: *Arte del primo millennio - Atti del Convegno di Pavia* (1950) per lo studio dell'Alto Medio Evo; Torino, 343-351
- (1987): Die „Confessio“ in der Servatiuskirche zu Quedlinburg; in: *Skulptur des Mittelalters. Funktion und Gestalt*; Weimar, 9-26
- Leopold, Gerhard (1970): Die Stiftskirche zu Quedlinburg. Das christliche Denkmal Heft 37; Berlin
- (1976): Das Kloster Memleben. Das christliche Denkmal Heft 96; Berlin
- (1983a): Archäologische Forschungen an mittelalterlichen Bauten. In: *Denkmale in Sachsen-Anhalt*; Weimar, 163-189
- (1983b): Der Dom Ottos I. zu Magdeburg. Überlegungen zu seiner Baugeschichte; in: *Architektur des Mittelalters. Funktion und Gestalt*; Weimar, 63-83
- (1989): Zur frühen Baugeschichte der Michaelskirche in Rohr; in: *Baukunst und Bildkunst im Spiegel internationaler Forschung*, 27-34
- Leopold, Gerhard / Flemming, Johanna (1988): Die Stiftskirche und die Wipertikirche in Quedlinburg. Das christliche Denkmal Heft 37/37A; Berlin
- Leopold, Gerhard / Schubert, Ernst (1984): Der Dom zu Halberstadt bis zum gotischen Neubau; Berlin
- Möbius, Helga (1976): Die Stiftskirche zu Gernrode. Das christliche Denkmal Heft 68; Berlin
- Mrusek, Hans-Joachim (1963): Drei deutsche Dome. Quedlinburg, Magdeburg, Halberstadt; Dresden
- Nawrath, Thomas (2003): Kaiserdom oder Kirchenruine. dpa-Artikel; in: *Thüringer*

Allgemeine, 26.08.03

Rosner, Ulrich (1991): Die ottonische Krypta; Köln

Schmidt, Gerald (2002): Karolingische Spuren auf der „Straße der Romanik“; in: *ZS* 14 (2) 309-324

- (2003): Neues vom Magdeburger Domhügel oder Wo wurde Kaiser Otto I. begraben?; in: *ZS* 15 (2) 383-395

Schönfeld de Reyes, Dagmar v. (1999): Westwerkprobleme. Zur Bedeutung der Westwerke in der kunsthistorischen Forschung; Weimar (Bonn, Uni., Diss. 1997)

Schubert, Ernst (1989): Magdeburg statt Memleben?; in: *Bau- und Bildkunst im Spiegel internationaler Forschung. [Festschrift zum 80. Geburtstag von Prof. Dr. Edgar Lehmann (Hg. Erhard Drachenberg / Marina Flüge)]*; Berlin, 35-40

Voigtländer, Klaus (1980): Die Stiftskirche zu Gernrode und ihre Restaurierung 1858-1872; Berlin

- (1989): Die Stiftskirche St. Servatii zu Quedlinburg; Berlin

2.000 Jahre Trier – was blieb übrig ? Eine Untersuchung der Baudenkmäler (Trier II)

Karl-Heinz Lewin

ANTE ROMAM TREVIRIS STETIT
ANNIS MILLE TRECENTIS
PERSTET ET
AETERNAM PACEM FRUATUR
AMEN

Vor Rom stand Trier
Eintausendriehundert Jahr
Möge es ferner bestehen
Und ewigen Friedens sich freuen
Amen

So stand es weithin sichtbar in guldernen Lettern während meiner Schulzeit in den 1960er Jahren an der ‚roten Wand‘ des Café Bley an der Südwestecke des Trierer Hauptmarkts. Seit dem Wiederaufbau der 1944 durch Bomben zerstörten ‚Steipe‘ in den Jahren 1968-70 ist nur noch der linke (lateinische) Text an der Hauswand des ebenfalls in diesen Jahren rekonstruierten ‚Roten Hauses‘ in der vom Hauptmarkt im Südwesten westlich abzweigenden Dietrichstraße (Haus Nr. 54) in nunmehr nur noch drei Zeilen zu lesen. (Die so genannte ‚Steipe‘ wurde „1430 als Fest- und Empfangsgebäude der Bürgerschaft [...] erstellt, 1481-83 weitgehend umgebaut und seitdem bis ins 18. Jh. auch als Rathaus genutzt“ [Trier 248].)

Im Heimatkundeunterricht lernte ich damals, dass dieser Spruch auf eine Legende aus dem Mittelalter zurückgehe.

„Die wohl ebenfalls noch in das 10. Jh. zurückreichende, in ihrer vollständigen Fassung seit der Mitte des 11. Jh. überlieferte Gründungssage der Stadt datiert die Erbauung Triers durch Trebeta, den Sohn des Assyrenkönigs Ninus, 1250 Jahre vor die Entstehung Roms.“ [Trier 24]

Im 19. Jh. wurden die Anfänge der Stadt Trier auf das erste vorchristliche Jahrhundert zurückgenommen, und 1986 beging Trier sein erst 2000-jähriges Jubiläum, nachdem Archäologen das erste ‚städtische‘ Bauwerk, eine Pfahlrostbrücke über die Mosel, auf das Jahr 14 v. Chr. datiert hatten.

Seitdem wurden auch noch ältere (keltische) Hinterlassenschaften in Trier entdeckt, die bis in das dritte vorchristliche Jahrhundert zurückreichen.

Das Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz hat sich die Aufgabe gestellt, alle im Bereich der Trierer Altstadt auffindbaren Kulturdenkmäler in einem Buch zu dokumentieren [Trier passim]. Ich untersuche an Hand dieses Buches, wie viele ‚Kulturdenkmäler‘ aus welchen Jahrhunderten uns jeweils erhalten geblieben sind.

Statistik der Baudaten der Baudenkmäler und Baureste

Hierbei zähle ich alle Zeitangaben (Jahr, Jahrzehnt oder Jahrhundert) in dem genannten Buch, die sich auf Baumaßnahmen beziehen, seien es Neubauten, Renovierungen, Umgestaltungen oder Instandsetzungen. Hierbei ist nicht berücksichtigt, ob die Zahlen sich auf ein gesamtes Gebäude oder nur Gebäudeteile beziehen. Mehrfachnennungen habe ich nicht herausgefiltert, sondern entsprechend mehrfach gezählt. Zeitangaben zu Gebäuderesten von Vorgängerbauten (Fundamenten, Kellern, Gewänden) oder Spolien habe ich unterschiedslos mit erfasst. Auch habe ich nicht unterschieden, wie die Zeitangaben zu Stande kamen, ob beurkundete Baudaten, erste Nennungen in Urkunden, Datierungen durch Münzen, dendrochronologische Bauholzdatierungen. Eine solche Unterscheidung wäre nur für einen kleineren Teil der Daten möglich gewesen, da in den meisten Fällen solche Angaben fehlen.

Tabelle 1: Statistische Auswertung der erwähnten Baudaten [Trier 11-359]

Jahr	-100	-90	-80	-70	-60	-50	-40	-30	-20	-10	Jh.	jhg.
-200								2			- 2.	
-100								2	2		-1.	1
Jahr	00	10	20	30	40	50	60	70	80	90	Jh.	jhg.
0	1				1			1			1.	7
100	1				1	4	1			3	2.	8
200								2			3.	4
300	2	1	3	2	2		1	2			4.	17
400			1			1					5.	4
500			1				1				6.	20
600				1							7.	7
700	1										8.	3
800											9.	1
900	1		1			8	1	2		3	10.	16
1000	8	3	1	7	11	1	2	3			11.	38
1100	8		6	5	10	4	3	3	6	8	12.	52
1200	3	5	10	21	14	9	5	11	9	5	13.	62
1300	9	6	6	8	8	2	16	1	1	3	14.	25
1400	7	8	1	4	2	5	9	10	6	9	15.	17
1500	4	4	5	5	16	8	7	7	6	15	16.	44
1600	35	22	20	7	10	12	21	12	24	9	17.	61
1700	12	22	49	42	33	33	49	32	29	19	18.	70
1800	36	20	37	40	46	51	66	58	64	92	19.	108
1900	195	54	72	52	16	96	50	44	52	44	20.	21
Jahr	00	10	20	30	40	50	60	70	80	90	Jh.	jhg.

Nicht nur viele mittelalterliche Gebäude oder Gebäudeteile wurden nach Urkunden datiert, sondern auch die meisten Profanbauten des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jhs. (nach Katasterurkunden oder Bauplänen). Für mittelalterliche Bauwerke, die „erstmalig“ in einer Steuerurkunde erwähnt wurden, habe ich, sofern kein früheres Datum als vermutliches Baudatum genannt wurde, das Datum der Steuerurkunde übernommen. Ebenfalls nicht berücksichtigt habe ich die gelegentlich angetroffenen Beiwörter wie „vermutlich“ oder (seltener) „angeblich“. Ich habe also alle Zeitangaben so genommen, wie sie ‚im Buche stehen‘.

Angaben wie „4.-6. Jh.“ oder „16./17. Jh.“ wurden jedem Jahrhundert des angegebenen Bereichs zugeordnet. In der folgenden Tabelle habe ich die aufs Jahr oder wenigstens aufs Jahrzehnt genauen Angaben dem jeweiligen Jahrzehnt zugeordnet, alle anderen Angaben (wie „15. Jh.“, „Anfang 16. Jh.“, „im reifen 17. Jh.“, „zweite Hälfte 18. Jh.“, „drittes Viertel 19. Jh.“ o.ä.) wurden in der Spalte ‚jhg.‘ (für ‚jahrhundertgenau‘) gezählt. Die Zahlen geben jeweils die Gesamtzahl der Nennungen an, leere Felder bedeuten keine Nennungen.

Tabelle 2: Zusammenfassung de Baudatennennungen nach Jahrhunderten

Jh.	Anzahl	graphische Darstellung *)
- 2.	2	:
- 1.	5	
1.	10	
2.	18	:
3.	6	.
4.	30	
5.	6	.
6.	22	:
7.	8	:
8.	4	
9.	1	.
10.	32	:
11.	74	
12.	105	
13.	154	
14.	85	
15.	78	:
16.	121	
17.	233	:
18.	390	
19.	618	:
20.	696	

*) | für je 5, in der letzten Stelle auch für 4, : für 2 bis 3, . für 1

Das Ergebnis der Auszählung ist in zweierlei Hinsicht bemerkenswert: Die Baulücke im frühen Mittelalter (7., 8., 9. und auch noch 1. Hälfte des 10. Jh.) ist augenfällig, und das, obwohl die im Buch [Trier] genannten Jahres- und Jahrhundertzahlen *völlig unkritisch* übernommen wurden (siehe dazu die Einleitung zu diesem Abschnitt oben). Mit diesen Daten kann die These vom „erfundenen Mittelalter“ einmal mehr *nicht widerlegt* werden. Verfechter dieser These können feststellen, dass dies für die Gewissenhaftigkeit der Trierer Archäologen spricht, die trotz auch hier fehlender Belege für die leeren Jahrhunderte (fast) nichts in diese hinein gedeutet haben. (Auf die wenigen Ausnahmen komme ich unten noch zu sprechen.)

Auch die Römer und die Spätantike haben außer etwa einem Dutzend markanter Gebäude wenig (oder genauer gesagt wenig Datierbares) in der „Römerstadt“ Trier hinterlassen. Insbesondere fällt auf, dass in das 3. und 5. Jh. datierbare Bauten kaum vorhanden sind.

Statistik der identifizierten Baustile

Gegen die obige Statistik lässt sich einwenden, dass viele Bauwerke oder Reste davon nicht eindeutig datierbar sind und daher aus der Statistik herausfallen, obwohl sie doch erkennbar vorhanden sind und daher berücksichtigt werden müssten. So sind z.B. viele noch vorhandene Keller aus alter Zeit nur mit dem Attribut „mittelalterlich“ aufgeführt.

Daher habe ich auch die von den Denkmalschützern identifizierten Baustile erfasst und gezählt.

Die Reihenfolge in der Tabelle entspricht im wesentlichen der zeitlichen Reihenfolge der Baustile. Angaben von zugeordneten Zeitspannen sind dem Anhang „Fachausdrücke“ [Trier 360-365] entnommen und dienen als Anhaltspunkte.

Hier kommen „römisch“ und „antik“ zusammen auf etwa so viele Nennungen wie „Romanik“ oder „Renaissance“, 28 „spätantike“ Nennungen mögen vielleicht für das schwach belegte 5. Jh. trösten, aber insgesamt 7 Nennungen von „merowingisch“ (ohne „sog.“), „fränkisch“ und „karolingisch“ können die bittere Lücke vom 7. bis 9. und teilweise 10. Jh. nicht füllen. Und ob die 8 als „frühmittelalterlich“ eingestuft Baureste die mangelnde Beweislage geringfügig verbessern können oder nicht eher für das 10. Jh. bürgen? Ich lasse hierzu vor allem die Zitate selbst sprechen und kommentiere nur, um Fragen einzuflechten oder Zusammenhänge herzustellen.

Tabelle 3: Zusammenfassung der Baustilnennungen [Trier 11-359]

Baustil	Nennungen	graphische Darstellung
römisch	86	
vorkonstantinisch	1	.
frühchristlich	1	.
spätromisch	1	.
antik	31	
spätantik	28	:
Merowingerzeit	1	.
„sog. merowingisch“	3	:
fränkisch	3	:
karolingisch	3	:
ottonisch	1	.
frühmittelalterlich	8	:
frühromanisch	33	:
hochromanisch	5	
spätromanisch	23	:
Romanik (1000 – 1250)	111	
hochmittelalterlich	24	
frühgotisch	1	.
hochgotisch	3	:
spätgotisch	70	
Gotik (1250 – 1520)	123	
nachgotisch	3	:
spätmittelalterlich	37	:
mittelalterlich	187	
Renaissance (15., 16. Jh.)	117	
Manierismus (1530 – 1600)	13	:
vorbarock	12	:
frühbarock	11	:
hochbarock	2	:
spätbarock	36	:
Barock (1600 – 1750)	229	
Rokoko (1730 – 1780)	37	:
frühklassizistisch	2	:
Louis-Seize (-Klassizismus)	12	:
spätklassizistisch	34	
Klassizismus (1770 – 1830)	97	
Gründerzeit (1871 – E. 19. Jh.)	13	:
Neuromanik	20	
Neugotik	47	:
Neurenaissance	51	:
Neubarock	46	:
Historismus / Historizismus (19. Jh.)	6	.
späthistoristisch	59	

Neuklassizismus	16	III.
Jugendstil (um 1900)	23	III:
Reformstil / Reformarchitektur	21	III.
Heimatstil (nach 1900)	7	l:
Funktionalismus	2	:
Bauhausstil (nach 1919)	2	:

Baudenkmälerreste aus merowingisch-fränkischer Zeit

„Die Trierer Bevölkerung des 6. und 7. Jh. dürfte nur noch einige tausend Personen umfaßt haben, die vornehmlich um die innerstädtischen sowie die im Bereich der antiken Gräberfelder gelegenen christlichen Kultstätten, aber auch im Umfeld römischer Monumentalbauten lebten. Archäologisch nachgewiesen sind derartige [also offensichtlich spärliche] Siedlungsspuren [des 6. und 7. Jh.] etwa in den ausgedehnten Barbara- und Kaiserthermen, aber auch in den Tempelruinen des Kultbezirkes im Altbachtal.“ [Trier 20]

„Die Kontinuität der eindrucksvollen Ruinen überlagert die Tatsache, daß zeitweise das Trümmerfeld der Stadt menschenleer war.“ [Trier 18]

Diesen Satz lese ich als klaren Hinweis auf die Abwesenheit von Funden.

Ehem. Dominkanerinnenkloster St. Katharina:

„Der Ursprung des Nonnenklosters steht im Zusammenhang mit einer angeblich in das 6. Jh. zurückreichenden, erstmals 1190-1212 erwähnten Martinskirche auf dem Petrisberg im Osten vor der Stadt.“ [Trier 144]

„Eine fränkische Königspfalz, die in einem Komplex spätantiker Getreidespeicher (sog. Horrea, Bau A) nahe des römischen Hafens eingerichtet worden war, ging in der ersten Hälfte des 7. Jh. durch Schenkung König Dagoberts I. (622-39) an Erzbischof Modoald (622-ca. 640) über. Dieser schuf spätestens 639 das königliche Eigenkloster »Sta. Maria ad horrea«“ [Trier 122].

Die Anfänge dieses Klosters sollen andererseits in das Pontifikat seines Nachfolgers Numerian fallen (s. u.).

„König Dagobert, für den ein Trier-Aufenthalt im Jahr 624/25 bezeugt ist“: „Es darf angenommen werden, daß die auf seinen Namen gefälschten umfangreichen Schenkungen an die Trierer Kirche einen wahren Kern beinhalten.“ [Trier 19].

„Bischof Modoald (zw. 614/20-vor 646/7)“ [Trier 19]: „Auf Bischof Modoald geht etwa die Gründung des Nonnenklosters St. Symphorian (nahe der heutigen Kaiser-Wilhelm-Brücke) zurück.“ [Trier 20]

Dieses Kloster soll von den Normannen 882 „völlig zerstört“ worden sein (s.

weiter unten). „Auch die benachbarte Volkskirche St. Remigius dürfte auf Modoald zurückzuführen sein.“ [Trier 20]

„Ein zweiter Sakralbau, die aus der Merowingerzeit stammende, 1809/10 abgebrochene Modestakapelle wurde als Grablege der Chorfräulein im Nordwesten vor der Horrea errichtet. Ebenfalls außerhalb des Speicherbautenkomplexes, südöstlich der über den Irminenfreihof verlängerten Böhmerstraße, lag die um 1200 dem Kloster inkorporierte Pfarrkirche (Alt-)St. Paulus, deren Erstlingsbau 704 durch Bischof Willibrord konsekriert wurde (1790 Teilabbruch, 1806 restloser Abbruch, ergraben eine romanische Saalkirche mit Chorturm ...).“ [Trier 122]

„Nachfolger Numerian (646/7 – vor 697/98)“: „In sein Pontifikat fallen die Anfänge des in den spätrömischen Lagerhallen (Horrea) errichteten Nonnenklosters St. Maria (später St. Irminen/Oeren)“ [Trier 20], „wobei hier die Kenntnis der einstigen Funktion des Bauwerks in der Bezeichnung »St. Maria in horreo« fortlebte.“ [Trier 25]

Auf S. 122 aber „schuf“ dieses Kloster bereits „spätestens 639“ Numerians Vorgänger Modoald. Das Irminenkloster war „schon früher als die Domstadt mit einer Mauer umgeben“, der „sog. Merowingermauer“ [Trier 40], also vor 1000. Auf S. 126 dagegen stammt diese Mauer „vermutlich aus dem Spätmittelalter“.

„Schließlich dürfte auch die Kirche St. Helena in dem auf dem westlichen Moselufer gelegenen Vorort Euren auf Numerian zurückgehen, wo für das Jahr 1075 auch seine Grablege bezeugt ist.“ [Trier 20]

Verstehe ich das richtig: Das Grab des 697/98 verstorbenen Numerian wurde erst fast 400 Jahre später gewürdigt?

Irminenkloster (vgl. Lageplan in Abb. 2, Rekonstruktionsplan in Abb. 3):

Bau A: spätantike Außenwand (um 330) im barocken Westflügel erhalten

Bau B: frühromanisch

Bau C: frühbarock (1621)

Bau D: barock (1740)

Bau E: Barocker Westflügel (17. Jh.) mit älterem Keller

„Bemerkenswert ist die mehrteilige Kellieranlage: Der an die westliche Horreumswand angebaute, sog. merowingische Keller unter dem nördlichen Abschnitt ist eine kreuzgratgewölbte Halle ... »zweifelloso nicht älter als 12. Jh.« (Kubach/Verbeek 1976).“ [Trier 124]

Bau I: „Sog. Merowingermauer. Als östliche Beringmauer des mittelalterlichen Irminenklosters ist auf der Westseite der Windmühlenstraße ein etwa 170 m langer, mehrfach leicht geknickter Mauerzug erhalten, der in seiner Linienführung vermutlich die Immunitätsgrenze des 7. Jh. mar-

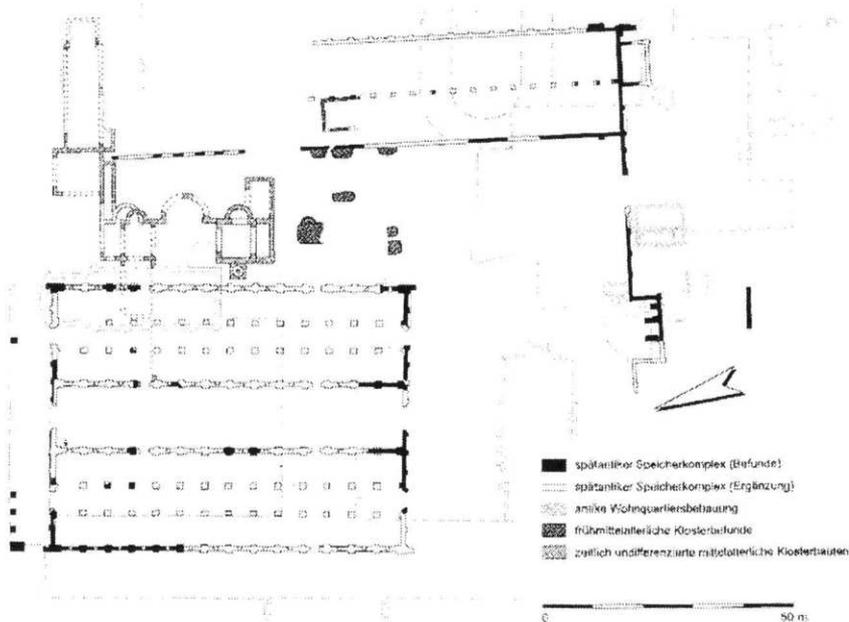
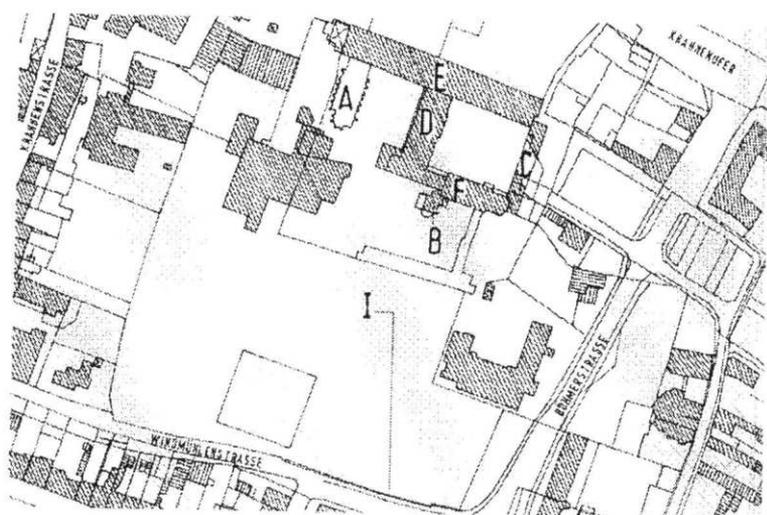


Abb. 2: St. Irminen, Kloster, Lageplan [Trier 124]. Abb. 3: „Gesamtplan der antiken und mittelalterlichen Befunde auf dem Gelände der Vereinigten Hospizien (Sankt Irminen)“, auch Horrea genannt, Ausschnitt [Kuhnen 167]

kiert. Der untere, bis in Mannshöhe reichende und aus mächtigen Rot-sandsteinblöcken zusammengefügte Mauerbereich stammt vermutlich aus dem Spätmittelalter“ [Trier 126].

Auf S. 40 soll diese Mauer jedoch vor der Ummauerung des Domberings (um 1000) gestanden haben.

„Hinweise zur Trierer Wirtschaft während des Frühmittelalters sind spärlich. Für die späte Merowingerzeit konnten Töpfereien im Altbachtal nachgewiesen werden. Wenn auch weitere eindeutige Befunde fehlen, so haben wohl in der Moselstadt dennoch seit der Spätantike, wenn auch in stark reduziertem Umfang, an römische Traditionen anknüpfende Töpferei- und Glasproduktionsbetriebe ohne längere Unterbrechungen weitergearbeitet.“ [Trier 20 f.]

An mehreren Stellen haben also die Archäologen bereits die Datierungen der teilweise als gefälscht erkannten Urkunden ins Spätmittelalter korrigiert. Ignorieren wir daher auch die anderen nur urkundlich bezeugten Bauten, die bei Grabungen nur romanische Baureste ergeben, sowie den beschworenen „wahren Kern“ der gefälschten Schenkungen. Im Lichte der Phantomzeitthese können die spärlichen Reste auf wenige Jahre um 600 zusammengedrängt – statt über ein Jahrhundert gestreut werden zu müssen – tatsächlich für eine Kontinuität „ohne längere Unterbrechungen“ bürgen.

Baudenkmalreste aus karolingischer und ottonischer Zeit

„Karolingische Hausgrundrisse sind bei den spätantiken Speicheranlagen (Horrea) am Moselufer ergraben worden. Sie gehören zur Siedlung um das dortige Nonnenkloster St. Irminen-Oeren.“ [Trier 20]

Nach welchen Kriterien Hausgrundrisse als „karolingisch“ eingestuft werden können, muss mir noch erklärt werden. 20 Seiten später werden die ergrabenen Mauerreste einer „fränkischen Siedlung“ zugeordnet:

„Zu den ältesten stadttrierischen Pfarrkirchen zählte auch Alt-St. Paulus. Sowohl ihre Lage als auch ihre im 8. Jh. vermutete Gründung hängt eng mit dem im Bereich der Horrea gegründeten Irminenkloster zusammen, zu ihrem Pfarrbezirk zählte die im Horreabereich erwachsene, fränkische Siedlung Oeren.“ [Trier 40]

„Die Kaiserthermen sind vermutlich als Kaiserpfalz genutzt worden.“ [Trier 21].

„Einschneidendes Ereignis in der frühmittelalterlichen Trierer Geschichte war die Einnahme der Stadt durch die Normannen am 5. April 882. Welche Ausmaße die Verwüstungen erreichten, ist nur annähernd zu ermitteln, jedenfalls muß die psychologische Wirkung auf die Zeitgenossen verhee-

rend gewesen sein. Nachgewiesen sind Beschädigungen im Dombereich sowie an den Monasterien St. Maximin und St. Martin [außerhalb der Altstadt, daher im weiteren Text des Buches nicht betrachtet]. Völlig zerstört und später anscheinend nicht wieder aufgebaut wurde das Nonnenkloster St. Symphorian.“ [Trier 22]

„Die Zerstörung der Stadt Trier 882 erfaßte nicht nur die zahlreichen Ufersiedlungen, sondern auch den Dombering und die Klöster und Stifte so umfassend, daß erst nach einem halben Jahrhundert größere Neubauten möglich wurden.“ [Trier 18]

Dom: „Nach Instandsetzung des Quadratbaus um 920 wurde unter Erzbischof Egbert (977-93) ein dreischiffiges Langhaus begonnen [...] Die um 1030 begonnene Wiederherstellung des Quadratbaus [...] Nach dem Abbruch des karolingischen Langhauses entstand [...] eine dreischiffige, fünfachsig Pfeilerhalle“ [Trier 96].

Der Text läßt vermuten, dass das unter Erzbischof Egbert begonnene Langhaus als „karolingisch“ eingestuft wird. An anderer Stelle wird im Zusammenhang mit dem Marktkreuz auf die „Mittelachse des ottonischen Doms“ [Trier 244] verwiesen. Wäre hier somit „karolingisch“ als Synonym für „ottonisch“ verwendet?

Hauptmarkt: „Marktkreuz, um 958 von Erzbischof Heinrich I. als Wahrzeichen des neu eingerichteten Marktes [...] errichtet. [...] ein spätantiker Granitsäulenschaft, der wahrscheinlich aus dem im 4. Jh. vom Odenwald bezogenen Säulenmaterial des damaligen Dombaus gearbeitet wurde. Das karolingische Palmetten-Lotus-Kapitell, dessen runde Deckplatte die verwitterte Inschrift HENRICUS ARCHIEPISCOPUS TREVERENSIS ME EREXIT aufweist (Original im Städtischen Museum) trägt das wahrscheinlich ottonische Tatzenkreuz (ebenfalls Kopie).“ [Trier 244]

Dies bestätigt meine Vermutung: Als „karolingisch“ wird der Baustil bis Ende des 10. Jh. bezeichnet! Auf S. 288 wird das Palmettenkapitell einer Stütze im Keller (mit spätantiken Mauerresten) des Hauses Karl-Marx-Straße 17 als „romanisch“ eingestuft.

Belassen wir die „karolingischen Hausgrundrisse“ in der „fränkischen Siedlung“, könnte die Gründungszeit des Klosters St. Irminen noch in die Übergangszeit vom 6. zum 7./10. Jh. fallen. Das „völlig zerstörte“ Kloster St. Symphorian verweisen wir mangels Spuren ebenso wie seine Zerstörung 882 durch die Normannen in das Reich der Legende. Das „karolingische Langhaus“ als Teil des „ottonischen Doms“ gehört auch durch den Bezug auf Erzbischof Egbert eindeutig in das letzte Viertel des 10. Jhs.!

Das 8. und 9. Jh. bleiben in der Trierer Altstadt auch ohne „Phantomzeit-

brille' ohne jegliche Spuren, und die Nutzung der Kaiserthermen als Kaiserpfalz müssen wir nicht vermuten, wenn es keinen Kaiser in dieser Zeit gab.

Der direkte Übergang von der Spätantike zur Romanik

„Trier blieb bis weit in das 9. Jh. – und teilweise darüber hinaus – von der Antike geprägt. Weite Teile der rund 6,5 km langen Stadtmauer standen noch aufrecht, ebenso die Stadttore sowie die steinerne Römerbrücke.“ [Trier 21] (vgl. den Plan in Abb. 2)

„Seit der zweiten Hälfte des 10. Jh. faßbar, wird Trier aufgrund seiner antiken Vergangenheit als zweites Rom (»Roma secunda«) apostrophiert.“ [Trier 24]

„Im Zuge der Auseinandersetzungen um den Vorrang unter den gallischen und germanischen Metropolitansitzen werden seit dem 10. Jh. zu Trier weiter zurückreichende kaiserliche und apostolische Traditionen deutlich, welche die Moselstadt als zweites Rom (»Roma secunda«) propagieren“ [Trier 22].

„Die römische Ummauerung war vielerorts verfallen und von einer im Vergleich zur Spätantike nun erheblich geringeren Bevölkerungszahl nicht mehr zu verteidigen. Schutz bot die wohl auf ein spätantikes »castrum« zurückgehende Befestigung der Domimmunität, die um das Jahr 1000 offenbar noch einmal [?] erneuert wurde.“ [Trier 26] bzw. „Erst über hundert Jahre nach dem Normanneneinfall 882 ließ Erzbischof Ludolf um 1000 die Domstadt [das ist die sog. Domimmunität innerhalb der Stadt] mit einer Steinmauer umgeben.“ [Trier 40] bzw. „An der Wende zum 11. Jh. soll Erzbischof Ludolf den Dombereich und die Kurien mit einer Ummauerung umgeben haben, doch ist anzunehmen, daß er dabei lediglich eine ältere, wohl noch spätantike Befestigung, die etwa 7,2 ha umfaßte, ausbaute.“ [Trier 22]

Haben etwa die verheerenden psychologischen Wirkungen des Normannensturms die Trierer davon abgehalten, einen größeren Bereich ihrer Stadt durch Mauern vor einem erneuten Überfall zu schützen? Erst ab der ersten Hälfte des 12. Jhs. bis in die zweite Hälfte des 13. Jhs. wurden zunächst die südliche und dann die östliche Befestigungsmauer aus antikem Altmaterial errichtet, wobei auf mehr als die Hälfte des antiken Stadtgebiets verzichtet wurde, sowie die nördliche und westliche antike Stadtmauer mit Ausbesserungen in den Befestigungsring einbezogen.

„Wie archäologische Untersuchungen ergaben, wurden im Verlauf des Hochmittelalters – etwa im Bereich der Wechselstraße, der Dietrichstraße, der Neustraße oder auf dem Domfreihof – Profangebäude unter Einbezie-

hung antiker Kellermauern, aber auch der aufgehenden Wände errichtet. Konnte hingegen auf keine römischen Mauern zurückgegriffen werden, so versuchte man doch ganz bewußt, die noch überall sichtbare antike Bauweise zu kopieren. Besonders gut ersichtlich ist eine derartige Imitation von Antike bei jenen hochmittelalterlichen Turmhäusern, die als fortifikatorische Zentren größerer Hofanlagen fungierten. [...] Diese steinernen Wohn- und Wehrbauten sind fast ausschließlich aus römischem Abbruchmaterial errichtet worden.“ [Trier 24 f.]

Domfreihof 4, Domprobstei: „Das Haupthaus, ein gewinkelter Walmdachbau gegenüber dem Torhaus, übernimmt in seinem nördlichen Bereich Teile eines heute als zweigeschossiger Keller genutzten romanischen Rechteckhauses. Überblickshaft sei auf die Raumdisposition einer Zwischenwand aus römischem Altmaterial im untersten Geschoß und eines darüberliegenden, etwa gleichgroßen Raums verwiesen, die alle offenbar erst im Barock tonnengewölbt wurden.“ [Trier 216]

Karl-Marx-Straße 17: „In dem unregelmäßigen, mit einem Tonnen- und einem Kreuzgratgewölbe überdeckten Einstützenkeller weist die straßenseitige Längswand noch Teile spätantiken Ziegelmauerwerks auf. An der Stütze als Spolie ein romanisches, zweizeilig verziertes Palmettenkapitell“ [Trier 288].

„Im 10. Jh. war die christliche Pfarrorganisation offenbar schon längst im Aufbau begriffen, ein Vorgang, der vermutlich im frühen 12. Jh. abgeschlossen war. Manche Pfarrkirchen gingen aus fränkischen Kirchengründungen hervor, die 902 durch Schenkung Ludwigs des Kinds an den Erzbischof übergingen, so die erstmals im frühen 8. Jh. erwähnte Laurentiuskirche.“ [Trier 40] „Ebenfalls aus einer fränkischen Gründung [...] ging die erstmals 1101 erwähnte Pfarrkirche Alt-St. Gervasius (St. Protasius) hervor, deren Patronat in das frühe Mittelalter verweist.“ [ebd.]

Die auf derselben Seite nach der Mutmaßung: „Die erstmals 1173 urkundlich erwähnte Marienkirche wird spätestens um 1100 bestanden haben“, folgende Feststellung, „daß die frühmittelalterlichen Randsiedlungen *damals* noch zum Stadtgebiet zählten“ [Hvhg. K.-H.L.], erhellt uns, dass wir die als „frühmittelalterlich“ eingestuft Baureste als „spätestens um 1100“ entstanden verstehen dürfen. Die 8 als „frühmittelalterlich“ eingestuft Baureste gehören also in das 10. Jh., wenn nicht sogar teilweise ins beginnende 11. Jh.

„Trier blieb bis weit in das Hochmittelalter hinein auch eine antike Ruinenstadt. Um das Jahr 1100 standen außer den heute noch oberirdisch sichtbaren römischen Zeugnissen [...] Mauerzüge des römischen Forums und der Forumsthermen (Viehmarktthermen) sowie der spätantiken Hor-

rea, ferner die Reste von Tempelgebäuden und ehem. Wohnbauten, Läden oder Gewerbebetrieben. Außer den Aquädukt Pfeilern der Ruwerwasserleitung waren schließlich neben der Porta Nigra auch die übrigen antiken Stadttore sowie in Teilabschnitten die ursprünglich 6,5 km lange Stadtmauer des 2. Jh. erhalten geblieben.“ [Trier 24]

Von karolingischen Gemäuern dagegen keine Spur mehr (vgl. Abb. 2).

Schlussfolgerung und Ausblick

In der seit der frühen römischen Kaiserzeit existierenden Stadt Trier gibt es nur spärliche Hinweise auf Bauwerke, die in die von Illig als „Phantomzeit“ bezeichneten Jahrhunderte datiert werden. Die entsprechenden Baureste wurden zum großen Teil entweder nicht gefunden („völlig zerstört“) oder wurden von den Archäologen in spätere Zeiten verbracht. Andere sind nur „vermutlich“ in diese Zeit zu datieren bzw. „dürften“ in diese Zeit gehören. Die verbleibenden Reste reichen kaum aus, die Zeiten von etwa 570 bis 614 und von 911 bis etwa 1040 zu füllen.

Damit ist die Baugeschichte Triers ein weiteres evidentes Indiz zur Bestätigung der Phantomzeitthese.

In einem Folgebeitrag werde ich mich mit den Grabfeldern und Friedhöfen in und um Trier beschäftigen und aus deren Untersuchung die Frage beantworten, ob während der Phantomzeit in den dortigen Ruinen Menschen lebten.

Literatur

Illig, Heribert (1996): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf

Kuhnen, Hans-Peter (2001, Hrsg.): Das römische Trier, Führer zu den archäologischen Denkmälern in Deutschland, Band 40; Stuttgart

Lewin, Karl-Heinz (2005): Dom und Liebfrauen zu Trier. 1.690 Jahre Architekturge-schichte? (Trier I); in: *ZS* 17 (3) 670-680

Trier (2001): Stadt Trier. Altstadt. Kulturdenkmäler in Rheinland-Pfalz, Band 17.1, hrsg. im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft, Weiterbildung, Forschung und Kultur vom Landesamt für Denkmalpflege, bearbeitet von Patrick Ostermann; Worms

Karl-Heinz Lewin, Haar; Karl-Heinz.Lewin@t-online.de

Aachen, Köln und Hamburg Zwischen Vandalismus und Vergeblichkeit

Heribert Illig

Würde die These vom erfundenen Mittelalter wenigstens als These akzeptiert und nicht von der selbsternannten Kompetenz ignoriert, so ließen sich viele trennscharfe Ergebnisse durch eine Mustergrabung gewinnen, die auf mutmaßlich frühmittelalterlichem, noch 'jungfräulichem' Terrain durchgeführt würde. Zwar weisen die Archäologen die „absurde“ These weit von sich, weisen aber zugleich gerne auf eine Grabung hin, die unmissverständlich das frühe Mittelalter der fraglichen Zeit belegt. Eine solche wurde schon am Kölner Heumarkt versucht, eine weitere läuft für Hamburg unter öffentlicher Überwachung am Domplatz.

Aachener Zerstörungswut

Aachen könnte die dritte Stadt im Bunde sein, doch hier gestaltet sich alles ein wenig anders. Es ist höchst anzuerkennen, dass die neueste Ausgabe der *Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins* (Jg. 2005/06) dokumentiert, wie Geschäftsbelange alte Zeugnisse unter Duldung der Obrigkeit zerstören. Als Nachweis listen wir die dortigen 'Baggerkünste' auf.

1) August 2001: Buchkremerstraße. Für den Bau einer Buchhandlung werden die Überreste eines freigelegten Römerbades vom Bagger zerstört; einige Überreste lagern auf einem Bauhof [Illig 2006, 685].

2) August 2003: Für eine Fernwärmeleitung in der Franzstraße wird der spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Töpferbezirk angeschnitten. Dabei werden rund 175 m³ bis 2 m tief ausgebagert; 80 % davon gelangt „unbesehen auf eine unzugängliche Deponie und ist verloren“ [Giertz = G. 8]. Aus den restlichen 24 m³ kann Wolfram GIERTZ [G. 54 f.] „als unbeteiligter Aachener Bürger“ 1 m³ an klein zerscherbtem Keramikmaterial bergen. Eine archäologische Baubegleitung ist von den zuständigen Denkmalbehörden nicht veranlasst worden, so dass GIERTZ im Alleingang Stratigraphien zeichnet.

3) März 2004: Beim Neubau des Ev. Wohnstifts in der Aureliusstr. wird erneut der Töpferbezirk angeschnitten. Wiederum gibt es keine archäologische Begleitung; diesmal gelange der gesamte Aushub des Baggers unbesehen auf eine unzugängliche Deponie. [G. 22]

4) Mai bis August 2004: Als für ein Wohnbauprojekt 2.400 m² eines Parkplatzes ausgeschachtet werden, ist eine begleitende archäologische Untersuchung vorgesehen.

„Aufgrund der gravierenden Interessenskonflikte zwischen den beteiligten Denkmalbehörden und dem Bauherrn kam es infolge der Ablehnung einer vorsorglichen Sachstandsermittlung und durch unkontrollierte Baggerarbeiten bei laufender Grabung zu beträchtlichen Verlusten an weitgehend undokumentierter archäologischer Substanz auf einer Fläche von ca. 1000 Quadratmetern“ [G. 31].

5) Mai 2005: Am Katschhof, zwischen Aula (Rathaus) und Pfalzkapelle, sind römische und mittelalterliche Funde zu erwarten, als auf 67 m Länge ein Fernwärme- und Leitungsgraben bis zu 1,60 m tief ausgebaggert wird.

„Fast der gesamte, potentiell fundführende Aushub mit einem Volumen von ca. 100 Kubikmetern gelangte ohne vorherige Untersuchung auf Fundmaterial auf eine Massendeponie und ist somit unzugänglich und verloren. Die Tiefbauarbeiten wurden lediglich bis zum Mittag des darauf folgenden 12. Mai von einer archäologischen Fachfirma begleitet, die sich angesichts der Kürze der Maßnahme weitgehend auf die Dokumentation und erneute Einmessung der bereit in den Jahren 1913–1914 ausgegrabenen karolingischen Mauerwerksbefunde der sog. Toranlage (in der Folge: Mittelbau) der Pfalz beschränkte. Die Baustelle wurde sodann am Mittag des 12. Mai in Absprache mit dem Rheinischen Amt für Bodendenkmalpflege in Bonn und der Unteren Denkmalbehörde der Stadt Aachen freigegeben. Da zu diesem Zeitpunkt offenbar die genehmigungspflichtige Abbrucherlaubnis des karolingischen Mauerwerks (nach § 9 DSchG NRW) vorlag, wurde unverzüglich damit begonnen, auch das oben genannte, wegen seiner betonartigen Härte noch unversehrte Mauerwerk der nördlichen Innenmauer des Mittelbaus, das stellenweise bereits in einer Tiefe von 0,50 m unter der rezenten Oberfläche/Pflaster anstand, mit dem Baggermeißel im gesamten Grabenquerschnitt abzubereiten“ [G. 53 f.].

Das sind noch einmal rund 4,5 m³ „karolingisches“ Mauerwerk [ebd.]. Anschließend darf GIERTZ die noch zugänglichen Befunde dokumentieren, Profile zeichnen, Funde aufklauben und den noch verbliebenen Aushub von ca. 1 m³ durchsuchen.

Nach diesem letzten, direkt gegen Karls Realität gerichteten Wüten der Abrissexperten wurde im August 2005 angekündigt, einen Stadtarchäologen einzustellen, der auch 'prompt', am 6. 6. 06, seine Stelle antrat. Nun kann sich entscheiden, ob Aachen nur am mittelalterlichen Mythos oder doch auch an archäologischen Fakten interessiert ist. Wären die Aachener alte Griechen, so hätten sie ihre Stadtverwaltung in die Verbannung geschickt. Es werden aber auch Erinnerungen an kulturelle Zerstörungswut im Jugoslawienkrieg wach. Dort dienten die UNESCO-Kulturerbe-Markierungen den serbischen Panzern als Zielscheiben...

Aachen kümmert sich auf jeden Fall um ein positives Image. Im Oktober gab es eine „spannende und hoch informationshaltige Veranstaltung der neuen Reihe ‚Archäologie aktuell‘ in der Sparkasse“ [Hautermans]. Die Beigeordnete Gisela NACKEN gab Erklärungen zur Baggerei.

„Aus all dem habe die Stadt gelernt [...] Von der begleitenden habe man auf die vorgehende Archäologie umgestellt, ‚im Zweifel mit dem Pinsel, nicht mit dem Schäufelchen‘“ [ebd.].

Ob sie zu diesen Worten ein Kinderspielzeug mit Baggerschäufelchen demonstrativ in die Ecke geschleudert hat? Christoph KELLER informierte anschließend darüber, dass Ende des 19. Jhs./Anfang des 20. Jhs. die Stadt Aachen noch sehr an archäologischen Funden interessiert war. Funde waren meldepflichtig, Katschhof und Münsterplatz wurden durch große Grabungen erschlossen. Ein Jahrhundert später begleitet die Firma archeo-consult die Baggeristen der Stawag, konnte aber aus den sechs Monaten Grabungsbegleitung nichts Spektakuläres vorweisen. Außerdem wurde eine handytour durch Aachen eingerichtet, der ein bekannter Name seine Stimme gibt:

„Sie möchten spontan etwas über Aachens Sehenswürdigkeiten erfahren? Greifen Sie zu Ihrem Handy - Anruf genügt ... und Kaiser Karl wird zu Ihrem persönlichen Fremdenführer - 24 Stunden am Tag! [...] Die Telefonnummer von Kaiser Karl ... 02407 - 908301“ [Prospekt].

Trotz aller Augenwischerei sind einige markante Funde zu benennen.

Der **Töpferbezirk** im Bereich Franz- und Aureliusstraße, bald zwei Kilometer im Südosten des Doms, existierte noch nicht im frühen Mittelalter; die reichen Funde setzen nicht vor 1300 ein [G. 11].

Dafür wird neuerdings rund 800 m nördlich des Doms der frühmittelalterliche **vicus** Aachen verortet, bei dem die Fundlage zwar interessant, doch eher dünn ist:

„Die zahlreichen spätantiken, jüngermerowinger- und karolingerzeitlichen Funde aus einem stellenweise noch in Zentimeterstärke vorhandenen dunkelgrau-humosen Horizont, der dem anstehenden Auelehm im Bereich der mit dem Bagger z.T. bis auf den gewachsenen Boden abgeschobenen nordwestlichen Umfahrt der Baugrube unmittelbar auflag, geben allerdings Hinweise auf eine im Untersuchungsbereich vielleicht noch in Resten erhaltene spätantik-frühmittelalterliche ‚Schwarze Schicht‘“ [G. 33].

„Diese gelegentlich nur wenige Zentimeter starken, ‚unscheinbaren‘ dunkelhumosen Schichten (‚Black Layer‘, ‚Dark Earth‘)“ [ebd.] treten uns in vielen Siedlungen zwischen Spätantike und Mittelalter entgegen. Sie sind uns auch in einer der wenigen Stratigraphien Regensburgs begegnet [Illig/Anwander 486, 490]. Wir werden sie auch in Köln antreffen und dort auf sie eingehen (s.u.). In Aachen liegt diese ausgesprochen dünne Schicht fast direkt über dem

anstehenden Auelehm, andererseits wird die geringe Tiefe der frühmittelalterlichen Schichten bedauert [ebd.], so dass der Fundhorizont insgesamt sehr dürrtig sein muss. Siedlungsaktivitäten des 5. bis früheren 7. Jhs. sind dort nicht nachzuweisen, die Wiederaufnahme der Siedlungstätigkeit vielleicht noch im 7. Jh. wird als „hypothetisch“ bezeichnet [G. 34].

„Vielleicht dem karolingerzeitlichen, genauso gut aber dem hoch- bis spätmittelalterlichen Fundniederschlag der Pontstraße zuzurechnen“ wären Überreste von **Bleiverglasungen** [G. 40 f.]. Diese dramatisch schwankende Zuweisung ist ein neuerlicher Versuch, möglichst bemaltes, in Blei gefasstes Fensterglas aus der Zeit ab 1000 zurück in die Zeit um 860 zu verlegen [vgl. Illig 1996, 74]. Dergestalt soll ausgerechnet der vicus, also der Dorfbezirk Aachen untermauert werden, „für den archäologische Belege bislang aber gänzlich fehlten“ [G. 43; vgl. Keller 57]. Bauernhäuser mit Fensterglas?

Nun ist man sogar bereit, dort – immerhin „Pont“-Straße – eine 8 m breite, undatierte Pfostenstellung als karolingische Landebrücke oder Schiffslände am Johannisbach anzusprechen, weil der Anonymus des *Karlsepos* um 800 schrieb, es wäre in Aachen ein **Hafen** gegraben worden [G. 45 f.]. Dabei würde als Erklärung eine befestigte Straße durch die pfalznahen Sümpfe Aachens [vgl. G. 49] ausreichen.

Sehr interessant ist die Entwicklung am sog. **Torbau der Pfalz**. Er ist in allen Rekonstruktionen der Pfalz eingezeichnet, obwohl dies archäologisch unhaltbar ist. Als erster sprach Erich SCHMIDT-WÖPKE von einer „Toranlage“, eingezeichnet auf dem Gesamtplan seiner Ausgrabungen von 1910 bis 1914, die aber nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr publiziert worden sind [G. 56]. Felix KREUSCH beobachtete in seiner Grabung von 1959 bis 1961, dass in der vermeintlichen Tordurchfahrt noch Mauerwerk bis zu einer Höhe von 1 m stand, was ihn aber nicht hinderte, weiter von einem Torbau zu sprechen, verführt wohl durch den St. Galler Idealplan [G. 59, 56].

Tatsächlich ist es kein Torbau, wahrscheinlich auch kein Wohnbau für den großen Karl, sondern ein vermutlich mehrgeschossiger, turmartiger Bau, dem wegen der fehlenden Ummauerung der Pfalz eine zentrale Schutzfunktion zugewiesen werden soll. Deren Leistungsfähigkeit hätten allerdings frühestens 880 die Normannen prüfen können [G. 71]. Nachdem das Ensemble aus Pfalzkapelle, Atrium, Portikus samt 'Mittelbau' und Aula keineswegs einheitlich wirkt [vgl. Datierungsprobleme G. 62], wobei die gewichtigen Mörtelbefunde des 'Mittelbaus' [G. 64-70] noch zu würdigen sind, und V. FRIEDRICH die Darstellung der Pfalzkapelle plausibel als „Aula“ deuten kann (vgl. S. 426 ff.), muss Aachen – aller barbarischen Baggerei zum Trotz – mit einer deutlich veränderten Pfalzrekonstruktion rechnen.

Hamburger Nüchternheit

Vor aller Öffentlichkeit begann die Grabung am Hamburger Domplatz im Juni 2005. Die direkt gegenüber am Speersort domizilierende Redaktion der *Zeit* berichtet seitdem mit aktuellen Bildern aus ihrer Videokamera und mit dem Tagebuch der Hammaburggrabung. Inzwischen macht sich bei den kommentierenden Mitlesern Misstrauen breit. Die Protokolle lesen sich so öde, wie alltägliche Arbeiten nun einmal sind. Spektakuläre Funde wollen sich nicht einstellen: Ein am 3.5.06 gefundener slawischer Schläfenring des 13. Jhs. ist für Wochen 'der Knüller'. Ansonsten werden nur viele Pfosten und viele zusammengewürfelte Knochen gefunden. Die erste Einzelbestattung wurde am 14.2. geborgen, ohne sonstige Ergebnisse von Belang zu liefern. Einmal teilte der Grabungsleiter mit, man sei an dem Doppelkreisgraben des 9. Jhs. 'dran', doch der ist seit den Grabungen der 80er Jahre bekannt. Auf die Hammaburg kann noch bis Jahresende gehofft werden, dann ist Grabungsschluss. Es zeichnet sich ab, dass es bei dem vier Jahre alten Restümee des Archäologen Busch bleibt: Die karolingische Hammaburg, die historische Keimzelle Hamburgs, „ist uns archäologisch abhanden gekommen“ [vgl. Illig 2002, 399].

Kölns Riesengrabung

Köln hat, was seine spätantik-frühmittelalterliche Vergangenheit angeht, sprunghafte Entwicklungen hinter sich.

„Die frühgeschichtliche Geschichte der **Colonia** wird von den Schriftquellen kaum erhellt, und auch die archäologischen Funde haben lange Zeit wenig beigetragen, weshalb man auch von den ‚dark ages‘ spricht. Aus dem antiken Stadtgebiet lagen gerade einmal eine Hand voll Kleinfunde, darunter Keramik- oder Glasscherben, Metallfunde und Münzen vor. [...] Bis in die 1980er Jahre glaubten viele Historiker und Archäologen, dass Köln im frühen Mittelalter eine verlassene Ruinenlandschaft war, eine Geisterstadt, durch die bestenfalls Schweine und andere Kleintiere liefen, die den vor den Toren der Stadt auf ihren Höfen lebenden Franken gehörten. [...] Die Ausgrabungen, die 1996 bis 1998 auf dem Kölner Heumarkt unternommen wurden, zeigen, dass diese Vermutung fehlging: Köln war im frühen Mittelalter eine florierende Siedlungsgemeinschaft urbaner Prägung, in der Handwerk und Handel vielfältig agierten. [...] Zahlreiche Abfall- und Siedlungsgruben und vereinzelte Architekturreste des 9./10. Jahrhunderts zeigen, dass der Osten der antiken Stadt auf einer Fläche von bis zu 40 Hektar von mehreren tausend Menschen besiedelt war“ [Dietmar/Trier 117].

Abgesehen davon, dass der Bischof durchgehend in den Ruinen gehaust haben soll [vgl. Illig 1996, 156], hatte der Chefausgräber vom Heumarkt, Hans-

gerd HELLENKEMPER, darüber geklagt, dass die Karolinger das Römische wie das Fränkische „regelrecht recycelt hätten“ [vgl. Illig 1997, 663]. Drei Jahre später präsentierte er überraschende Befunde von dem 6.000 m² messenden Grabungsgebiet. Denn das östliche Vorgelände der Stadt samt der Rheininsel war nicht erst im 10., sondern bereits im 4. Jh. in die Stadt einbezogen worden. Das Frühmittelalter präsentierte sich dort als die schon genannte 'schwarze Erde', als 20 bis 60 cm starkes Sediment.

„Eine solche Erde entsteht unter anderem durch eine gegenüber der römischen Zeit veränderte Bautradition mit vorwiegend organischen Baustoffen (Holz, Zweige, Stroh und anderem), durch eine Mischung von wilder Vegetation („Unkraut“), Abfällen, Dung, aus vielfältigen Verunreinigungen und Umschichtungen. Die ‚schwarze Schicht‘ auf dem Heumarkt griff in den spätrömischen Siedlungshorizont ein; spätrömische und frühmittelalterliche Funde, insbesondere Gefäßkeramik, haben sich hier vielfach unentwerrbar gemischt. Die fortwährende Umschichtung dieses Bodens machte eine archäologische Untersuchung besonders schwierig und aufwendig. Kaum wahrnehmbare Spuren von Abfall- (und Vorrats-)Gruben, von eingegrabenen und vermoderten oder gezogenen Holzpfosten zeigen die Geländedenutzung als Wohnareal. Sieben charakteristische rechteckige Gruben mit regelmäßig angeordneten Pfosten - typische frühmittelalterliche, halb unterirdische Grubenhäuser - wurden als Vorrats- und Werkstattbauten genutzt“ [Hellenkemper in *Fundort* 358].

In dieser Erdschicht fand sich eine unbestimmte Anzahl an Rechteckhäusern mit Fachwerkwänden, die in Reihen von Ost nach West gerichtet waren, aber 957 abgerissen und durch eine Marktfläche ersetzt wurden. Die Frage stellt sich, wer diese Erdschicht dermaßen umgeschichtet und unentwerrbar gemischt hat. Wenn wir bedenken, dass andernorts mächtige Aufschüttungen Antike und Mittelalter trennen – etwa auf der Piazza del Comune in Assisi –, so ist noch die Frage zu beantworten, ob es sich hier um einen katastrophischen Schnitt handelt.

Dem Chefausgräber waren die wegen des Recyclings fraglichen Befunde so rätselhaft, dass er den nächsten U-Bahn-Bau in der Altstadt zur wissenschaftlichen Herausforderung erklärte:

„Diese Untersuchungen werden sich auf die ‚Dunklen Jahrhunderte‘, d.h. auf die 2. Hälfte des 1. Jahrtausends der Stadtgeschichte konzentrieren“ [Hellenkemper in *Fundort*, 52; vgl. Illig 2000, 286].

Im Februar 2005 war es dann soweit: Weil 4 km U-Bahn-Trasse die Altstadt durchschneiden sollen, dürfen rund 100 Archäologen auf 30.000 m² den Baggern bis in 13 m Tiefe folgen oder auch vorausseilen und über 100.000 m³ an Aushub sichten [Spreckelsen], der an den in offenen Gruben zu errichtenden

Haltepunkten anfallen wird. Die U-Bahn-Trasse folgt vom Hauptbahnhof her dem einstigen Rheinarm. Der Bahnhof *Kurt-Hackenberg-Platz* tangiert direkt die römische Mauer, die einst direkt an diesem Flussarm stand. Der Bahnhof *Rathaus* liegt unterhalb desselben, mitten im einstigen Flussbett. Der dritte zum Römerlager gehörige Bahnhof wird *Heumarkt* heißen, müsste aber „Kapitol“ benannt werden, liegt er doch dicht beim einstigen Kapitol und bei St. Maria im Kapitol; die Baugrube wird sowohl den römischen *Cardo maximus* wie die Mauer berühren. In der südlichen Stadterweiterung liegt der Mehrzweckschacht auf dem *Waidmarkt*; auf der Römerstraße nach Bonn schließlich der Bahnhof *Severinstraße*.

Bis 2009 soll das „gigantische Ausgrabungsprojekt“, diese „Mega-Grabung“ laufen, die etwa zwanzig Mal so umfangreich „wie Innenstadt-Grabungen in Deutschland üblicherweise“ sein wird [wissenschaft]. Für derartige Grabungen gibt es auch Pflichtenhefte, glauben doch die Forscher dank langer Vorarbeiten ziemlich genau zu wissen, was sie finden werden. Fast ein solches Pflichtenheft haben Carl DIETMAR und Marcus TRIER [2006] vorgelegt. Hier wird der Leser über den bisherigen Befund wie darüber informiert, was der Boden freigeben wird. Ziemlich klar sind die Hoffnungen, was die Römer angeht, weshalb der Titel allein auf sie abstellt: *Mit der U-Bahn in die Römerzeit*. Es gibt aber auch eine kleine Hoffnung für die Vorzeit [Dietmar/Trier 27, 161] und für das frühe Mittelalter. Seitdem bekannt ist, dass der Streifen zwischen Römermauer und Rheininsel schon zu Zeiten der Römer trockenfiel und besiedelt wurde, sind sie sogar gestiegen, schließlich konzentrierte sich das Leben des frühen Mittelalters in Mainz oder Andernach auch auf den Uferstreifen [ebd., 47]. In Köln lassen Abfallgruben und Latrinen zugehörige Häuser erwarten, die bislang fehlen. „Vielleicht wurden bei den schwierigen Ausgrabungsumständen die Überreste der fragilen karolingischen Häuser nicht erkannt“ [ebd., 47]. Es ist immer wieder eine *crux*, dass die Untertanen des durchaus robusten Großkarls derart fragil gebaut haben. So erklärt sich vielleicht auch folgender Hinweis:

„Auch auf dem Alter Markt fand man an einer nicht bezeichneten Stelle im Jahre 1924 bei Kanalarbeiten in 4 Meter Tiefe eine gelbtonige, stempelverzierte Keramikscherbe, die als karolingisch datiert wird“ [ebd., 71].

So wertvoll war für Köln vor der Heumarkt-Grabung – auf sie bezieht sich das „auch“ – ein möglicher Karolingerfund nicht mehr lokalisierbarer Herkunft. Nahe dem Heumarkt wird neuerlich gegraben: Nach der Tiefgarage wird nun ein U-Bahn-Bahnhof ausgeschachtet. Dann kann sich bestätigen, was da alles zum Vorschein kam: neben den Häusern hochwertige Produkte des Kunstgewerbes und Fernhandels Güter, wobei bekannt ist, dass diese Häuser nach 957 beseitigt worden sind, also auch zur Gänze dem 10. Jh. angehören können. Dafür spricht ein weiteres Indiz:

„Folgen der schriftlich überlieferten Normannenzüge des Winters 881/882 lassen sich hier, wie auch an anderen Stellen im Stadtgebiet, nicht erkennen. Die Auswirkungen des Überfalls der Wikinger auf die Entwicklung Kölns wurden wohl lange Zeit überschätzt“ [ebd., 71].

Das lässt sich unterstreichen, wobei wir von maßlos überschätzt sprächen, weil sie niemals stattgefunden haben. Doch darüber werden wir in einiger Zeit deutlich mehr wissen. HELLENKEMPER hat nun alle Möglichkeiten, auch die des Scheiterns.

Literatur

- Dietmar, Carl / Trier, Marcus (?2006): Mit der U-Bahn in die Römerzeit. Ein Handbuch zu den archäologischen Ausgrabungsstätten rund um den Bau der Nord-Süd Stadtbahn; Köln
- Fundort = *Fundort Nordrhein-Westfalen. Millionen Jahre Geschichte* (Ausstellungskatalog, Redaktion Joachim von Freeden; 2000); Mainz mit den beiden Artikel von Hansgerd Hellenkemper: Archäologie in Köln, 47-57, und: Der Heumarkt in Köln - Ein ungewöhnliches Ausgrabungsunternehmen, 351-360
- Giertz, Wolfram (2006): Zur Archäologie von Pfalz, vicus und Töpferbezirk Franzstraße in Aachen. Notbergungen und Untersuchungen der Jahre 2003 bis 2005; in: *Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins* (Hg. Kraus, Thomas / Papst, Klaus) Bd. 107/108, Jg. 2005/06, S. 7-90; Aachen
- Hautermans, Heiner (2005): „Im Zweifel mit dem Pinsel, nicht mit dem Schaufelchen“. Stadt hat die Einstellung zur Archäologie geändert. Riesenandrang; in: *Aachener Nachrichten*, 26. 10. 05
- Illig, Heribert (2005): Die Meistersinger von Deutschland. 10 Jahre Karlsverwerfungen und -debatten; in: *Zeiten sprünge* = ZS 17 (3) 681-700
- (2002): Zwischen Hamburg und der Jahreslänge; in: ZS 14 (2) 393-400
 - (2000): Siedlungsarchäologie und chronikale Schwächen; in: ZS 12 (2) 281-295
 - (1997): Aachens Pfalzkapelle gerät in Bewegung; in: ZS 9 (4) 657-666
 - (¹1996): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf (alle 19 Auflagen seitenidentisch)
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit; Gräffelfing
- Keller, Christoph (2004): Archäologische Forschungen in Aachen. Katalog der Fundstellen in der Innenstadt und Burtscheid; Mainz
- Prospekt = Aachen erleben! handytour mit stadplan; CASA digital gmbH
www.handytour.com
- Spreckelsen, Tilman (2006): Chronik einer kontrollierten Zerstörung; in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 9.7.06
- wissenschaft = Stadtarchäologie. Gigantisches Ausgrabungsprojekt in Köln; in: *spektrumdirekt*, vom 16.2.05 www.wissenschaft-online.de/abo/ticker/773624

Wasserspeier und andere Monster

Eine Sammelrezension von Franz Siepe

- Binding, Günther (2006): *Als die Kathedralen in den Himmel wuchsen. Bauen im Mittelalter*, Primus, Darmstadt, 136 S. mit 102 meist farb. Abb.
- Müller, Ulrich / Wunderlich, Werner (Hg.) (1998): *Dämonen, Monster, Fabelwesen, Mittelaltermythen 2*, UVK Verlagsgesellschaft mbH, Konstanz, 672 S., (zit. als **DMF**)
- Schymiczek, Regina E. G. (2004): „Über deine Mauern, Jerusalem, habe ich Wächter bestellt ...“. *Zur Entwicklung der Wasserspeierformen am Kölner Dom*, Peter Lang, Frankfurt/Main (zugl.: Bochum, Univ., Diss., 2003), 264 S. mit zahlreichen s/w-Abb., (zit. als **S 1**)
- Schymiczek, Regina E. G. (2006): *Höllensbrut und Himmelswächter. Mittelalterliche Wasserspeier an Kirchen und Kathedralen*, Schnell u. Steiner, Regensburg, 136 S., 106 Farb-, 3 s/w-Abb., (zit. als **S 2**)

Fraglos gehören die Wasserspeier, die man, wenn man genau hinsieht, hoch oben an gotischen Kirchen und Kathedralen erblicken kann, zu jenen „unfrommen Dingen“ [Siepe 72], über die ich den Lesern dieser Zeitschrift vor acht Jahren schon einmal einige Gedanken unterbreitet habe und vor denen auch der Herausgeber – anlässlich des Züricher Jahrestreffens 2005 – im Kreuzgang des Großmünsters fragend dastand [Illig 261].

Zumeist handelt es sich bei den Wasserspeiern, die in der Gotik am Äußeren von Gotteshäusern aufkamen, um groteske und monströse Tiergestalten, mitunter auch Menschengestalten, mit geöffnetem Mund, aus denen das in einem ausgeklügelten System aufgefangene Regenwasser so nach unten abgeleitet wird, dass das Strebewerk und die Außenwände des Sakralbaus mit ihrem reichen und kostbaren Ornament- und Figureschmuck geschützt bleiben. Dabei griffen die mittelalterlichen Baumeister auf die Grundidee der antiken Architekten zurück, die unter dem Dach ihrer Tempel Wasserspeier – in aller Regel in Form von Löwenköpfen – anbrachten.

Nun ist es keineswegs unbedeutend, dass diesem Bauornament wohl schon in der Antike eine Wächterfunktion, eine apotropäische (Unheil abwendende) Wirkung, beigemessen wurde [Mertens-Horn 17 f.], so wie es allem Anschein nach auch germanischer Brauch war, Tierköpfe und -masken im Bereich zwischen Baukörper und Dach zu applizieren, um das Eindringen von Gefährlichem und Bösem abzuwehren [von Blankenburg 119]. Ob und inwiefern auch den etruskischen und altägyptischen Wasserspeiern [DMF 127] apotropäische Kraft zuerkannt wurde, entzieht sich meiner Kenntnis.

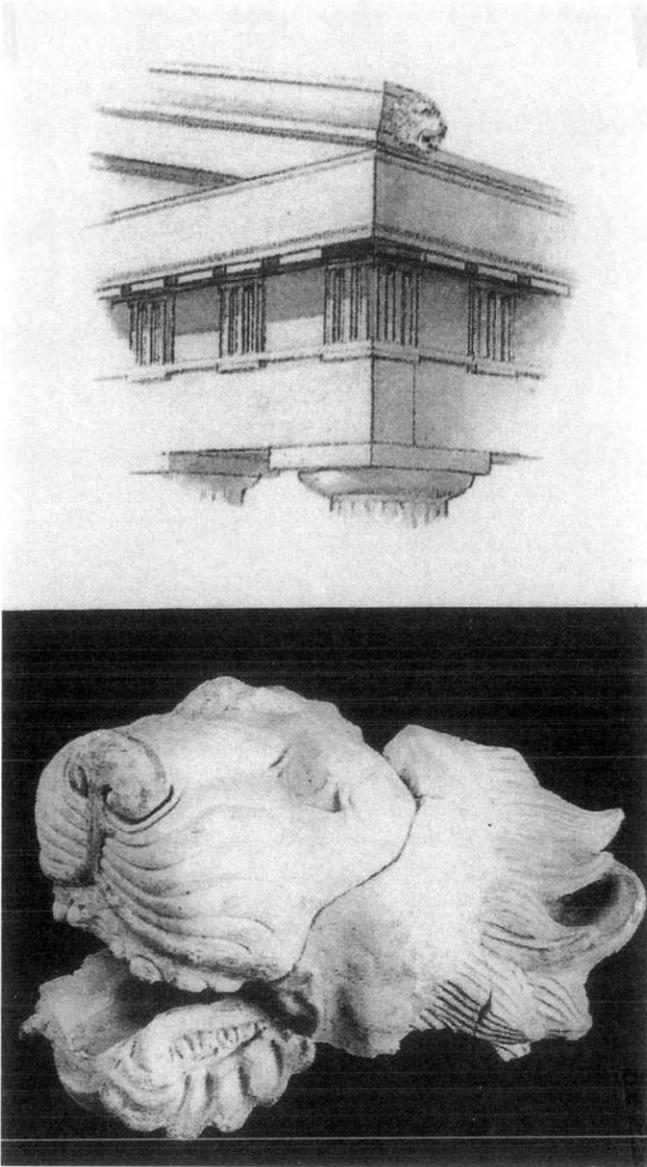


Abb. 1, 2: Griechische Löwenkopf-Wasserspeier [Ausstellungskatalog 511; Connolly/Dodge 72].

Immerhin ist festzuhalten, dass das Auftreten zoomorpher und/oder grotesker Bauplastik an der Gebäudeaußenseite und dort in apotropäischer Absicht vor allem unter dem Dach nicht als exklusiv gotische Bilderfindung angesehen werden darf, sodass der Hauptthese von Regina E. G. SCHYMICZEK, deren zwei o. g. Bücher den Anlass zu dieser Rezension gegeben haben, mit Vorsicht zu begegnen ist. Bereits der Titel ihrer Dissertationsschrift, in der sie sämtliche Wasserspeier des Kölner Doms katalogisiert, abbildet und interpretatorisch erfasst, gibt Aufschluss über ihre Deutungslinie: Das Wort „Über deine Mauern, Jerusalem, habe ich Wächter bestellt ...“ ist alttestamentlich [Jesaia 62,6] und gibt nach Ansicht der Autorin das ikonographische Programm der Kölner Wasserspeier vor, wobei impliziert ist, dass die Architektur der gotischen Kathedralen als Allegorie des „Himmlischen Jerusalems“ konzipiert gewesen sei. Die Autorin resümiert den Ertrag ihrer Studien am Kölner Dom mit seinen derzeit 108 Wasserspeiern, die in den Jahrhunderten seit Baubeginn (1248) entstanden sind, im Hinblick auf die ursprüngliche Bestimmung der fremdartigen Skulpturen [S 1, 233]:

„Mit ihrer Positionierung in der Dachzone erfüllen die Speier, abgesehen von ihrer wasserableitenden Funktion, also noch zwei weitere Aufgaben. Mit ihrer Dämonengestalt und ihrer Platzierung am Außenbau der Kirche veranschaulichen sie die Worte der Johannes-Offenbarung [2,27] über das Himmlische Jerusalem, dessen irdisches [sic; F.S.] imago der gotische Kirchenbau ist: ‚Aber nimmer wird irgendetwas Unreines in sie eingehen.‘ Gleichzeitig dienen sie als Apotropaika dem Schutz des Gebäudes vor Dämonen, gemäß dem Grundsatz *similia similibus curantur*.“

Neben diesen drei Funktionen: Wasserableitung, Veranschaulichung der Johanneischen Apokalypse und Dämonenabwehr, erkennt SCHYMICZEK als weitere Funktion die der „Abwehrgung lokaler Ängste der Zeit“ [S 1, 235]. So erinnerten einige Figuren wie die – auch andernorts einst populäre – „Juden-sau“ oder etwa eine als „Lorbeerträger“ bezeichnete fremdartige Männerfigur an spezifisch kölnische Ereignisse (Auseinandersetzung mit den Juden der Stadt bzw. die römische Vergangenheit Kölns) und dienten dazu, solche lokalen Erfahrungen mit einem „visuellen sozialen Kommentar“ zu versehen und zu „verarbeiten“ [S 1, 234].

Insgesamt aber stellt die Autorin fest, dass an der Kölner Kathedrale in der Mehrzahl die üblichen Wasserspeiermotive vorherrschen, als da sind: Hunde und/oder Wölfe, Ziegenböcke und/oder Widder sowie Drachen, Stiere, Schweine und Affen. In der Minderzahl sind menschengestaltige Wesen wie „Bartweiser“ oder „Halsgreifer“. Das weibliche Geschlecht am Kölner Dom ist in Gestalt zweier Hexen-Speier präsent.

Soweit also in groben Zügen die hauptsächlichen Resultate der Untersuchungen SCHYMICZEKS, die, was die Dokumentations- und Katalogisierungs-

leistung anlangt, gewiss beachtlich sind. Naturgemäß hat die im Peter-Lang-Verlag erschienene Dissertationsschrift nicht den Anspruch, den bibliophilen Ästheten zu begeistern; und so war es ein guter Gedanke des Schnell-und-Steiner-Verlags, einen schönen Bildband zu produzieren, in dem die Fotografien der Kölner Monster um weitere (u. a. vom Regensburger Dom, vom Freiburger Münster und vom Magdeburger Dom) ergänzt werden. Der knappe Textteil dieses Buches fußt auf der Dissertation, sodass mit diesen beiden Publikationen erstmals eine gründliche Aufarbeitung von Wasserspeiern in Deutschland vorliegt. Allerdings konnte deshalb keine systematische Vollständigkeit erzielt werden, weil das eigentliche Forschungsfeld auf den Kölner Dom beschränkt bleibt.

So verdienstvoll SCHYMICZEKS Initiative ist – vielleicht folgt ja bald einmal ein größeres Forschungsprojekt zu mittelalterlichen Wasserspeiern in Europa – und so sehr sie die „Hermeneutikdiskussion“ [S 1, 22] beleben mag, so wenig überzeugt ihre Deutung des Phänomens. Dies ist bereits in der Vorentscheidung begründet, das gesamte Bauprogramm der gotischen Kathedralen in der Nachfolge Hans SEDLMAYRS und Otto von SIMSONS als Allegoresen des Himmlichen Jerusalems zu verstehen; – eine Annahme, der jedoch gute Gründe entgegenstehen [Markschies, 64, FN 235].

Zum Studium der handwerklich-praktischen und organisatorischen Seite des Kathedralenbaus jenseits aller theologisch-ikonologischen Höhenflüge sei der Band des Kölner Kunsthistorikers Günther BINDING ans Herz gelegt, der auf eine Menge mittelalterlicher Quellen zurückgreift und reiches Anschauungsmaterial präsentiert; so z. B. auch eine Reihe von Zeichnungen aus dem Musterbuch des Villard de Honnecourt. Eine davon skizziert den Westturm der Kathedrale von Laon mit den berühmten Ochsen, von denen niemand weiß, warum und wozu sie da sind.

Aus der Hypothese nun, als figurierte „Höllensbrut“ hätten die Wasserspeier die hienieden aus Stein und Glas errichtete Himmelsstadt zu bewachen, ergibt sich für SCHYMICZEK die Folgerung, in derart ulkig-niedlichen und prima vista harmlosen Geschöpfen wie dem Freiburger Phantasietier (Titelbild) oder dem Kölner „Schlappohrengreifen“ (Abb. 4) habe man im Mittelalter furchterregende Dämonen gesehen, welche die Kraft hatten, das monumentale Bauwerk vor dem immer drohenden Einfall des Bösen zu schützen.

Am Beispiel des Greifen lässt sich gut exemplifizieren, wie SCHYMICZEK ihre Monster-Hermeneutik in das Prokrustesbett ihrer Deutungsprämissen spannt, indem sie über die – dem Mischwesen aus Löwe und Adler völlig wesensfremden – Schlappohren ausführt [S 1, 85]: „Der Wasserspeier wurde durch dieses Attribut eindeutig der Erhabenheit beraubt und dem dämonischen Reich zugeordnet.“

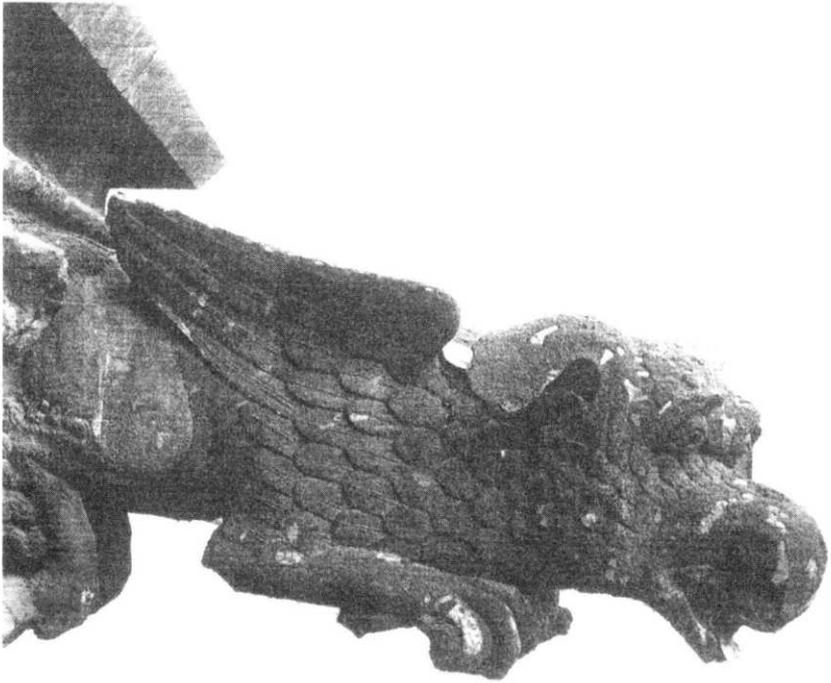
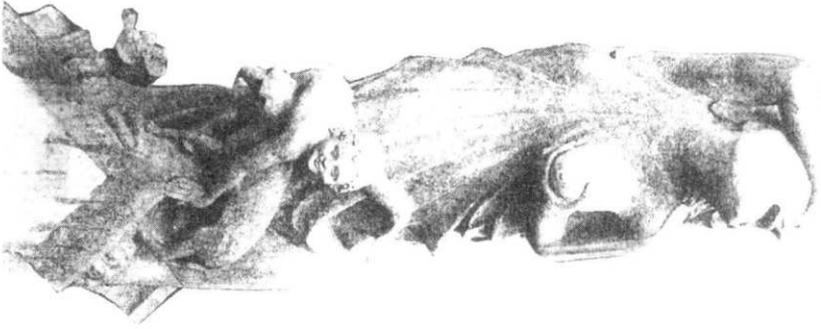


Abb. 3: Köln, Hexe II, um 1926, Kopie von Hexe I [S2, 95, 88]

Abb. 4: Köln, „Schlappohrgreif“, 1968, Kopie nach mittelalterlichem Vorbild

Wer nun nicht unbedingt willens ist, Schlappohren als Signum des Dämonischen und deswegen Dämonenerschreckenden gelten zu lassen, und sich ernsthaft auf das Thema „Dämonen, Monster und Fabelwesen“ einlassen möchte, dem sei angeraten, sich das handfeste und grundsolide, von Ulrich MÜLLER und Werner WUNDERLICH herausgegebene Opus (2. Band der 7-teiligen Reihe Mittelaltermythen) als Leitfaden zuzulegen. Hier sind Fachleute am Werk, die 40 Beiträge zu fremden, wunderlichen und außeralltäglichen Erscheinungen der mittelalterlichen Lebens-, Erfahrungs- und Vorstellungswelt liefern.

Das fängt an beim „Antichrist“ und endet beim „Zwerg“. Will man die Bedeutungsgeschichte des Basilisken kennen lernen, wird man ebenso gut bedient wie dann, wenn man etwas über Greifen (allerdings schlappohrenlos), Kobolde und Lilith erfahren möchte. Medusa und die Midgardschlange, Satan und Sirene, Wilde Frauen, Wilde Jagd und Wilde Männer ... ein ebenso gelehrtes wie faszinierendes Kompendium zum Lesen wie zum Nachschlagen. Der wissenschaftliche Apparat ist selbstverständlich bei einem Werk dieses Ranges comme il faut und auf ziemlich neuem Forschungsstand.

Explizit mit dem Thema Wasserspeier befassen sich zwei Aufsätze: der erste von Peter DINZELBACHER (*Monster und Dämonen am Kirchenbau*), der zweite von Albrecht CLASSEN (*Gargoyles – Wasserspeier. Phantasieprodukte des Mittelalters und der Moderne*). Angesichts der vielen divergierenden Ansichten über Sinn und Bedeutung der fraglichen „Marginalkunst“ entschließt sich CLASSEN zu einem recht zurückhaltenden Resümee [DMF 132]:

„Die Wasserspeier, so grotesk und obszön sie oftmals wirken mögen, bildeten einen integralen Bestandteil der gotischen Architektur. Sie waren künstlerischer Ausdruck und phantasievolle Verkörperung für eine breite Skala von Empfindungen und Gefühlen – auch bei den Betrachtern. Ungeachtet der individuellen Erklärungen, welche Funktion man diesen Skulpturen letztlich zuschreiben möchte, entscheidend bleibt für unser Verständnis, daß sie im Auftrag der Kirche an allen architektonisch erdenklichen und bautechnisch funktionalen Stellen der Kathedralen oder anderen Kirchengebäuden angebracht wurden und somit stets im Kontext des kirchlichen Lebens gesehen werden müssen.“

Ebenfalls DINZELBACHER gibt sich ratlos bis resignativ, wenn er folgendes Fazit zieht [DMF 121]:

„Es gibt keinen Schlüssel, der uns die ganze Welt der Dämonen und Monster öffnen würde, und auf viele unserer Fragen hätte wohl auch kein Bauherr und Bildhauer jener Zeit eine Antwort gehabt.“

Immerhin ist DINZELBACHERS Text insofern hervorhebenswert, als er die vielen in der Forschungslandschaft existierenden Deutungsansätze bündig in ein Fünf-Punkte-System fasst. So sei

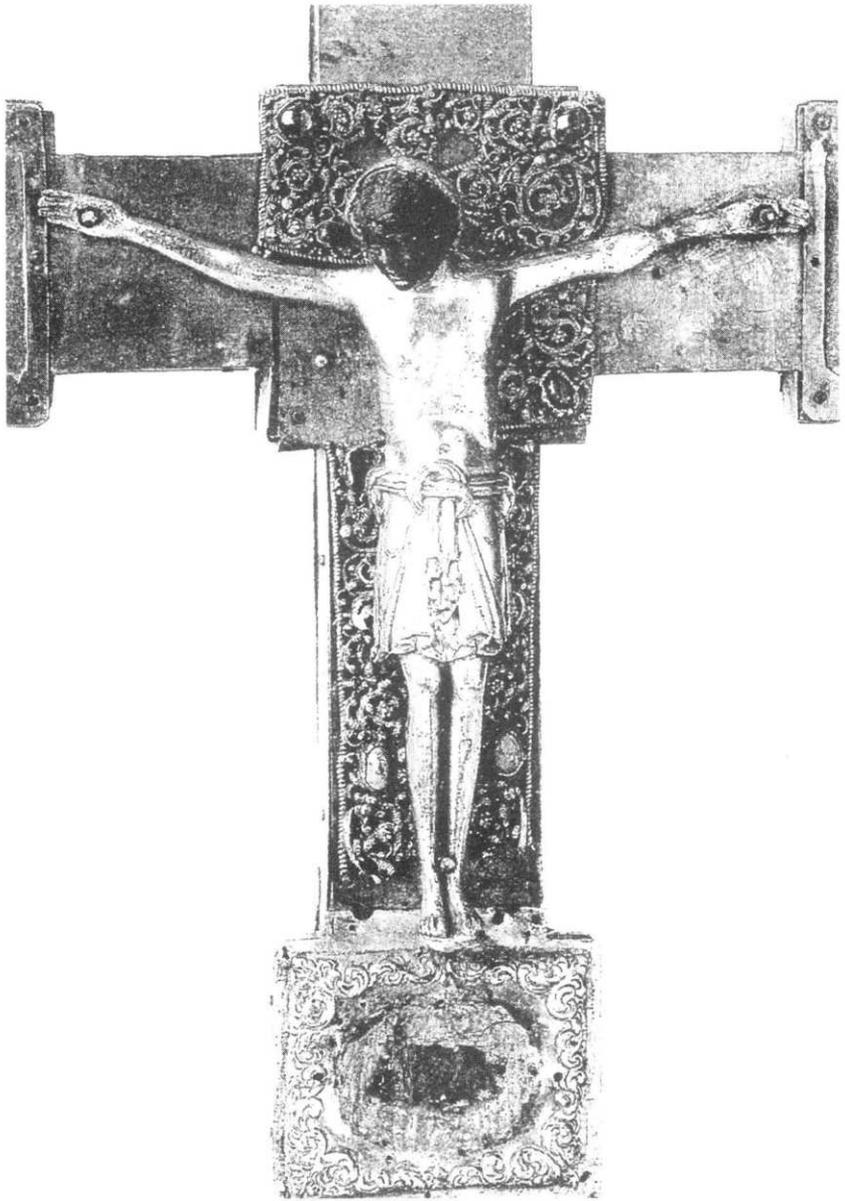


Abb. 5: Herimannkreuz, um 1050 [Foto nach Postkarte]

„die nicht auf den ersten Blick erkennbare christliche Lehre oder Wissen wiedergebende mittelalterliche Bauplastik [...]

1. bedeutungsloses Spiel der Bildhauer;
2. christliche Bild-Katechese;
3. Spiegel von Glaubensvorstellungen aus der Zeit vor der Christianisierung;
4. apotropäische Bannung;
5. Konkretisierung unbewußter Seelenvorgänge.“ [DMF 111]

DINZELBACHER, der keiner dieser Interpretationsvarianten vorbehaltlos beipflichten mag, sympathisiert aber doch mit dem Gedanken, dass sich in der Unmenge von uns unverständlichen Skulpturen an mittelalterlichen Sakralbauten vorchristliche Ideen sedimentiert haben könnten, und zwar auf Veranlassung der Kirchenleute selbst, um auf diese Weise den Anhängern älterer – germanischer oder keltischer – Glaubenstraditionen die Konversion zum Christentum „zu erleichtern“. Jedoch erledige sich, so DINZELBACHER, eine solche Argumentation, die ihre Plausibilität auf die sichtbare Ähnlichkeit zwischen paganen Kulthinterlassenschaften und fremdartiger Bauplastik stützen kann, „bezogen auf Bauten, die acht- bis neunhundert Jahre nach der Christianisierung entstanden, von selbst.“ [DMF 109]

Dem ist aber etwas entgegenzuhalten: Die Christianisierung Europas war doch kein punktuelles Ereignis, sondern ein

„Prozeß ohne Ende. Daraus ergab sich zwangsläufig für einen gewissen Zeitraum das Neben- und Ineinander von heidnischen und christlichen Formen und Überzeugungen, also das typische Bild einer Mischkultur“ [von Padberg, 217].

M. E. hat man die „unfrommen Dinge“ in und an mittelalterlichen Kirchenbauten als Zeugnisse eben einer solchen „Mischkultur“ anzusehen, wie sie sich exemplarisch und in voller Schönheit im Herimannkreuz des Erzbischöflichen Diözesanmuseums Köln dokumentiert. In diesem Glanzstück der Goldschmiedekunst des 11. Jhs. bildet ein antikes (weibliches) Lapislazuliköpfchen aus dem 1. nachchristlichen Jahrhundert das Haupt des Erlösers am Kreuz.

Wem allerdings nun, wie auch dem Rezensenten, mit DINZELBACHER der Zeitraum von „acht- bis neunhundert Jahren“ christlich-paganer Koexistenz – rein intuitiv – unwahrscheinlich lang vorkommt, der wird gerne auf die von ILLIG angebotene Möglichkeit zurückgreifen, ihn um die drei Jahrhunderte zu verkürzen. Dadurch wird die rätselhafte Existenz von Dingen wie Wasserspeiern zwar nicht restlos enträtselt, aber immerhin etwas weniger mysteriös.

Literatur

- Ausstellungskatalog Berlin/Bonn (2002): Die griechische Klassik; Mainz
- Blankenburg, Wera von (1943): Heilige und dämonische Tiere; Leipzig
- Connolly, Peter / Dodge, Hazel (1998): Die antike Stadt; Köln
- Illig, Heribert (2005): „Jenseits mancher Grenzen“; in: *ZS* XVII (2) 260-269
- Markschies, Christoph (1995): Gibt es eine „Theologie der gotischen Kathedrale“? (= Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, 1. Abhandlung); Heidelberg
- Mertens-Horn, Madeleine (1988): Die Löwenkopf-Wasserspeier des griechischen Westens im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr.; Mainz
- Padberg, Lutz E. von (1998): Die Christianisierung Europas im Mittelalter; Stuttgart
- Siepe, Franz (1998): „Heidentum und Christentum“; in: *ZS* X(1) 66-81
- Franz Siepe, 35039 Marburg, Wilhelm-Busch-Str. 2

Supervulkane

Die nächste Katastrophe kommt bestimmt

Andreas Birken

Die beunruhigenden Vorgänge im Untergrund des Yellowstone-Nationalparks in den USA haben katastrophischen Theorien neuen Auftrieb gegeben; dort droht nämlich der Ausbruch eines Supervulkans. Als Supervulkan bezeichnet man einen Vulkan mit der denkbar größten Eruption. Auf dem Vulkanexplosivitätsindex – Volcanic Explosivity Index (VEI) – haben solche Explosionen die Größe 8. Dieser Index wurde 1982 entworfen und ist so aufgebaut [Wikipedia]:

VEI	Höhe der Rauchsäule	Materialausstoß	Häufigkeit	Beispiel	Letzter Ausbruch
0	< 100 m	> 1.000 m ³	täglich	Kilauea	
1	100–1000	> 10.000 m ³	täglich	Stromboli	
2	1–5 km	> 1.000.000 m ³	wöchentlich	Galeras	
3	3–15 km	> 10.000.000 m ³	jährlich	Nevado del Ruiz	1985
4	10–25 km	> 0,1 km ³	≥ 10 Jahre	Galunggung	1822
5	> 25 km	> 1 km ³	≥ 50 Jahre	Saint Helens	1980
6	> 25 km	> 10 km ³	≥ 100 Jahre	Krakatau	1883
7	> 25 km	> 100 km ³	≥ 1.000 Jahre	Tambora	1815
8	> 25 km	> 1.000 km ³	≥ 10.000 Jahre	Toba	ca. -75000.

Es ist unmittelbar einsichtig, dass ein Vulkan, der ständig Druck ablässt, harmloser ist als einer, dessen Druck über eine lange Zeit hin ansteigt. Das zeigt schon der Vergleich der europäischen Vulkane Stromboli, Ätna und Vesuv. Die Tabelle lässt theoretisch auch einen VEI von 9 zu; ein solcher Ausbruch würde das Ende allen Lebens auf der Erde bedeuten. Aber die Kategorie 8 ist schon beängstigend genug. Ein Supervulkan – der Begriff wurde im Jahre 2000 von BBC geprägt – ist durch eine sehr große Magmakammer von bis zu 60 km Durchmesser und 10 km Tiefe gekennzeichnet, die sich in Tausenden von Jahren immer mehr mit Gas anreichert. Der Ausbruch hinterlässt keinen Vulkankegel, sondern der Erdboden stürzt nach der Explosion in die geleerte Magmakammer, um die herum ein Gesteinswall stehen bleibt – eine Caldera. Bislang wurden folgende Groß-Calderas identifiziert:

VEI:	Name	Letzter Ausbruch vor ca. ... Jahren
8	La Garita (Colorado)	27,8 Millionen
8	Bruneau-Jarbidge (Idaho)	10–12 Millionen
8	Yellowstone (Wyoming)	640.000 und 2,2 Millionen
8	Toba-See (Sumatra)	75.000
7	Kurilensee (Kamtschatka)	7.700
7	Mount Mazama (Oregon)	6.900
7	Kikai (Ryûkyû-Inseln)	6.300
7	Santorini (Kykladen)	3.600
7	Tambora (Sumbawa)	im Jahre 1815 n. Chr.
6-7	Valle Grande (New Mexico)	1,12 Millionen
6-7	Long Valley (Kalifornien)	760.000
6-7	Aso (Kyûshû)	viermal zwischen 80.000 und 300.000
6-7	Campi Flegrei (Italien)	35.000
6-7	Lake Taupo (Neuseeland)	26.500
6-7	Aira (Kyûshû)	22.000

Alle diese Ausbrüche (die Jahresangaben folgen der traditionellen Datierung) mit VEI 6–7 haben mehr Material ausgeworfen als der Tambora 1815. Der mächtigste Ausbruch überhaupt war jener der La Garita (mehr als 5.000 km³). Beim Ausbruch eines Supervulkans mit VEI 8 wird alles Leben im Umkreis von 100 km vernichtet. Aber abgesehen von Erdbeben und Tsunamis ist die schlimmste Folge des Ausbruchs die Asche, die sich in der gesamten Atmosphäre verteilt und einen vulkanischen Winter herbeiführt, in dem die Temperaturen weltweit um mehrere Grad sinken und das pflanzliche Wachstum drastisch eingeschränkt wird. Jahrelange Hungersnöte sind die Folge. Man macht die Ausbrüche der Supervulkane für mehrere globale Artensterben verantwortlich.

Der einzige solche Ausbruch, der zwar nicht in historischer, aber doch in prähistorischer Zeit stattfand, war der des Toba auf Sumatra vor ca. 75.000 Jahren. Eine der Theorien besagt, dass sich damals die heute die Welt beherrschende Subspezies *Homo sapiens sapiens* schon über große Teile der Erde ausgebreitet hatte, wobei noch ein gemeinsamer Genpool bestand. Dem Ausbruch des Toba sollen nun fast alle Menschen zum Opfer gefallen sein; nur wenige Tausend konnten an isolierten Plätzen der Tropen überleben. Aus diesen isolierten Gruppen sollen sich dann die heutigen Menschenrassen mit unterschiedlichen Genpools entwickelt haben.

In der Yellowstone-Caldera häufen sich nun die Anzeichen, dass eine neue Explosion der Kategorie VEI 8 überfällig ist und sich jederzeit in den

nächsten Tausenden von Jahren ereignen kann. Pessimisten rechnen mit bis zu fünf Milliarden Todesopfern.

Internet-Adressen zum Thema

http://de.wikipedia.org/wiki/Volcanic_Explosivity_Index

<http://de.wikipedia.org/wiki/Supervulkan>

<http://zyx.org/TOBA.html>

<http://www.huttoncommentaries.com/ECNews/ECN1.html>

Dr. Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3
A.Birken@t-online.de

Vom wissenschaftlichen Betrug und seinen zuweilen tödlichen Folgen

Gerhard Anwander

Ein Thema der *Zeitensprünge* ist die Entlarvung von Fälschungen, Verfälschungen, Erfindungen, Lügen, Mythen usw. der Geschichte. Es wird versucht herauszufinden, wer sie betrieben hat, wem sie genutzt haben und welche mitunter fatalen Folgen daraus entstanden sind. Der 'natürliche Feind' dieser Bemühungen wird – nicht immer zu Unrecht – in der entsprechenden *Mainstream-Wissenschaft* gesehen, die – aus verschiedensten Motiven heraus – kaum Interesse an dieser Art der Aufklärung hat. Der Verfasser dieses Artikels, der sich seit einiger Zeit mit Fragen der sog. gesunden Ernährung beschäftigt, möchte nun darlegen, wie es auf einem ganz anderen Feld in Sachen Wahrheitsbemühung der *Mainstream-Wissenschaft* aussieht. Als Hauptquelle der Erkenntnis dient neben dem Internet hier das empfehlenswerte Buch des *Zeitensprünge*-Lesers Udo POLLMER: *Esst endlich normal* [Pollmer 2005 = P.]. Dem Leser seien hiermit Einblicke in das Treiben des sog. medizinisch-industriellen Komplexes versprochen und als Nebeneffekt Einsichten, die der Gesundheit, der Gelassenheit und dem Geldbeutel dienlich sein können, abgesehen von einer neuen Zufriedenheit mit dem möglicherweise vorhandenen eigenen (Über-)Gewicht.

„I'm fat, and I'm lazy, (and I'm proud of it!)“ (Garfield)

So gewiss wie der Geschichtsinteressierte die Kaiserkrönung Karls des Großen im Jahr 800 zu Rom für ein Faktum ansieht, so gewiss und tief und fest ist im kollektiven Bewusstsein – zumindest der Deutschen und der Nordamerikaner – der Befund verankert (worden), dass Dicksein riskant ist: Wer dick ist, isst zu viel vom Falschen, ist kränker und stirbt früher. Ebenso so scheint gewiss, dass immer mehr Menschen immer dicker werden, insbesondere Kinder. Die Ursachen gelten ebenfalls als wissenschaftlich gesichert und nahezu trivial: Fett macht fett, und 'böse' Kohlenhydrate in Form von Pommes, Chips, Hamburgern, Eis usw. lassen den Anhängern des Extremcouchings vor der Glotze die Speckschwarte schwellen. Dieses 'Wissen' verbreiten die Medien landauf landab, ob in Film, Funk, Fernsehen, Zeitung, Illustrierte, Zeitschrift und natürlich auch im Internet, zusammen mit dem Wissen, dass uns nur eine Ernährungsumstellung hin zu 'gesunder' Ernährung und Diät dauerhaft vor dem grauenhaften Schicksal der kollektiven Verfettung wird retten können.

Nicht zu vergessen ist dabei ein sportives Bewegungsprogramm für alle, das die überflüssigen Kalorien endlich verbrennt, so dass die optisch-ästhetische 'Umweltverschmutzung', hervorgerufen durch dicke Menschen, endlich verschwindet.

Zu dick aufgetragen, könnte man meinen? POLLMER weist darauf hin, dass die Dicken eine der wenigen Menschengruppen sind, die noch uneingeschränkt kritisiert, wenn nicht diffamiert werden dürfen: Neger, Zigeuner, Kanaken usw. sind zu Recht keine korrekten Begriffe, aber man darf öffentlich jederzeit sagen, dass diese Frau oder jener Mann zu dick ist und das mit angewidertem Gesicht und sich dabei denken: diese fette Sau! Schließlich ist der/die Betreffende ja selber schuld: er/sie kann sich offensichtlich nicht beherrschen, frisst ungehemmt alles in sich hinein, wenn er/sie nicht gar der Völlerei verfallen ist, statt sich fastenmäßig zu kasteien.

Als Ideal werden Frauen propagiert, die als halbverhungerte Models die Illustrierten zieren (oder Fernsehmoderatorinnen mimen), vorwiegend lanciert von schulden Modeschöpfern, die nun mal Knabenhaftes lieben.

Das alles könnte man nun als eine Art von Gesellschaftsspiel sehen nach dem Motto: Wer nimmt wann und wie ab oder zu? Wäre da nicht z.B. der beunruhigende Befund, dass die dadurch forcierte krankhafte Magersucht bei den weiblichen Teenagern in erschreckender Weise zunimmt. In Großstädten werden bereits bis zu 30% der Mädchen dieser Gruppe als magersuchtgefährdet oder magersüchtig bezeichnet! Bis zu 20% der Magersüchtigen sterben an dieser Krankheit!

Die vormalige Ernährungsministerin KÜNAST hatte nichts besseres zu tun, als die Fetthysterie zu schüren und die Schlankheitsdiktatur zu festigen, indem sie Abnehm- und Bewegungsprogramme für Kinder und Jugendliche propagierte. (Übrigens der sicherste Weg zur Vermehrung der Anzahl dicker Kinder!)

Ja gut, könnte man sagen: Wenn das Abnehmen gesund ist und uns einen breiten Zugewinn an Gesundheit bringt, dann wird man eben ein paar Opfer, die übertrieben haben, als Kollateralschaden in Kauf nehmen müssen. Dem ist nun aber ganz und gar nicht so, wie POLLMER, basierend auf eingehenden Recherchen, darlegen kann.

So wenig es die Kaiserkrönung Karls des Großen gegeben hat, so wenig gibt es den postulierten negativen Zusammenhang zwischen Gewicht und Gesundheit, dafür diesen: Wer dicker ist als der Durchschnitt, lebt länger und ist gesünder! Wer sich darüber wundert, dass er diesen Befund noch nicht kennt, dem kann POLLMER erklären warum. Und das lief und läuft etwa so – hier an einem Beispiel erklärt – (und damit wären wir auch beim Mainstream angelangt).

Die „Allison-Methode“ und andere Betrugsempfehlungen

Da gibt es zunächst einmal die sog. (David) Allison-Methode, die man dann anwendet, wenn die ermittelten Daten sauberer Studien partout nicht mit den Erwartungen der (mehr als 25) Sponsoren übereinstimmen wollen. Dieser Herr von der (sicherlich renommierten) Columbia University belegte das angeblich höhere Sterblichkeitsrisiko von Dicken dadurch, dass er das Sterblichkeitsrisiko von – sagen wir – 70-jährigen mit 40-jährigen verglich. Dabei half ihm der Befund, dass die meisten Menschen im Laufe ihres Lebens kontinuierlich zunehmen und die älteren somit durchschnittlich deutlich schwerer sind, als die jüngeren. So kam er auf die Idee, das Alter der untersuchten Personengruppen zu ‘vergessen’, bzw. zu unterschlagen, um dann zu sagen: Dicke sterben früher als Dünne, das beweisen meine Zahlen. Korrekterweise hätte er als Trivialbefund formulieren müssen: 70-jährige sterben eher als 40-jährige! Eine nahezu nobelpreiswürdige Interpretationsmethodik für Fälscher und solche, die es werden wollen. [s. P. 186 f., 198-201]!

Dieses hilfreiche Verfahren der kreativen Auslegung unerwünschter Befunde verwendete nun die CDC im Jahre 2004 (CDC steht für *Centers for Disease Control* und bezeichnet die oberste US-Gesundheitsbehörde) mit der Aussage: Das Übergewicht tötet jährlich 400.000 Menschen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika! Da die Allison-Methode nicht ganz ausreichte, um diesen Befund abzurunden, wurden einfach die Daten unterschlagen, die nicht in das gewünschte Bild passten. Eine auch für die Politik interessante Variante: Man lasse bei den lästigen demokratischen Wahlen die Ergebnisse nur der Wahlkreise gelten, in der die Regierungspartei die Mehrheit hat. Diese und andere Manipulationen musste die CDC einräumen, nachdem eine unabhängige Untersuchungskommission die Daten überprüft hatte.

Dabei widersprechen die wahren Daten der Fetthysterie krass: Herzkrankheiten, Schlaganfall und Krebs gingen bei gleichzeitiger leichter Erhöhung des Durchschnittsgewichtes der Amerikaner von 1960 bis 2000 zurück! Der Widerruf der Interpretation erfolgte ein halbes Jahr später, wurde aber von der Presse mehr oder weniger verschwiegen. „Junk science and cultural neuroses“ hat das Paul CAMPOS (von der *University of Colorado*) genannt, den POLLMER zitiert. Frei übersetzt: Müllwissenschaft schürt kollektiven Wahn!

Dass die CDC auch anders kann, hat eine Autorin namens Katherine FLEGAL 2005 bewiesen. Erst ab deutlichem Übergewicht, also über 35 des sog. und fragwürdigen BMI (Body Mass Index; 35 hat man mit 120 kg bei 186 cm) gibt es ein leicht erhöhtes Sterberisiko, dem allerdings ein erheblich höheres Risiko bei untergewichtigen Menschen gegenübersteht. In der Gruppe der Menschen mit einem BMI unter 18,5 (z.B. 54 kg bei 170 cm Größe) gab es 34.000 Todesfälle mehr! Und – welch eine Überraschung – die

mäßig übergewichtigen (BMI 25–30) hatten ein geringeres Sterberisiko: Statt 400.000 Todesfälle *mehr* kamen in Wahrheit 86.000 *weniger* heraus!

Eine Differenz von einer knappen halben Million, und alles dank der Allison-Methode und der Unterschlagung ungewünschter Daten. „Warum lügen die alle?“ grübelt nun POLLMER zu Recht [P. 198 f.]:

„Man darf sich fragen, warum Wissenschaftler in hohen Positionen – Professoren an Universitäten oder Beamte in zentralen Gesundheitsbehörden des Staates mit den höchsten Forschungsausgaben weltweit – ihre Ergebnisse manchmal in hanebüchener Art manipulieren. Weil sie es nicht besser wissen? Weil Menschen fehlbar sind? Dagegen spricht die Tatsache, daß diese Fehler stets nur in eine Richtung weisen: die Welt ist zu fett, und das wird sie eines Tages umbringen. Deshalb sollten wir getrost nach handfesteren Gründen suchen. Schauen wir mal bei David Allison nach, dem Wissenschaftler, auf dessen Statistiktricks der »Killer No. 1«-Artikel beruht.“

Antwort: es liegt an den Forschungsgeldern, die an sich noch nicht Schlechtes bewirken müssen, aber:

„Allisons Liste von Geldgebern allerdings ist dermaßen lang, die kommerziellen Interessen dieser Firmen sind so eindeutig, daß einem die Ohren schlackern. Fast alle seine Unterstützer kommen aus der Abnehmindustrie, von den Weight Watchers (die übrigens ein börsennotiertes Unternehmen sind) bis hin zum Pharmariesen Pfizer. Es ist schwer, überhaupt ein Diätprodukt-Unternehmen oder eine an Abnehmpillen arbeitenden Arzneimittel-firma zu finden, die Allison nicht irgendwann einmal Geld zur Verfügung gestellt hat.“ [P. 199; Allison-Sponsorenliste]

Jede Firma hat ihren Abgeordneten – und dafür hat der Abgeordnete seine Firma, sinnierte einmal der Satiriker Gerhard POLT. Hat jede Firma auch ihren Professor? So lebe denn die wissenschaftliche Unabhängigkeit! „Professor“ heißt schließlich Bekenner, aber es bleibt offen, wozu er sich bekennen wird: zur Wahrheit oder zum Geld, letzteres auf Kosten von Leben und Gesundheit der Menschen. Tröstlich könnte es sein, wenn das ein Einzelfall wäre, aber:

„David Allison ist nur eines von vielen Beispielen. Er ist Teil eines Systems von Experten, die mit der Diät- und Abnehmindustrie zusammenarbeiten, die selber kommerzielle Abspeckkliniken für groß und klein betreiben, Gesundheitschecks für Gutbetuchte anbieten, Spezialpraxen für gesunde Ernährung unterhalten. Sie genehmigen sich gegenseitig ihre Forschungsanträge, begutachten sich gegenseitig ihre Studien und geben sie für Veröffentlichungen in Wissenschaftsmagazinen frei. Sie bestätigen sich gegenseitig ihre gefälschten Daten, nicken sich artig in Talkshows zu und erklären dem Publikum, daß sofort etwas geschehen muß, um die

Menschheit vor dem drohenden Untergang zu erretten. Unsere Kinder sollten uns das schließlich wert sein. Wer es wagt, hier zu widersprechen, befindet sich schnell im gesellschaftlichen Abseits.

Gegen diesen Mainstream zu rudern ist mühsam und nicht selten mit bösen Beschimpfungen und Drohungen verbunden. Judith Stern etwa, Ernährungsprofessorin an der [sicherlich renommierten] University of California in Davis, sagte anlässlich einer Anhörung der amerikanischen Arzneimittelbehörde FDA zur Zulassung einer neuen Diättablette, jeder Experte, der sich gegen diese Zulassung aussprechen würde, »sollte erschossen werden«. Sie zielte mit ihrer Äußerung auf Paul Ernsberger von der Case Western Reserve University, einen der wenigen Fachleute, die es wagten, gegen die Freigabe des Medikaments »Redux« zu argumentieren.“ [P. 201]

Es gibt also in den Vereinigten Staaten doch noch diese wahrheitsfanatischen Miesmacher, die einfach nicht positiv (ans Geschäft) denken wollen! Vermutlich war das Negativdenken dieses Experten auch die Ursache dafür, dass die zugelassene Pille ein Jahr später wieder vom Markt genommen werden musste [P. 201 f.]:

„Der Wirkstoff Dexfenfluramin hatte, wie von Ernsberger vorhergesagt, manchmal tödliche Nebenwirkungen. Die Herstellerfirma wird dieses Desaster – nach Schätzung ihrer eigenen Juristen – letztlich mehr als 20 Milliarden Dollar Schadenersatz kosten.“

Die Firma hat zum Glück genügend verdient, um auch solch eine Summe aufbringen zu können; über ihre anderen Medikamente lässt sie sich vom Patienten wieder holen.

Aber nicht nur Tote sind es, die beim 'wissenschaftlich untermauerten' Abnehmzirkus zu beklagen sind, sondern auch der Psychoterror, der gegen die sog. Dicken – je nach Definition bis zur Hälfte der Deutschen – ausgeübt wird. Schlechtes Gewissen wird erzeugt, Druck ausgeübt auf Eltern, deren Kinder angeblich zu dick sind, und selbst die andere Hälfte der Deutschen, die – nach welcher Definition auch immer – noch nicht zu dick ist, gerät ins Visier der Anti-Fett-Mafia: „Pass auf, dass Du nicht zu dick wirst, Sorge vor, mach eine Präventivdiät“ (der sicherste Weg zum Dickwerden!), futtere teure Light-Produkte, treibe intensiv Sport und hungere dabei tüchtig“ (ein 'guter' Weg zur gefährlichen Magersucht).

Die Breitenwirkung dieses konstruierten Problems ist also gigantisch; verglichen damit sind unsere Bemühungen um eine saubere Chronologie eine Marginalie (wenn auch eine spannende) und – die Strukturen sind überall ähnlich. So zitiert POLLMER einen Kenner der Szene, Jerome KASSIRER [P. 202]:

„Seine [Kassirers] im Laufe der Jahre gewonnenen Einsichten faßte er 2004 so zusammen: »Auf dem Gebiet des Übergewichts haben Ärzte stets sehr eng mit der pharmazeutischen Industrie zusammengearbeitet, vor allem Meinungsführer und hochrangige Akademiker. Diese Verquickung ging in vielen Fällen sehr weit. Sie beinhaltete Beratung, bezahlte Vorträge und Mitarbeit in Beratergremien. Und gleichzeitig haben manche dieser Personen mit derartigen finanziellen Interessenkonflikten parteiische Fachartikel zum Thema Fettleibigkeit in großen wissenschaftlichen Magazinen veröffentlicht.« Wegen der Komplizenschaft von Medizin und »big business« macht sich Kassirer ernsthaft Sorgen um die Gesundheit der US-Bürger.“

Und so geht es weiter: Oft ist es gar nicht so sehr der Druck, der ausgeübt wird, sondern der Lockruf des Geldes, und weil auch hier Geld knapp ist, wollen sich viele locken lassen und schreiben vorsorglich passende Artikel und beweisen z.B. in Untersuchungen, dass unwirksame und schädliche Produkte doch eine positive Wirkung haben, was KASSIRER veranlasste zu formulieren: »Einige Ärzte sind als Huren verschrien« [P. 203].

Mein lieber Schwan!

Ist die Hysterie in der Öffentlichkeit einmal entfacht, dann prasseln Forschungsgelder auf die Forschungsinstitute und die Industrie herab, wie man das auch an dem jüngsten Fall, der sog. Vogelgrippe beobachten kann: So hat das Friedrich-Löffler Institut, das den Virus erforscht, 60 Millionen € an Geldern zum Ausbau der Institute und zum Forschen erhalten.

Wer das für normal und vernünftig hält, sollte sich einmal fragen, warum ein Nicht-Zugvogel wie der europäische (Park-)Höckerschwan in einer Zugvogel-Unzeit (Februar), voll grippeinfiziert (oder etwa nicht?) und daher geschwächt, noch die Kraft hat, von China aus zielstrebig über Tausende von Kilometern hinweg die Insel Rügen anzufliegen, um ein paar tausend Meter Luftlinie vom Friedrich-Löffler-Institut entfernt, erfolgreich den sterbenden Schwan zu geben. Vermutlich wollten sie sich dort behandeln lassen – die klugen Tiere – und schossen nur knapp über das Ziel hinaus.

Aber es wäre vergebens gewesen: Das Institut war nur an ihren Kadavern interessiert, um dort mit einer höchst subtilen Untersuchungsmethodik festzustellen, dass in den Tieren der H5N1-Virus nachzuweisen sei! Man beachte die feinsinnige Sprachregelung: Das Virus ist immer nachgewiesen worden, aber kaum einer hat gesagt, dargelegt oder bewiesen, dass die Tiere auch daran verendet sind. Das ist ungefähr so, wie wenn die Kripo nach dem Brand eines Bauernhofes feststellt, dass die Brandursache ein 'Flachmann' gewesen sein soll, der sich im Vorratskeller befand, aber geflissentlich darüber hin-

weggeht, dass im heruntergebrannten Stadel ein geöffneter 20-Liter-Benzinkanister mit Feuerzeug zu finden war, neben einem ausgebrannten 5000-Liter-Tank mit Dieselkraftstoff.

Gern wird dabei auch übersehen, dass ein H5N1-Virus, das von Mensch zu Mensch übertragbar ist, noch gar nicht existiert. Dennoch vergibt Frau Gesundheitsministerin Ulla SCHMIDT Forschungsgelder im Hundertmillionenbereich (!) zur Entwicklung eines Impfstoffes gegen ein Phantomvirus.

Denn im Hintergrund wird Panik geschürt, indem man mögliche Grippe-tote durch H5N1 auf der Basis der normalen Grippe-toten im Winter von etwa 20.000 noch einmal hochphantasiert. Diese 20.000 werden zusammengezaubert, indem man einfach den Unterschied zwischen Winter- und Sommertodesfällen ausrechnet: Das sind dann knapp 20.000 Grippe-tote! Offizielle Statistiken hingegen sprechen von jährlichen Grippe-toten im Winter in Höhe von unter 10! Das ist aber zu wenig als Panikfutter.

Katastrophen und weltwirtschaftliche Folgen größten Ausmaßes werden dem vorgerechnet, der ob dieser angeblichen 20.000 jährlichen Grippesterbefälle in der BRD noch nicht vor Angst zittert. Hierfür wird die „spanische Grippe“ von 1918 bemüht, die einem ruhig spanisch vorkommen darf;

„In einer Bilanz in der Fachzeitschrift *Bulletin of the History of Medicine* vom Frühjahr 2002 kamen die Autoren sogar auf knapp 50 Millionen Todesopfer. Die Auswirkung der Pandemie ist damit in absoluten Zahlen mit dem Ausbruch der Pest von 1348 vergleichbar, der seinerzeit mehr als ein Drittel der europäischen Bevölkerung zum Opfer fiel. Eine Besonderheit der Spanischen Grippe war, dass ihr vor allem 20- bis 40-jährige Menschen erlagen, während Influenzaviren sonst besonders Kleinkinder und alte Menschen gefährden.“ [Span. Grippe]

In der letzten Bemerkung liegt der tote Hund begraben: Influenzaviren besiegen schwache Menschen und nicht die, die voll in Saft und Kraft stehen. Im Internet [z.B. Neue Medizin] wird dieser Befund von kritischen Gruppen damit erklärt, dass nur Geimpfte (vorwiegend Soldaten) an was auch immer gestorben sind. Schuld war danach gefushtes Impfgut – eine nicht unplausible Hypothese.

Wie es auch gewesen sein mag, das Grippemedikament Tamiflu, das heute in großem Stil international vorsorglich eingekauft wurde, scheint immerhin nicht tödlich zu wirken:

„Laut der US-Arzneimittelbehörde FDA [!] ist Tamiflu ein Placebo, das jedoch in Einzelfällen schwerste Nebenwirkungen hervorrufen kann. Produziert wird es von der Pharmafirma Roche, erfunden hat es aber die kalifornische Firma Gilead Sciences, die für jede verkaufte Verpackung Lizenzgebühren erhält.“ [Hein]

Das ist doch irgendwie tröstlich, und so nimmt man gelassener die Kunde von den verpulverten Tamiflu-Millionen hin, aber – man traut seinen Augen kaum, wenn man die Fortsetzung liest:

„Deren Vorstandschef [der Firma Gilead Sciences] war bis zu seinem Wechsel nach Washington US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld, der heute noch durch seine Aktienanteile kräftig an der Vogelgrippe mitverdient.“ [Hein]

5 Millionen \$ soll der Freiheitsverteidiger an Aktiengewinnen bisher eingestrichen haben; weitere 20 Millionen sollen noch auf ihn warten.

Den Manipulationen ausgeliefert

Die Parallelen zur Fetthysterie sind interessant: Hier wie dort wird von interessierten Kreisen per PR Harmloses zum Feind der Menschheit hochgepusht: Dicksein oder H5N1. Letzteres ist harmlos für Menschen und nicht übertragbar. Dicksein in Maßen verlängert das Leben und verbessert die Gesundheit! Dennoch wird ebenso verbissen – und wie im Falle des Dickseins erfolglos – versucht, diese Feinde zu bekämpfen, alles auf Kosten von Geld und Gesundheit der Allgemeinheit.

Als Zyniker könnte man noch einwenden, hier waltet die Hegelsche List der Vernunft: wenn die Leute durch Diäten immer dicker werden und Dickere gesünder sind und länger leben, dann hat sich der Aufwand doch gelohnt! Da werde ich aber doch lieber langsam und stetig in der Pizzeria bei Pasta und Rotwein dick, wenn es denn schon sein soll und nicht durch frusterzeugende, teure Diät!

Nun, was lernen wir daraus? Man traue dem Mainstream nicht blind und schon gar nicht dem des medizinisch-industriellen Komplexes. Es geht fast immer um viel Geld: Allein die Diät- und Abnehmindustrie setzt jährlich an die 90 Milliarden € in Europa um, und die einschlägige sog. Wissenschaft betreibt zusammen mit der Industrie – von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen – entsprechend miese Spiele. Die Bevölkerung bezahlt mit ihrem eigenen Geld dafür, dass sie vom medizinisch-industriellen Komplex manipuliert wird, bis hin zur Körperverletzung mit Todesfolge; viele merken es kaum und freuen sich dieses Gesundheitssystems. (Der zigtausend geflügelten Tiere, die durch die unsinnige Stallpflicht in ihrer Enge verendet sind, sei noch am Rande gedacht.)

Wer oder was hilft uns gegen dieses Ausgeliefertsein, wenn in verbarrikierten Labors geheimnisvoll Blutproben untersucht und Analysen gefertigt werden? Wo sind die unabhängigen Institute oder Instanzen, die redlichen Professoren und Wissenschaftler, die dieses Treiben (siehe auch die wunderbar verschwundene angeblich tödliche BSE-Gefahr) kontrollieren könnten?

Die Politiker offensichtlich nicht: Weder die 'grüne' KÜNAST noch die 'rote' SCHMIDT, noch der 'schwarze' SEEHÖFER waren und sind offensichtlich in der Lage, hier einzuschreiten. Im Gegenteil: Sie spielen mit und lassen den erstaunten Zuschauer fragen: warum? Was zwingt diese Menschen, als Volksvertretungen gegen ihre bessere Einsicht zu handeln, oder muss man mangelnde Großhirnmasse postulieren?

Ministerialbürokratien und Universitätsverwaltungen zeigen selten Rückgrat einem zu umtriebigen Politiker oder zu 'kreativen' Professor gegenüber; oder wer hat schon gehört, dass ein fauler oder fälschender Professor zur Rechenschaft gezogen wurde (s. 'unseren' Fall Protsch)? Zudem könnte die entsprechende Bürokratie schon unterwandert sein: Die Firma hat ihren Ministerialbeamten und der dafür hat eine Firma, könnte man analog zu Gerhard POLT sagen; so kostet der Lobbyist weniger, weil er auf Steuerzahlerkosten arbeitet.

Die Justiz interessiert das nicht, weil diese Art der Kriminalität leider (noch?) nicht justiziabel ist. (Immerhin werden – neuerdings verschärft – Vorstände von Aktiengesellschaften in die Mangel genommen, wenn sie inkorrekte Daten über ihre AG veröffentlichen.) Sonst könnte man einen Wissenschaftler, der seine Daten hie und da verfälscht hat, rechtzeitig stilllegen und nicht erst 30 Jahre nach dem Auftauchen der ersten Verdachtsmomente wie z.B. im Fall des Prof. Dr. rer. nat. Reiner PROTSCHE VON ZIETEN. [s. Illig 2004]. (Es ist aktuell übrigens nicht zu klären, ob und wie hoch ihm die Pensionsbezüge gekürzt wurden, oder wie die 2004 eingeleiteten strafrechtlichen Ermittlungen – wegen Unterschlagung, nicht Fälschung – aktuell stehen.)

Die Medien als sog. vierte Macht sind insbesondere in den Vereinigten Staaten im Griff Weniger, und die Diätindustrie ist Teil ihrer Anzeigenkundschaft. Das immer stärker verblödete und verblödende Fernsehen verzichtet ungern auf die eindrucksvollen Bilder der Dicken und erörtert gern zum xten mal im Frühjahr die neuesten Diäten in Talkshowrunden mit magersüchtigen Moderatorinnen, nachdem sie in der Zeit vor Weihnachten die schönsten Backrezepte mit reichlich Zucker, Fett und Mehl propagiert haben.

Es bleiben Internet, Buch und auch die *Zeitensprünge*: Hier und im Internet hole man sich die Tipps und in der Buchhandlung das richtige Buch! Die Masse wird damit nur schwer erreicht, aber vielleicht sickert doch noch etwas ins kollektive Bewusstsein. So dumm können die Leute nun doch nicht sein, dass sie sich auf Dauer mit ihrem eigenen Geld verblöden, krankreden und -machen lassen.

Epilog

Auch wenn die Fälschungen des Mainstreams und ihre Hintergründe unser Hauptthema sind und nicht Diät und Vogelgrippe, sollten wir nicht vergessen,

die Ergebnisse mitzuteilen, die der Wahrheit näher kommen, hier wie dort. Die Vogelgrippe ist, wie der ähnliche gelagerte Fall BSE, zu Recht kein Thema mehr; es ist zu hoffen, dass es dabei bleibt. Genug Geld ist verpulvert worden.

Und was ermittelte POLLMER in Sachen Diät? *Esst endlich normal* sagt er, denn alles Diätzeug ist Schwindel: Diäten erzeugen nach allen einigermaßen seriösen Studien nicht nur keine dauerhafte Gewichtsabnahme, sondern per sog. Jo-Jo-Effekt eine Zunahme. Besonders fatal wirken sich Diätversuche und bewusste Ernährung bei Kindern aus: sie werden dabei schnell dick, daher: „Lasst die Kinder essen was sie wollen!“ Die Natur hat dafür gesorgt, dass sie das Richtige wollen und wenn es Schokolade und Hamburger sind. Das einzige, was nach seriösen Untersuchungen Kinder dick macht, ist Fernsehen (als Stressauslöser durch „Miterleben“ und nicht die Kartoffelchips) und Schlafmangel.

Die Kalorienmesser- und -zählerei ist Unsinn: Bei POLLMER erfährt man, welch fragwürdiges Messgerät ein Bombenkalorimeter ist. Fett macht nicht fett; Sport nicht schlank, nur im Extremfall der Magersüchtigen, wo Stoffwechsel und Hormone suchtmäßig entgleist sind. Und – die Ernährungsapostel mögen aufheulen – es gibt keine krankmachende Ernährung, daher auch keine gesundende. Alles, was nicht direkt giftig ist, verwertet der Körper, und selbst mit manchen Giften, wie dem Alkohol, wird der Körper zumindest kurzfristig fertig; was aber keinesfalls heißen soll, Gifte in der Nahrung zu akzeptieren.

Denken Sie also über sich nach und das, was Sie manipuliert hat, wenn Sie sog. dicke Menschen (ev. angefangen bei Ihnen selbst) abfällig beurteilen – wollen. Widerstehen Sie dem diktatorischen Fettismus, der die Fettpolizei schon dazu treibt, im Stile kommunistischer oder nationalsozialistischer Aufschwungkampagnen amerikanischen Schülern eine Fettnote ins Zeugnis zu schreiben. Und wenn Ihnen eine Diät oder Ernährungsumstellung oder sonst etwas empfohlen wird, dann denken Sie auch an die vier Zeilen des Münchner Dichters Dr. Eugen ROTH (wobei wir hier unter „Doktor“ oder „Arzt“ nicht so sehr die redlich um Patientengesundheit bemühte Einzelperson sehen wollen, sondern mehr den medizinisch-industriellen Komplex in seiner Gesamtheit). Er hat vor bald 60 Jahren das feine Gleichgewicht austariert, das gefunden werden will, wenn wir das Wartezimmer einer Arztpraxis betreten:

Gleichgewicht

Was bringt den Doktor um sein Brot?

a) die Gesundheit, b) der Tod.

Drum hält der Arzt, auf daß er lebe,

Uns zwischen beiden in der Schweben.

Zitierte Literatur

Allison-Sponsorenliste:

http://www.consumerfreedom.com/article_detail.cfm?article=163

Hein, Thomas:

<http://www.gerhard-wisnewski.de/modules.php?name=News&file=article&sid=234>

Illig, Heribert (2004): C14: einmal mehr desavouiert. Causa Reiner Protsch von Zieten; in: *Zeitensprünge* 16 (3), 497-502

Neue Medizin = <http://www.neue-medizin.com/mcbean1.htm>

Pollmer, Udo (2005): Esst endlich normal. Wie die Schlankheitsdiktatur die Dünnen dick und die Dicken krank macht; München

Pollmer, Udo / Warmuth, Susanne (2000): Lexikon der populären Ernährungstümer. Mißverständnisse, Fehlinterpretationen und Halbwahrheiten von Alkohol bis Zucker; Frankfurt am Main

Pollmer, Udo / Fock, Andrea / Gonder, Ulrike / Haug, Karin (2001): Prost Mahlzeit. Krank durch gesunde Ernährung; Köln

Span. Grippe = http://de.wikipedia.org/wiki/Spanische_Grippe

Gerhard Anwander, 87757 Kirchheim i. Schw., Dorfstr. 5

Anwander-PSE@t-online.de

Postskriptum

Am 6.7. meldete der Pharmakonzern Baxter einen Durchbruch bei der H5N1-Vogelgrippe-Vakzine-Forschung. Sein neuer Impfstoff wirke gegen beide bekannten Stämme des Vogelgrippevirus, weshalb die Chancen gut stünden, auch ein zukünftig entstehendes Virus, das Menschen gefährden könnte, abzuwehren.

Am 26.7. zog GlaxoSmithKline (GSK) nach. Der Impfstoff dieses Konzerns benötige eine erstaunlich niedrige Antigendosis, was ihn weltweit als prophylaktischen Impfstoff besonders interessant machen könne.

Da das Virus immer noch nicht zu einer massiv Menschen gefährdenden Form mutiert ist – das Ereignis wird seit etwa April letzten Jahres herbeigerebet und beschworen –, müssen im Fall des Falles beide Vakzinen dem neuen Virus angepasst werden. Da niemand gern umsonst arbeitet, wollen wir jetzt zuversichtlich sein, dass das Virus endlich forschungsgerecht mutiert.

Nachtrag und Korrektur

von Karl-Heinz Lewin

Nachtrag zu *Komputistik contra Phantomzeitthese* [Lewin, ZS 2/2005, 455-464]:

In dem im Titelbild von Heft 2/2005 abgebildeten Kupferstich von Noris [aus Voigt 2003, *Das Jahr im Kopf*, 114] hatte ich zwei Rechenfehler und einen offensichtlichen Druckfehler entdeckt [Lewin 460 f.]. In der dritten Märzwoche dieses Jahres konnte ich den Kalenderstein im *Museo Arcivescovile* zu Ravenna mit eigenen Augen begutachten. Hierbei stellte ich fest, dass dieser Osterkalender in Sektor 10, Zyklus 5 (Zeilen 13-14) die korrekte Angabe „III N AP LU XXI“ (3.4. Mond 21) und im Sektor 16, Zyklus 3 (Zeile 7) die korrekte Schreibweise „ÇII“ enthält – die entsprechenden fehlerhaften Angaben „II N AP LU XX“ und „CII“ (C an Stelle des Digamma) im Kupferstich sind also kein Fehler des Steinmetzes, sondern Kopierfehler oder Fehler des Kupferstechers. Das I von „LU XXI“ in Sektor 10, Zeile 14 ist nur schwach lesbar, da ihm die Farbfüllung abhanden gekommen ist.

Andererseits enthält der Kalenderstein in Sektor 12, Zyklus 3 (Zeilen 7-8) tatsächlich die falsche Angabe „ÇII ID APR LU XÇI“ (6.4. Mond 17) an Stelle des korrekten Wertes „ÇII ID APR LU XÇ“ (6.4. Mond 16) – in diesem Falle ein Fehler des Steinmetzen oder wohl eher seiner Vorlage.

Hervorzuheben bleibt, dass ein Fehler in 95 Einträgen die grundsätzliche Korrektheit des Kalendersteins nicht schmälert.

Den genauen Wortlaut der Plakette im *Museo Arcivescovile* habe ich nicht mehr in Erinnerung, aber der Stein wurde „calendario liturgico“ genannt und ins „VI secolo“ datiert, mit Hinweis auf die Osterdaten für 94 (!) Jahre ab 532. Die Zahl 94 (statt $5 \times 19 = 95$) findet sich auch in allen (!) Reiseführern. Beispielhaft *Ravenna, guida ai monumenti e ai musei della città* von Riccardo Ricci und Wladimiro Bendazzi [Ravenna 1994]:

„Calendario liturgico del VI secolo. Serviva per determinare il giorno di Pasqua per un periodo di 94 anni e precisamente dal 532 al 626.“ (Liturgischer Kalender des 6. Jh. Er diente zur Bestimmung des Ostertages für eine Periode von 94 Jahren, genau von 532 bis 626).

So oder ähnlich muss auch die Inschrift auf der Museumsplakette gewesen sein. Die genannten Jahreszahlen umfassen tatsächlich aber 95 Jahre.

Korrektur zu Hajo Pickel [ZS 1/2006; 189-198]:

Leider hat sich Hajo Pickel in seinem Artikel verrechnet: Da das Julianische Jahr gegenüber dem Sonnenjahr um ca. $1/128$ Tag zu lang ist, verschieben sich die Daten der Jahreseckpunkte ungefähr alle 128 Jahre um einen Tag im

Kalender nach hinten, also zu kleineren Datumsangaben. Will man umgekehrt von einem gegebenen Datum aus in die Vergangenheit zurückrechnen, muss das Kalenderdatum entsprechend erhöht und nicht erniedrigt werden. Unter der Annahme, dass die von Pickel [195] angegebenen Daten für die von Ptolemäus und Hipparch gemessenen Frühlingseckpunkte korrekt in den Julianischen Kalender umgerechnet sind, ergeben sich folgende Daten für die Frühlingsäquinoktien:

a) aus der Angabe des Ptolemäus (22.3. „im 463ten Jahr nach dem Tod Alexanders“ = +141 (ohne Jahr 0 gerechnet):

22.3. +141, 23.3. +13, 24.3. -116 sowie 21.3. +269, 20.3. +397

b) aus der Angabe des Hipparchos (24.3. -146):

24.3. -146, 23.3. -18, 22.3. +111, 21.3. +239, 20.3. +367

Die Daten liegen nur 30 Jahre auseinander (entsprechend $\frac{1}{4}$ Tag), so dass Ptolemäus eigentlich keinen Grund hatte, die Angabe des Hipparchos „für falsch“ zu halten. Es ergibt hieraus auch kein Hinweis auf einen auf die „problematische Umrechnung“ zurückzuführenden Fehler.

Für -45 (Cäsars Kalenderreform) ergibt sich dann keineswegs der 20+ $\frac{1}{2}$. März, sondern der 23+ $\frac{1}{2}$. (Ptolemäus) bzw. der 23+ $\frac{1}{5}$. (Hipparch), für 325 (Konzil von Nicäa) dagegen der 21+ $\frac{1}{2}$. (Ptolemäus) bzw. 21+ $\frac{3}{5}$. (Hipparch), für 1582 (Gregors Kalenderreform) der 10+ $\frac{1}{4}$. (Ptolemäus) bzw. 10+ $\frac{1}{2}$. (Hipparch) als Datum des Frühlingsäquinoktiums.

Somit hat H. Pickel keineswegs bewiesen, was er zu beweisen behauptete. Vielmehr bestätigen seine Daten scheinbar die Behauptungen der Phantomzeitgegner (z.B. Voigt [2/2005, 420-455]). **Scheinbar** – denn wer immer den 7. Pachon „im 463ten Jahr nach dem Tod Alexanders“ und den 27. Mechir des Hipparchos [Pickel 195] in den Julianischen Kalender umgerechnet hat, tat dies so, dass die Daten mit unserer offiziellen Zeitrechnung (inklusive möglicherweise unvermuteter Phantomzeit) übereinstimmen. Scheinbar deshalb, weil bloße Datumsangaben eine beliebig lange Phantomzeit zulassen. Gibt es aber nachweislich antike Datumsangaben mit einer der Zusatzangaben Wochentag, Mondphase oder Bezug auf eine Mondtafel oder Ostertafel, dann engen diese den Spielraum für denkbare Phantomzeiten ein (in Vielfache von 4, 7, 28, Vielfache von 19 oder gar von allen; die oft beschworene Indiktion – siehe die rezenten Artikel von Voigt und Birken – klammere ich aus, falls nicht nach der vermuteten Kalenderumstellung noch damit gerechnet wurde). Wie viele solcher kombinierter antiker Datumsangaben gibt es, unter jeweils welchen Zusatzannahmen wurden sie in die späte christliche Zeitrechnung umgerechnet, sind diese Zusatzannahmen unbedingt gültig, oder sind sie willkürlich vom Glauben an die Kontinuität der Zeitrechnung diktiert?

Karl-Heinz.Lewin@t-online.de

Theseus samt Hinweisen

„Grab des Theseus entdeckt?“ Sieh an! Laut Agenturmeldungen hätte also der Terminator des Minotaurus und der Ariadnefadenbenutzer im kretischen Labyrinth tatsächlich gelebt; der Befreier Athens vom Tribut des König Minos – alle 7 Jahre 7 Jungfrauen und 7 Jünglinge – wäre als König von Athen nicht dort, sondern in seiner Heimat, in Troizen auf der nordöstlichen Peloponnes begraben worden.

„Das ist natürlich ein Missverständnis“, sagt Eleni Konsolaki: „Theseus war ja keine historische Person. Aber wir können jetzt zum ersten Mal zeigen, dass der Mythos auf einem realen Hintergrund beruht, dass in Troizen wirklich eine fürstliche Familie herrschte.“ [Bausinger]

Denn es wurden drei ausgeraubte Kuppelgräber mit spärlichen Begleitfunden freigelegt, das größte mit einem Durchmesser von 11 m – zum Vergleich: Das berühmte *Schatzhaus des Atreus* im nahen Mykene durchmisst 15 m [Blaser 15]. Gräber mit Bienenkorbkuppeln werden in die Zeit vom -15. bis -13. Jh. datiert, also auch in die Zeit Theseus', der laut dem Parischen Marmor 40 Jahre vor dem Fall Troias König geworden sei [vgl. Heidrich 258-263.]. Während die Archäologen nun nach der zugehörigen Siedlung samt Palast suchen, weisen die Mythologen darauf hin, dass Theseus schließlich aus Athen verjagt und auf Skyros gestorben sei. Den Chronologiekritiker bleiben hingegen bei ihrer Datierung von 'Theseus' und den Kuppelgräbern ins -8./7. Jh., auch wenn die 'klassisch' geeichten C14-Messungen an den aufgefundenen Knochen zwangsläufig das -2. Jtsd. bestätigen werden.

Bausinger, Susanne (2006): Vorbild für Theseus. Griechische Forscher legen Kuppelgräber im Peloponnes frei; in: *SZ*, 5. 7. 2006

Blaser, Werner (1983): *Zeichnungen großer Bauten*; Basel · Boston · Stuttgart

Heidrich, Specht K. (2004): *Mykenische Geschichten*; Gräffelfing

hi

*

Von Johannes NEUMANN steht ein neuer Text über den historischen Jesus im Internet, siehe unter: www.JohannesNeumann.com

*

Der Nachdruck von Gunnar HEINSOHNS: *Die Sumerer gab es nicht* verzögert sich leider bis in den Spätherbst. Nachgedruckt wird von ihm demnächst *Wie alt ist das Menschengeschlecht?*, während *Assyrerkönige = Perserherrscher!* abverkauft ist und zunächst ohne Neuauflage bleibt.

*

Zum *Jahrestreffen in Kassel* am 1./2. Oktober respektive 30.9.-3.10. erhalten Sie die Unterlagen direkt beim Herausgeber (siehe Impressum).

Mantis Verlag (Abonnentenpreise inklusive deutschem Porto)

Birken, Andreas (2004): Neuer Atlas zur Geschichte des alten Orients
Karten und Regentenlisten. CD, für ZS-Abonnenten (= für Abo.) 17,50 €

Heidrich, Specht K. (2004): Mykenische Geschichten. Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. Griechisch-archaische Geschichte auf dem Prüfstand. 416 S., 24,50 €, für Abo. 21,50 €

Heinsohn, Gunnar (*2003): Wie alt ist das Menschengeschlecht?
Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit
158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €

Heinsohn, Gunnar (*1997): Wer herrschte im Indus?
Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser
102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, für Abo. 10,- €

Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert (*2003): Wann lebten die Pharaonen?
503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €

Illig, Heribert (*2005): Die veraltete Vorzeit.
Eine neue Chronologie der Prähistorie
240 S., zahlreiche Abb., Pb.; 17,90 €, für Abo. 15,- €

Illig, Heribert (*1996): Hat Karl der Große je gelebt?
405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abo. 5,- €

Illig, Heribert · Anwander, Gerhard (2002): Bayern in der Phantomzeit
Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Zwei Bände
958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, für Abo. 25,- €

Illig, Heribert · Löhner, Franz (*2003): Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit
270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €

Menting, Georg (2002): Die kurze Geschichte des Waldes
Plädoyer für eine drastische Kürzung der nacheiszeitlichen Waldgeschichte
170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, für Abo. 13,- €

Siepe, Franz (2002): Fragen der Marienverehrung.
Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen
240 Seiten, davon 16 Kunstdruckseiten, Pb.; 17,90 €, für Abo. 15,- €

Sonnenschildt, Reinhard (1994): Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, f. Abo. 11,- €

Tamerl, Alfred (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung
327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 18,- €

Thiel, Werner (2005): Schwert aus Pergament, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €

Weissgerber, Klaus (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte
Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken
325 S., 35 Abb.seiten, Pb. 19,80 €, für Abo. 17,50 €

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vormalig ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘)
Jahrgang 18, Heft 2, August 2006

- 269 Martin Kerner: Bronzezeitliche Astronomie. Das Steinbeil von Radewell – ein luni-solar-planetarer Kalender
- 282 M. Kerner: Der Goldhut von Schifferstadt. Ein olympischer Venus-Kalender
- 293 Heribert Illig: Nebra und Mul.Apin oder Wann beginnt wissenschaftliche Astronomie?
- 307 Otto Ernst: KV55 - das rätselhafte Grab
- 322 Andreas Birken: Napoleons Chronologie und die Herodot-Manetho-Kontroverse
- 328 Klaus Weisgerber: Die „Hethiter“ IV (Asiatica IV/2d)
- 360 K. Weissgerber: Zur absoluten Chronologie Vorderasiens
- 362 K. Weissgerber: Antwort auf Gunnar Heinsohn [ZS 1/06]
- 364 Gunnar Heinsohn: Mediens Großkönig Kyaxares. 'Phantom' oder fundreich belegt ?
- 395 A. Birken: Von Harappa nach Aratta
- 400 H. Illig: Wiederholter C14-Unfug. Erneut Geistes- gegen Naturwissenschaften
- 404 Ludwig A. Haßler: Von der Geschichte, die nie geschah, aufgespürt von Peter Hahn
- 410 Hans-E. Korth: Ein Schreiben des Leo von Vercelli
- 417 Volker Friedrich: Zur Zeitstellung Karls des Großen
- 435 Renate Laszlo: Der hypothetische Dichter *Cynewulf*
- 449 Michael Meisegeier: Phantomzeitliche und phantomzeitnahe Bauten in Thüringen und Sachsen-Anhalt
- 483 Karl-Heinz Lewin: 2.000 Jahre Trier – was blieb übrig? Eine Untersuchung der Baudenkmäler (Trier II)
- 497 H. Illig: Aachen, Köln und Hamburg. Zwischen Vandalismus und Vergeblichkeit
- 505 Franz Siepe: Wasserspeier und andere Monster. Eine Sammelrezension
- 514 A. Birken: Supervulkane. Die nächste Katastrophe kommt bestimmt
- 517 Gerhard Anwander: Vom wissenschaftlichen Betrug und seinen zuweilen tödlichen Folgen
- 528 K.-H. Lewin: Nachtrag und Korrektur
- 530 Theseus samt Hinweisen
- 267 Editorial
- 531 Verlagsmitteilungen

ISSN 0947-7233